KPD
2899
HN 2PYB Q

PD
28993

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

Google

Otto Ludwig's gesammelte Werke.

Dritter Band.

Digitized by Google

Otto Ludwig's
gesammelte Werke.

Mit einer Einleitung von Gustav Freytag.

Dritter Band:

Die Heiterethei und ihr Widerspiel.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

50514.67.10

KPD2899 (3)

HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Hale fund

Die Heiterethei.

„Auch zum Gründer Markt, Dorle?“

„„Noch e' Bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und ſagt, Frau Dotin, ob ihr was hin zu beſtellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Factor? Und dann gebt's ſchnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nöthig wär'. Und zu ſpät in die Nacht mag ich nicht.““

„Was das für ein Haſtigthun iſt!“ ſagte die Wirthin, vor deren Thür dieſes Geſpräch Statt fand. „Man ſollt' meinen, die Mädle von jetzt, das wären erſt Mädle. Na, ich bin auch eins geweſt, und nicht das langſamſt'; aber Zeit zum Athemholen hab' ich mir alleweil noch gegönnt.“

„„Ihr ſeid auch ein Mädle geweſt?““ fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirthin war eine jener Geſtalten, die man ſich nicht jung denken kann. Die umherſtehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erſchien in ſeiner treuherzigen Verwunderung noch friſcher als ſonſt. Was für gottloſe braune Augen ſie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umſtände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt, wie das anfangen. Er hatte ſchon während des ganzen Geſprächs darüber nachgeſonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeſchoſſen, eines ganzen Kopfes länger, als der kleine Mann. Selbſt auf den Zehen ſtehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halſe hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu ſich herabziehen zu können, hätte er viel ſtärker ſein müſſen oder ſie viel ſchwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich, wie vorhin schalkhaft, als es sagte: „Nichts für ungut, Frau Dotin. Hab's nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub'."

„„Du bist ein Spitzbub' das ganze Jahr,"" sagte die Wirthin. „„Kann sein, daß was da ist für den Herrn Factor."" Und sie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirthshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihren Schiebkarren herab und, verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf, fragte er: „Aber was willst du dir nur holen damit?"

„Einen Mann," lachte der Schmied.

„„Einen Schmied,"" entgegnete das Mädchen ernsthaft. „„Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heim nicht in jedem Wirthshaus einkehren sollen.""

„Die Schneider nicht?" fragte der Schneider fast neidisch.

„„Auch,"" sagte das Mädchen; „„nicht wegen der Wirthshäuser, nur, daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläs't.""

„Du mußt den Holder-Fritz frei'n," hustete der Weber. „Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchthurm von der Kirch' und zur Stadt hinaus."

„„Das käm' zu spät,"" sagte das Mädchen ruhig. „„Bis dahin habt ihr ihn hinausgehustet.""

„Wo stellt ihr ein auf dem Markt, Annedorle?" fragte der Schmied. „Heimwärts führen wir uns."

„„Ihr werdet wohl einen brauchen, der euch führt,"" sagte das Mädchen; „„ich nicht.""

Die Wirthin kam mit einem Packetchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

„Das glaub' ich," sagte das Mädchen, „und drum geh' ich allein. Wenn ich wieder etwas an euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm' ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir

nicht drauf ankommen, ſo kriegt ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin.“

Die letzten Worte kamen ſchon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war ſchneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Geſtalt zugetraut hätte. Unwillkürlich ſahen ihr Alle nach.

„Immer heiter,“ huſtete faſt ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

„„Dafür heißt ſie auch die Heiterethei,““ lachte die Wirthin.

Der Schneider ſann über etwas, dann ſagte er: „Man ſollt' doch Keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt', der auf ihn paßt'. Da würd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernſt und ein Saufaus Nüchtern hieß', und man wüßt' gleich, wenn man nur den Namen hört', wie der Mann beſchaffen iſt. Heiterethei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle ſelber.“

„„Da ſorgt ja,““ ſagte der Schmied, „„daß ihr einmal eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn ſie ſonſt Niemand aufzieht, können ſie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Apart's an ſich hat, dem braucht's nicht leid zu ſein darum, den taufen die Leut' ohnehin noch einmal.““

Auf des Schneiders Geſicht hätte man leſen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der Uebrigen nicht verrathen hätte.

Er ſeufzte nämlich trotz ſeiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter. Sie nannte ihn nicht anders, als den „Jung“. Natürlich hieß er von Stund' an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen ſo. Man erzählte ſich, ſie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entſprechend. Und mehr als Einer wollte geſehen haben, wie die ſtarke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken ſtraff gezogen, während ihre Rechte die Feſtigkeit eines ſpaniſchen Rohres an dem Theil gemeſſen, auf deſſen Ausdauer bei der Schneiderei ſo viel ankommt. Aber was will nicht der und jener

Spottvogel geſehen haben, den ein Verhältniß der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausſchoß und dann hineindrohte: „Reſpect muß im Hauſe ſein!“ dachten die Vorübergehenden dazu: „Aber jetzt ſteht er vor der Thür.“

Der Schneider achſelzuckte ein ſtummes: „Man kennt den Morzenſchmied, was für ein Schabernacker der iſt, ſo duchſig er thut.“

Die Wirthin aber erinnerte der fliegende Saum des rothflanellenen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verſchwand, wieder an die Heiterethei. „Aber ſie könnte,“ ſagte ſie, „eben ſo gut die Bravethei heißen, als die Heiterethei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann ſingt; wenn ſchon ein Bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schweſter Mutter geworden iſt von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo ſie gedient hat, da hat die Heiterethei ſie fortgeholt und hat ihr einen andern Dienſt verſchafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten haſt, hat ſie zu ihr geſagt, dann will ich wieder deine Schweſter und ſoll das Liesle dein Kind wieder ſein. So lang aber kommſt du mir nicht wieder ins Häusle, daß du's weißt. Das Kind aber hat ſie behalten, und nicht viel Mütter ſind ſo brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiterethei gegen das Liesle iſt.“

„Ja, und die Hochmuthei dazu,“ huſtete der Weber. „„Wo ſie die Mannsleut' verſpotten kann mit Wort oder That, da iſt ſie gewiß bei der Hand. Aber ſie wird wohl ſchon einmal ſchlecht anfliegen, und ich wär' nicht der Einzig', der's ihr gönnt.““

Ein Blick der Zuſtimmung, in dem die übrigen Männer ſich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr geſprochen.

Unterdeß waren ſie mit Bezahlen, friſch Tabak ſtopfen und Anbrennen fertig geworden und machten ſich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der Letzte rief der Wirthin, welche die leergetrunkenen Gläſer am Brunnen ſchwenkte, zurückſehend noch zu: „Prächtig Wetter heut!“

Die Wirthin ſah ſich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, ſagte ſie: „Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt' heut nicht Gründer Markt ſein.“

Die Wirthin weiß es, und, ſie nicht allein, alle Welt weiß es, wie's mit dem Wetter iſt zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt ſo blau und golden, wie es der Farbenkaſten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor ſechzig Jahren; denn damals war Alles beſſer, ſelbſt das Wetter; frage nur die Reicker Wirthin, wer's nicht glauben will. Kaum iſt's Mittag, da ſteigt's von allen Seiten auf; da hebt's und drängt's, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär' ſchon gut, wenn es nur aufzuhören verſtände zur rechten Zeit. Aber immer noch ſteigt's und drängt's. Da wird ein Hin- und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zuſammen- und Uebereinanderſchieben, daß endlich die Funken davon ſtieben und das ganze Wolkengewölbe unter ſeiner eigenen Laſt zuſammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer an einander in ungezählte Tropfentrümmerchen zerſplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter dieſen letzteren iſt; in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren ſich öffnen, in eine kreiſende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Maſſe um ihre und noch einmal beſonders um ſeine eigene Achſe gewirbelt, weiß er bald nicht mehr, was ſich dreht, er oder die Häuſer und Buden um ihn herum. Bald erſcheint die rettende Thür, bald verſchwindet ſie, ohne daß ſie ihm näher gekommen iſt. Die Hutkrämpe, von Regen und Mitleid erweicht, ſenkt ſich allmälig und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigſtens den Anblick ſeines Schickſals, bis

eine Fluth ihn plötzlich davon führt, er weiß nicht, wohin, und eine Thür ihn einschlingt, die er nie zu passiren gemeint hat. So ist's im Marktflecken selbst; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Aehnlichen doch ein ganz verschiedenes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege ist, hat die Schritte schon eine gute Weile her länger und schneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer so vorsichtig war, einen Regenschirm mitzutragen, dem lohnt sich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, rother, blauer, grauer, schwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenschirm ist der Mann des Tages. Was keiner ist, müht sich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Wasserkannen, Töpfe, Tiegel, Alles vergißt im Drange der Noth seine eigentliche Bestimmung. Da huschen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezogenen Strümpfe und Schuhe in den Händen, die Straße hin, und neben jeder huscht ein Mittelding von Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den nassen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und schnaubt und stampft und spritzt vorbei, daß die Weiber aufschreien und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er ist schon voll, und schon ist er vorüber. Die Geborgenen oben lachen schon in der Ferne und die in ihrer Hoffnung Getäuschten unten senden Verwünschungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die sie nicht erdacht sind — wenn das ewig gleiche Plätschern des Regens sie nicht vorher überplätschert. Aber stehen bleibt Niemand; es müßte denn ein Angetrunkener sein, der im seligen Vergessen aller Noth mitten auf der Straße sich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeschleppt, halb getragen, halb geschleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es muß gehen.

Und so geschieht's am Tage des Gründer Marktes, seit der Gründer Markt im Kalender steht

Wer's noch genauer wissen will, höre nur der Reicker Wirthin zu, die's eben ihren Gästen erzählt. Und er wird, be-

ſonders in Anbetracht der Länge dieſer Erzählung, ſo froh ſein, im Trockenen zu ſitzen, als nur immer unſere Bekannten von vornhin ſein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zuſtand an ſich beneidenswerth zu nennen wäre! Es iſt vielmehr ein wahrer Härings-Zuſtand. Man denke ſich hundert Menſchen in eine enge Dorfwirthsſtube zuſammengepreßt, die Scheitel in die ſchweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaksrauch und dem Angſtſchweiß naſſer Kleidungsſtücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahlloſen da unter den Tiſchen herum und unter einander liegenden Beinen man an ſich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Erſticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden. Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hülfloſigkeit eben nur ſo viel Helle auszuſtrömen, als nöthig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es iſt.

Aber eine Noth kann zur Wohlthat werden, wenn ſie von größerer Noth errettet. Und bald hörte mit der größeren auch die kleinere auf. Es regnete ſchwächer, und wen nicht die Sorge um ſein Heimweſen dem leiſeren Rieſeln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieſes endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten ſich Lücken im Gewölke. Das flog nun ſelbſt wie eine endloſe Folge dunkler Regenſchirme in den Händen eilender Rieſen am Himmel dahin.

Der Mond ſtellte ſich auf die Zehen und ſah zwiſchen ihnen hindurch auf die naſſe Straße herab. Die hielt ihm tauſend Spiegel vor und er ſah wohlgefällig, um wie viel ſchöner und vollwangiger er nun ſeit geſtern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, ſei es aus Behagen am Wirthshauſe oder aus Unbehagen an dem, was ſie daheim erwartete, ruhig ſitzen blieben, um, wie ſie ſagten, den Weg unterdeſſen noch etwas abtrocknen zu laſſen. Unter dieſe gehörte auch unſer Männer-Kleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenſchmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er ſeiner Morzenſchmiedin etwas aufzuheften oder ſonſt einen Streich zu ſpielen wußte.

Hatte er ſie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern ſeiner Straße oder des ganzen Städtchens zuſammengehetzt, dann war es ſeine Luſt, mit Henkergeſchicklichkeit ſie in die größte Angſt hinein zu bedauern. Und höchſt unlieb wäre es ihm geweſen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, ſie klug zu machen. Die Schuſter-Märtineſſin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doctorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigene hatten, daß ihre Anfälle begannen, ſo oft ſie ihren Märtines die Treppe heraufkeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er dieſelbe wieder hinabhuſtete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eigenen Heerdes verbitterte, wiſſen wir ſchon.

Dieſe drei Männer ſaßen zuletzt noch faſt ganz allein da, und ihr Geſpräch war ſo in's Stocken gerathen, daß ſie, in ſich verſunken, ſelbſt nicht wußten, wie ſehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür ſich vernehmen ließ, ſie zu erwecken. Und dieſe Stimme klang ſo voll und tief aus der Bruſt herauf, daß die vorgeſunkenen Köpfe faſt erſchrocken emporfuhren.

„Da habt ihr euren Mann, Frau Dotin," ſagte draußen die Heiterethei. „Er iſt der allerbeſt', raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn ihr ihn nicht mehr mögt, braucht ihr ihm nur den Kopf abzubeißen."

„„Dazu iſt er gut,"" hörte man die Wirthin lachen; „„und darum krieg' ich ihn. Wär' er zum Heirathen geweſen, hätt' ich ihn ſicher nicht gekriegt.""

„Ihr müßt einmal gern geheirathet haben, weil ihr noch immerfort ſo gern vom Heirathen ſprecht."

„„Ja,"" antwortete die Wirthin, „„aber wie ich am liebſten geheirathet hätt', da hab' ich am wenigſten davon geſprochen. So haben's die Mädle und die Weiber, ſo lang' die Welt ſteht.""

„Das ſagt ihr. Jedes meint, wie's ihm war, ſo muß dem Andern auch ſein."

„„Und ich denk', wie's Jeder meint, ſo wird's auch ſein.""

„Aber es iſt doch nicht ſo! Und wenn's ſolche giebt, müßt ihr dann ſprechen: Alle ſind ſo? Sagt meinetwegen: es giebt ihrer genug, die ſo ſind. Das ſind ſolche, die's nicht allein ermachen können. Wer's muß, da hab' ich nichts dagegen, aber ich thät's nicht, und wenn ich tauſendmal müßt'. Weil die Mädle heut zu Tag noch ſchwächer und einfältiger ſind als die Mannsbilder ſelber."

„„Darum iſt's nicht. Die Männer heirathen doch auch. Wenn Jedes was Stärkeres und Geſcheidteres heirathen will, wen ſollen denn die heirathen?""

„Meinethalb den Kukuck von Langenſalz. Was geh'n die mich an? Die Männer frei'n, damit ſie einen Narren haben, und die Mädle, weil ſie ſelber Narren ſind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für euer Gerede."

„„Die Männer und die Mädle! als wenn du nicht ſelbſt ein Mädle wärſt! Oder was biſte ſonſt?""

„Ich bin ich. — Und ich frei' einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn ihr mir einen auf dem Teller präſentirt und er wär' obenein ein Prinz. Und red't ihr noch ein Wort, ſo weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brod verdien' ich allein, wenn ich ſchon ein arm' Mädle bin. Ich bin ſtark genug, und bin klug genug, und ich brauch' Keinen, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Dabei war die Thür geöffnet worden und das Mädchen mit rothem Geſichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Geſtalt ſchüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Luſt, das Geſpräch, das ſie mit angehört, weiter zu führen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tiſches. Der Schneider erſah ſich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute Morgen in's Werk zu ſetzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um dieſe und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Geſichtes gewichen. Das Mädchen hatte ſo pralles Fleiſch, daß jede Bewegung vorübergehend ſolche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, ſo wie der Druck aufhörte, einer deſto dunkleren Färbung Platz

machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröthen vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint: daß ſie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meiſten; jetzt ſchien ihm der trotzige Ausdruck derſelben noch ſchöner, und ihre Augen gefielen ihm, ſo wild und ſcheu, noch mehr, als da ſie lachten.

Vorſichtig und geräuſchlos begann er, auf der Platte des Tiſches ſitzend, an dem ſie abgewandt ſtand, immer näher an ſie heran zu rutſchen. Saß er hinter ihr, dann bedurft' es nur eines Zurufes. Wenn ſie dann erſchrocken arglos das Geſicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenſchmied ſchien ganz wo anders hinzuſehen, als nach dem Schneider. Er hielt ſeine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei ſo ſchief ſtanden, daß er der Heiterethei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühſam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, huſtete und ſprudelte unterdeſſen: „Ja, ſo ſtark wie die Weibsleut' ſind und ſo klug wie die Weibsleut' ſind! Und doch, wo was ordentlich gemacht ſein ſoll, da muß es der Mann. Wenn ſie mit den Händen wackeln, das muß geärbet ſein, und wenn die Zunge geht, da meinen ſie, das iſt gedacht. Ei ja! wenn ſie den Stubenehren ein Bißle mit dem Beſen kitzeln, daß der lachen möcht', und drei Mal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Hand voll Salz aus der Meſte ſoll in den Topf!"

Das Mädchen ſchwieg, man hätte gemeint, wie ein geſcholtenes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen ſo eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider ſaß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; ein Schauer rieſelte ihm den Rücken herab, und das Leiſeathmen wurde ihm immer ſchwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umſchau'n. Drum fiel der Schmied helfend ein: „Was? Ich wett', das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf ſich, wenn mit der Zunge geärbet wird."

„„Ihr ſeid freilich ſtärker,““ ſagte das Mädchen nicht halb ſo keck als ſonſt. „„Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut' auf eure.““ — Sie war ſchon einigemal wie mechaniſch mit der flachen Hand über den Tiſch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt ſtrich ſie eben ſo und immer noch mit abgewandtem Geſichte den ganzen Mann herab, ſcheinbar ſo unabſichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tiſche ſtreicht, ohne gewahr zu werden, was man thut.

Alles lachte und ſah nach dem Schneider, der, ſo unerwartet auf die Diele zu ſitzen gekommen, ſich zu beſinnen ſchien, wie.

Die Heiterethei that noch verwunderter, als der Schneider ſelbſt, indem ſie einen Augenblick nach ihm hinſah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Thränen kamen, und ärgerte ſich doch zugleich und ſchwur bei ſich, nicht zu ruh'n, bis er durch einen größeren Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eiferſucht. Irgend Jemanden ſo tuckmäuſerig dem Gelächter Preis zu geben, das hielt er für ſein Revier, und die Heiterethei war ihm eine Wildſchützin darin, die geſtraft werden mußte.

Doch wurd' er faſt ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verrathen, wenn ſie die Verhöhnung des Schneiders beabſichtigt hatte.

Im Gegentheil ſchien es der ungemiſchte Ton des Verdruſſes, in dem ſie nun ſagte: „Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt' ich nur erſt meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenn's ſo ein drei Stunden geregnet hat, iſt da außen ein Lehm, als ſollt' der Schloßthurm gekocht werden, und man braucht einen Topf dazu.“

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünſchte Gelegenheit von ſelber, dem Uebermuthe Eins zu verſetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

„Ja,“ ſagte er, „das Dorle will uns was weiß machen, damit ſie lachen kann, wenn wir's glauben.“

„„Da hat ſich's zu lachen,““ entgegnete die Heiterethei. „„Ich muß heim, und allein bring' ich den Karren nicht heraus.““

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, deſto höher richtete ſich der Schneider auf.

„Ich denk',“ ſagte der Schmied, und ſeine Augen kamen immer ſchiefer zu ſtehen, „ich denk', das Dorle iſt ſtark genug und iſt klug genug und kann's allein ermachen? Wenn ſie ſo klug iſt, wird ſie ja nicht mehr geladen haben, als ſie fahren kann, und wenn ſie Alles allein ermachen kann, wird ſie wohl fahren können, was ſie geladen hat.“

„„Wenn das Wetter ausgehalten hätt',““ ſagte die Heiterethei. „„Wer kann für's Wetter?““

„Ja freilich! das Wetter,“ huſtete der Weber triumphirend; „das iſt den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! wenn das Wetter nicht wär', da blieben alle verfütterten Säu' geſund, da wär' Obenhin der beſte Jäter, und Alles, was ſie machen, das wär' gut, und Zufrüh und Zuſpät die beſten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding' ſich ſelber machten, wie das Wetter, da käm' Keine darauf, daß ſie nur ein Weibsbild iſt“ —

„„Und ein ander Ding um einen Mann,““ flickte der Schneider dazwiſchen, und ſeine geballte Fauſt ſagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Huſten. „So ein Ding, das da denkt: lieber die Bein' gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen erſieht, das kann ſie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum ſteht's ſchon in der Schrift, daß es ein ſchwach Werkzeug iſt, und der Mann ſoll ihr Herr ſein, denn warum? weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild iſt, hergegen ein Mann, das iſt ein Mann.“

„„Ja,““ ſagte die Heiterethei, „„wenn ich mir's ſo hätt' auslegen können! Aber deßwegen bleibt mein Schiebkarren, wo er iſt.““

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen;

der Weber fühlte, er mußte ſich ſelber am Kragen feſthalten, und wer weiß, was er noch gehuſtet hätte, wär' nicht der Schneider dazwiſchen gefahren: „Und wo er bleiben ſollt' nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geſchäh' einer juſt einmal recht, wenn ſie umladen müßt' und würd' noch ausgelacht dazu.“

Der Schmied, welcher ſchon lange beſchwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider in's Wort und dem Weber in den Huſten fiel, zum Reden.

„Aber das Dorle,“ ſagte er mitleidig, „kann ja doch eigentlich ſelber nichts zu dem Unglück, daß ſie nur als ein Mädle geboren iſt. Und wiederum ſteht in der Schrift, das ſtärkere Werkzeug ſoll ſich über das ſchwächere erbarmen. Aber“ —

„Umſonſt wird nichts!“ ſprach der Weber dazwiſchen.

„Abbitte muß ſie thun!“ der Schneider.

„Ja, von wegen dem,“ fuhr der Schmied fort, „was ſie vorhin gered't hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt ſich nichts ändern.“

„„Ja,““ ſagte die Heiterethei, „„und wenn ich's gethan hätt', müßt' ich mir doch ſelber helfen und würd' auch noch ausgelacht? Hernachen will ich's; aber vorher thu' ich's nicht; das ſag' ich gleich.““

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er ſelbſt, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit Einem Ruck und ſo der Heiterethei zu zeigen, was ein Mann ſei. Er ſtaunte ſelber an ſich hinauf und traute ſich das Ungeheuerſte zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr ſitzen und ſpuckte ſchon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiterethei ihnen noch einmal ſo in die Hände lief! ſie durften ſie nicht ſo ſchnell und glimpflich wieder heraus laſſen.

Da dieſe aber, ſo viel ihr ſelber daran gelegen ſchien, die Männer ſollten ſich an ihrem Fuhrwerke verſuchen, auch in der Schelmerei es ſich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, ſo erhob ſich endlich auch der Schmied, und der Zug ſetzte ſich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirthin verſcholl unbeachtet.

Das eigene Wedeln der Heiterethei mit dem Tragband in ihren Händen, beim argloſeſten Geſicht erinnerte ſie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermutheten Sprunge. Da die Männer nicht hörten und ihr ſelbſt über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu ſehen, ſo überließ ſie die Verblendeten der Heiterethei ohne weitere Verſuche, ſie zurück zu halten.

Außen hatte ſich unterdeß ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt Tretenden mit faſt herbſtlicher Friſche begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regen-Nachſchauer auf ſie warf.

„Und wo iſt denn nun das Bißle Karren?“ fragte der Schmied, ſich umſehend.

Die Heiterethei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen: denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier ſtack der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Dieſe nahm einen ſo unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider faſt bedauerte, ſo leicht davon zu kommen.

„Aerbet für einen Schneider,“ ſagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

„Schmied oder Schneider,“ ſagte er und warf den Unterſchied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. „Mann iſt Mann; und wär's nicht um einer ſchwachen Weibscreatur wegen, das Ding wär' für meinen Lehrjung' zu gering.“

Aber ſo verächtlich blickend er nun zwiſchen die Handhaben trat, geſchah's doch mit dem Entſchluß, ſeine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen ſollte der Karren, ſo leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! wäre der Schneider ſo energiſch wieder aufgeſtanden, als er ſich bückte, es wäre ſo geſchehen. Aber er ſtand gar nicht wieder auf, wenigſtens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit

der anderen Schulter bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten ſchob, der Karren flog nicht, er ſtand wie angewurzelt. Wüthend ſprang der Schneider endlich allein wieder empor. „Vexation!“ ſchrie er. „Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirthin hat nicht vergeblich gered't. Da iſt was Extra's aufgepackt.“

Die Heiterethei ſagte: „Ja, ſechs Schneider.“

Der Weber aber ſchämte ſich in der Seele ſeines ganzen Geſchlechtes, daß er den Schneider vorangelaſſen. Zornig ſchob er ihn aus dem Karren und ſich ſelbſt hinein. Nun ſpuckt' er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, ſondern wie ein Mann. Nun faßt' er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun taucht' er nieder, als gält's, den Kern der Erde zu ſtürmen; nun rannt' er gegen den Karren wie ein wüthender Elephant; nun — ja, nun lag er mit der Naſe auf der Laſt und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren ſtack ſo feſt als zuvor.

„Ein himmelverbrenntes Donnerwetter!“ fluchte nun auch der Weber, indem er ſich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abſtrich. „Der Schneider hat Recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du haſt noch was Apart's aufgepackt. Vexation iſt's, Vexation!“

„„Ja, freilich,““ ſagte die Heiterethei, „„der iſt vexirt, der ſich auf ein ſo ſtarkes Werkzeug verläßt, wie ihr eins ſeid.““

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten ſich die Arme und Beine zurecht, der Schmied aber lachte ſo fürchterlich, daß die Heiterethei ihn nicht anſehen durfte, wollte ſie ernſthaft bleiben.

„Das Mordmädle!“ dachte er. „Ich könnt' ihr ordentlich gut ſein für den Spaß da, obgleich ſie mir den Hauptjux verdorben hat, den über ſie ſelber. Und geſchenkt ſoll ihr das gewiß nicht ſein. Dem Weber und dem Schneider geſchieht's ſchon recht; warum ſind ſie ſolche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End'

mach' ich nun, ſonſt kommt die noch aus dem Häusle vor Uebermuth."

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräſentant ſeines ganzen Geſchlechtes, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände ſpuckt' er ſo beiläufig, als wär's nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem erſten vergeblichen Anſatz ſpuckt' er in vollem Ernſt. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von ſelbſt aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler ſonſt ganz guten Leute. Die gern Jedermann zum Beſten haben, ſind, wenn ein Anderer das an ihnen thut, gewöhnlich die Empfindlichſten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber ſeine Schadenfreude von vorhin mit Zinſen zurückgaben.

„Heben thut er ſich," ſchrie er endlich, „aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskaſten der Teufel ſelber nicht! Aber der Hexe da ſoll's gezeigt werden, was das auf ſich hat, Männer zum Narren zu halten! Das ſoll ſie einem Andern weiß machen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt' der Teufel ſelber ſein, der einen Karr'n vom Zainhammer bis daher führ' ſo beladen wie den."

„„Ja, wenn der Teufel kein Mannsbild wär',"" entgegnete die Heiterethei, indem ſie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. „„Aber er macht's halt wie alle Mannsleut'. Raiſonniren, was ein Mann für ein ander Thier iſt, wie ſo'n armes ſchwaches Weibsbild, das können ſie; aber ſo 'nem armen Weibsbild den Karren aus dem Schmutz thun — 'a, wenn s halt mit der Zungen zu machen ging'! Bin nur froh, daß ein Eiſenſtab kein Schweizerkäs iſt, ſonſt hätt' ihn der Meiſter Weber durch und durch geſtochen mit ſeiner ſpitzigen Naſen. Und wenn was zu beſtellen iſt an die Frau Morzenſchmiedin, oder wenn der Meiſter Schneider noch auffitzen will, ſo Einen bring' ich juſt noch fort; er könnt' auf dem Strick

reiten da; aber es müßt' geſchwind geh'n. Ich hab' nicht mehr viel Zeit.""

Sie ſah nach dem Schneider um, als wär's mit dem Aufſitzen ihr Ernſt. Dann hängte ſie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anſtrengung, den Karren aus dem Schmutz.

„Reſpect muß im Hauſe ſein!" rief ſie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße ſo ſchnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder daſtanden, als ſie um die nächſte Ecke verſchwand.

Freilich ſchon hinter dieſer nächſten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anſtrengung auszuruhen, aber nicht ohne erſt vorſichtig herumzublicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie ſah ſie langſam in das Wirthshaus zurückgehen, und nun erſt überließ ſie ſich dem Jubel, deſſen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerſter Mühe gelungen war.

Sie hätte ſich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, ſtand nicht vom Regen her Waſſer darauf. Sie kauerte, weil ſie ſonſt kein Plätzchen ſah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Ferſen nieder und umſchlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und jemehr die verdehnten Sehnen von der Erſchütterung des Lachens ſchmerzten, deſto heftiger mußte ſie lachen. Sie drückte ihr Geſicht in die Schürze, preßte den Zipfel derſelben in den Mund; aber die bewährteſten Mittel halfen nicht; ſie mußte den Lachſturm austoben laſſen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbſtändigkeit! Es war ihr, als hätte ſie einen Sieg über alle Männer der Welt davon getragen. Nicht mit dem Glücklichſten tauſchte ſie jetzt. Aber das hätte ſie auch wohl ſonſt nicht gethan. Denn Niemandem konnte wohler ſein in ſeiner eigenen Haut, als der Heiterethei; in eine fremde ſich auch nur hineinzudenken, fiel ihr nicht ein. So ſtrotzte jede Fiber an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Uebermuth.

Bald hatte ſich ihr Körper erholt und das Phlegma der

Gesundheit auch die innere Bewegung so auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als sie weiter fuhr, den rüstigen Gleichtritt kein schnellerer Athemzug mehr störte.

Wir können sie getrost sich selber überlassen; es wird für das Verständniß unserer Erzählung nöthig sein, dem Orte, dem sie so rüstig zufährt, und dem Treiben und der Art seiner Bewohner einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, sicher, daß sie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächst durch eine Doppelreihe von Städeln und wissen nun schon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit sich Ackerbau und Gewerbe theilt. Der Gründer Markt ist ein Ausnahmstag. Denn was Waaren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu schieben oder sich zu schlagen, eine Gurgel, um zu singen und zu trinken, ja, nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches, als an anderen Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinke Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem „Kübel" Wasser aus den großen steinernen Brunnenkästen in „Bütten und Stutzen". Andere rasselten, die rothflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straßen nach dem Thor, oder kehrten langsamer mit beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmeren, wie die Heiterethei. Wer Töchter hat, miethet keine Mägde. Die angesehenste Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt Werkeltags im rothflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke leer, der Webstuhl ruht, Scheere

und Säge hangen am Nagel; Meiſter, Lehrling und Geſelle tummeln ſich draußen im Felde oder auf der Wieſe.

Wir kehren wieder zu der Heiterethei zurück und treffen ſie ſchon an den äußerſten Städeln. Sie fährt langſamer als vorhin; ſie überlegt, ob ſie hier noch einmal ruhen oder in Einem Zuge fortfahren ſoll bis an die Nagelſchmiede, wo ſie ihre Ladung abzugeben hat. Sie iſt ſchon zu dem letzten entſchloſſen, da fällt ihr ein offenes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank ſteht. Rings um dieſe liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildeſten Unordnung durcheinander. Und kein Menſch dabei zu ſehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo ſie dergleichen ſah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht ſtehen ſehen, ohne es recht zu ſtellen, und wenn ſie noch ſo gut wußte, wie ſchlechten Dank ſie ſich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ ſie den Schiebkarren zur Erde nieder.

„So was!“ ſagte ſie und ſchlug vor unwilliger Verwunderung mit den Händen auf die Schürze. „Da läuft erſt der Meiſter von der Arbeit, hernach die Geſellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu' vom Trog. Freilich! Sollen die Geſellen auf ſeinen Nutzen ſeh'n, wenn's der Meiſter ſelber nicht thut! Aus dem Holders-Fritz wird halt ſein Lebtag nichts Geſcheidt's.“

An jedem Andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider geweſen, am Holders-Fritz erregte dieſe ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen ſich Rede zu ſtehen. Aber es regte ſich zugleich ein Etwas in ihr, was ſie freilich gewiß für nichts Anderes hätte gehalten wiſſen mögen, als wofür ſie ſelbſt es hielt, für Ordnungsliebe. Dieſes Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeſtändniß zum andern ſo lange fortzuſchwatzen, bis er endlich nichts mehr zuzugeſtehen hatte.

„Ich werd' nicht ſo dumm ſein,“ entgegnete der Zorn dem Etwas, „Ordnung zu machen, wo mich's nichts angeht. „„Aber

über die Schnitzbank,““ ſagte das Etwas, „„kann bei Nacht Jemand fallen.““

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Geſpräch geht fort: „Aus dem Andern mag werden, was da will!“ „„Wenn ich nicht einmal darüber wär', die Reifen ſollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag.““ — „Den Schnitzer und das Schnitzmeſſer — guckt nur! auch das Beil und die Säg' haben ſie liegen gelaſſen, die liederlichen Hünd'.“ „„Wenn mich nicht das Zeug dauern thät'!““ — „So; nun fehlt nur noch, daß ich ſo dumm wär' und kehrt auch noch die Spän' hinein, aber — nicht einmal einen Beſen haben die da. Es iſt mir nur Wunder zu ſeh'n, ob das Volk nicht einmal einen Beſen hat? Na, das ſoll wohl einer ſein! Würd' dem Geſindel keinen Finger koſten, wenn ſich's ſelber einen zuſammen bänd', eh' ſie das ſtumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor iſt auch hundert Jahr nicht geſchmiert. Es wär' ſchad' um den Holders-Fritz, wenn's ihm nicht recht geſchäh'. Nunmehr müßt' der Einer ſein. Warum heirath't er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, iſt's ſchlimmer, als gar Keine. Wenn er mich zur Frau hätt', da könnt' er noch einer werden. Ich wollt's ihm ſchon gönnen; er iſt doch nicht der Allerſchlimmſt'. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm', ich wollt' ihm allerlei ſagen. Ja, damit er Wunder dächt', was ich mit ihm haben wollt'? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frei'n. Und ich möcht' ihn nicht einmal. Den nicht und gar Keinen. Ich kann's zweimal allein ermachen. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

So lautete das Geſpräch, das die Gedanken der Heiterethei mit einander führten. Und wie dieſe mit dem Geſpräch, war ſie ſelber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor kreiſchte laut knarrend in der Angel; die Heiterethei ſah erſchreckt ſich um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büſchen gerauſcht. Aber Alles war ruhig und Niemand zu ſehen. Das Thor hatte die Gräſer vor der Scheune geſtreift; die hatten gerauſcht. Dennoch war das Mädchen mit Einem Satz auf der

Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Rick, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.

Schon war sie fast an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als sie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerstimmen auf sich zu kommen hörte. Erst war's ihr unmöglich, mehr als „der Fritz, der Holders-Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!" herauszuverstehen. Das Geschrei kam näher und wurde zu einer Art Gespräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

„Der Frankendorfer Wirth," schrie der Adams-Lieb, „das ist auch Einer, aber gegen den Holders-Fritz ist er doch nix."

„„Wenn ich dran denk'," lachte ein Anderer, „„wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle frei gehalten wie ein Fürst. Teixel, war das eine Lust!""

„Aber," jubelte ein Dritter, „wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und 'runter geworfen in den Steuereinnehmers-Garten, und sechs Mann haben's beinah nicht wieder 'raufgebracht!"

„„Muß da gerad das Gewitter kommen," schrie der Adams-Lieb wieder, „„wie ich schon den Rock angezogen hab' zum Gründer Markt. Es ist nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, sonst hätt' mich's doch geärgert.""

„Mit dein'm Gründer Markt!" eiferte ein Vierter; „wo das Bier sauer ist und die Bratwürst' wie die Schwefelhölzle und die Hammerschmied' thun, als wären sie Herr'n auf dem Tanzboden."

„„Oho," schrie der Adams-Lieb wie beleidigt. „„Nur net, wenn der Fritz dabei ist. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehste mit im Grund. Auf die Hammerschmied' hab' ich's lang gemünzt. Den'n mußt's einmal weisen!""

Und nun schrieen sie wieder zusammen, daß man nichts als

Digitized by Google

das „der Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!“ aus dem Geschrei heraus verstehen konnte.

Es waren etwa zehn Burſche zwiſchen ſiebenzehn bis zwanzig Jahren, die ſolchergeſtalt das Lob des Holders-Fritz preiſend daherkamen, der in ihrer Mitte einherſchritt, ſchweigend, wie ein mächtiger Fleiſcherhund, umhüpft von kläffenden Möpſen. Sie geſticulirten mit Pfeifen, Stöcken und Händen ſichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltſamkeit des Gebahrens zu erſetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man ſah, das wilde Weſen des Holders-Fritz war ihr Muſter. Und das war freilich das Einzige, in welchem ſie ihm ähnlich zu ſein vermochten. Denn ſo ſehr ſie ſich auch ſtreckten und die Schultern zuſammen nahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über ſie hinaus, und aus zwei ihrer Bruſtkaſten wär' noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwiſchen den Schultern trug. Er war freilich faſt doppelt ſo alt, als der Jüngſte unter ihnen; aber man ſah, er that auch von ſeiner Seite das Mögliche, das Mißverhältniß des Alters zwiſchen ihm und ſeinen Gefährten wenigſtens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weſte unter dem Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geſchlungene Halstuch herausgelegt. Wer ihn ſo mit dem ungeheuren weichſelnen Pfeifenrohr ſah, an dem große bunte Quaſten herumbaumelten, hätt' ihn eher für einen verwilderten Studenten angeſprochen, als für einen ehrſamen Handwerksmeiſter.

Jetzt ſah einer von den lärmenden Geſellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiterethei,“ ſchrie er. „Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh' ſie wieder heraus iſt. Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten,“ ſagte der Adams-Lieb. „Das giebt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht geweſen wär'!“

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren ſie in dem Hohlwege und der Fritz ſtellte ſich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, worauf's damit abgeſehen war, aber ſie hielt nicht an.

„Ausweichen," dachte ſie, „thät' ich nicht, wenn's auch möglich wär'. Aber die ſollen auch nicht denken, daß ich ſtillhalt' oder zurückfahr' ihretwegen. Iſt mir nicht bang', er wird ſchon beiſeit ſpringen, wenn ihm der Karren an ſeine Beine kommt. Mag er's haben! Warum läßt er mich nicht geh'n!"

Aber bis an ſeine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgeſtreckter Hand.

Einen Augenblick ſtanden ſich die beiden hohen Geſtalten ſchweigend gegenüber. Sie ſahen ſich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei ſchob aus allen Kräften, der Holders-Fritz ſtemmte ſich ebenſo dagegen. Die Anſtrengung trieb ihnen das Blut ins Geſicht und beſchleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge, die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Muthwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladenen Eiſenſtäbe klirrend zuſammenſchlugen. Wieder aufſchnellend wie eine Stahlklinge, bog ſie ſich drohend über das Fuhrwerk und ſagte, Geſicht faſt an Geſicht: „Willſt du was?"

Der Jubel der Geſellen gab dem Fritz ſeine Ruhe wieder. Er nahm ſich vor, dem Mädle ſeine ganze Ueberlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

„Haſt du denn, was ich will?"

„„Nein; denn was Geſcheidt's iſt's nicht, was du willſt.""

„Freilich; eine Frau, und das iſt nichts Geſcheidt's."

„„Glaub's wohl, daß du eine Frau willſt; aber daß dich eine will, ſchon lange nicht.""

„Und hätt'ſt mich ſelber gern, wenn ich dich nur möcht'. Aber ich will eine andere, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommſt doch weit herum."

„„Nicht ſo weit, wo ſie dich nicht kännten.““

„So brauchſt mich nicht erſt zu loben.“

„„Ja doch, und auch nicht mich auslachen zu laſſen. Du biſt der Einzig', der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die ſelber hinter dein'm Rücken, die dich loben, daß du's hörſt. Frag' nur die da. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannſt noch zu hören kriegen, was die da nicht ſagen, wenn du dabei biſt.““

„Ja ſo hat allemal der geſagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, ſo ſag' mir's doch. Weil ich keine Frau hab', die mir predigt. Thu' 'mal zum Spaß, als wärſt du meine Frau; du wärſt's halt doch zu gern.“

„„Du denkſt, weil ich arm bin, kannſt du über mich ſpotten? Wenn du mich doch zur Frau hätt'ſt, du könnt'ſt vielleicht noch Einer werden und liefſt nicht mit ſolcher Brut herum, die noch die Eiſchalen am Schnabel hangen hat. Du denkſt, dich möcht' ich? dich? Und wenn du einen Rock anhätt'ſt aus lauter Thalern, und an jed's Haar wär' ein Dukaten geſpießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmſt' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich Einen möcht'. Aber ich mag gar Keinen. Und was biſt denn du? Allen Gelbſchnäbeln ihr Schulmeiſter, wo ſie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wär'ſt. Aber ihr Geckelmann biſt du, der Faxen macht, wenn ſie am Faden zieh'n, wie ſie wollen. Und denkſt noch Wunder, was du biſt mit deinen Krägelen und deinen Bummelquaſten da. Du denkſt, dem Herrenmüller ſein Spitz, das iſt nur ein Hund. O, der iſt noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quaſten. Der macht auch, was ſein Herr will, aber er hat doch nur Einen. Aber du haſt ſo viele Herren, als Nixtauger ſind im Städtle. Wenn einer ſagt: „Schön, Holders-Fritz, apport! gib mir dein' Kappen, ſo gibſt du ſie; bezahl' mir mein Bier, ſo bezahlſt du's; das iſt ein ſtarker Holders-Fritz! ſo machſt du größ're Sprüng', wie der Spitz, wenn's heißt: das iſt ein geſchickter Hund! Und denkſt den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen ſollſt, damit die da dich

loben. Denn um was Geſcheidt's loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menſchen willſt du nicht gelobt ſein. Du denkſt: wär' das ein Unglück, wenn's hieß': Was der Holder für ein anſehnlicher Mann iſt! er iſt der ordentlichſt' Mann und der tüchtigſt' Meiſter in der Stadt: wer was geſcheidt anfangen will, muß den Meiſter Holder fragen. Ja, das wär' doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät', was ſie ſich ſchämten, wenn ſie's ſelber ſollten thun. Paß' nur auf, wenn ich fort bin, wie's heißen wird: Allo faß', Holders-Fritz! Mach' du nur Augen, wie du willſt, ich fürcht' mich ſchon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du biſt, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!""

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts ging's durch den Knäuel der Burſche hindurch, die fluchend beiſeit ſprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul" nicht eins verſetzte, woran ſie lebenslang zu denken hätt'. Er ſelbſt begriff's am wenigſten.

Noch aus der Ferne rief die Heiterethei: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!"

Der Holders-Fritz war roth bis unter ſeine wilden Haare; er ſchickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Burſche erſchraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende. Keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgeſtiegen war, auf ſich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwiſchen den Zähnen: „Du Mädle du! Wart', du Mädle du!" Einen Augenblick ſtand er ſchweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und ſchrie mit wilder Luſtigkeit: „Heut geh' ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun ſoll's erſt recht heißen: der wilde Fritz. Heut' haben die Zimmerleut' ihren Tanz in der Schwan'. Will ſeh'n, wer mich hinausweiſ't."

„„Nun biſt du wieder Einer!"" ſchrie der Adams-Lieb, und, ein wildes Lied brüllend, zog der ganze Haufe „der Schwane" zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen ſtehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den ſchönſten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen ſo gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinſah?

Hübſch genug ſah es aus, zumal, wenn, wie eben heute, der Mond darauf ſchien, — am hübſcheſten aber, wenn der große Holunderbuſch, der das Häuschen unter ſeinem Arm hatte wie einen Hut, oder unter ſeinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüthe ſtand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, ſo oft hatten die kleinen Tagediebe ſingend ſich darauf geſchaukelt. Das ſchmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, thut auf der kleinen Wieſe dabei, als müßt' es vor jedem Büſchchen wieder ein Stückchen umkehren. Man ſieht, ihm iſt's nur darum, nicht zu ſchnell vorbei zu kommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und juſt da iſt's, wo am Zehntbach hin die herrlichſten Tuten und Pfeifen wachſen in der ganzen Gegend, ſo viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Thürmer noch das Glockenſeil vom Dreibrodläuten in der Hand, und ſchon füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüſch. Da wird das blaue Bächlein ganz roſig vom Wiederſchein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Buſch, wo man, wenn heiterer Himmel iſt, den Reicker Kirchthurm ſehen kann. Jetzt im Mondenſchein ſieht man kaum die Walkmühle und das Dreſcherhäuschen. Und zu hören iſt nichts, als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf und ein leiſes Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell und, wenn die Luft etwas ſtärker weht, vorübergehend das Rauſchen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein raſcher Schritt,

der näher kommt und näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Laſt beim Nagelſchmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat ſie das Kind ihrer Schweſter unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelaſſen, der für dieſe Dienſtleiſtung die Oberſtube des Häuschens eingeräumt iſt. „Und," ſagt die Heiterethei im Eilen vor ſich hin: „die Annemarie kann's nicht beſſer meinen, und das Liesle mag ſie auch; aber ſie wird jeden Tag tappichter, und was kann in ſo ein ſechszehn Stunden nicht alles geſcheh'n!"

Je näher ſie kommt, deſto leiſer wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenſter und pocht leiſe, leiſe. Das Kind muß nunmehr ſchlafen, und die Annemarie hört beſſer als manches Junge. Und ſo iſt's auch. Die Alte erſcheint.

„Schläft's? Iſt Alles gut gegangen?" fragt das Mädchen.

„„Alles, nehmt aber das Strümpfle mit 'rein, Dorle, von den rothen eins draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hat's auch geſagt, es muß Stiefmütterlesthee krieg', ſonſt wächſt's noch zu.""

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leiſe den Schiebkarren auf den leeren Schweineſtall am Häuschen; dann trat ſie durch die Hausthür, welche die Alte unterdeſſen aufgeriegelt, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnſtube und Küche zugleich war. Ehe ſie noch ein Wort ſprach, nahm ſie die Lampe vom Ofenſims und leuchtete, mit der Hand vorſichtig ſchirmend, damit kein Lichtſtrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in deſſen Mitte die Kleine lag wie ein Roſenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann ſetzte ſie ſich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen; es ſeien wieder zwei vordere Backzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

„Dacht's wohl," ſagte die Heiterethei, „es hat Nächtens wieder ſo gehuſt't. Aber ſonſt iſt's doch recht?"

„„Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn' wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andere ſchmeißt's immerfort zurück. Aber der Diktes hat ſchon Zehne getüt't. Die Hölzle ſteh'n hinter'm Ofen. Gut' Nacht, Bäſ' Dorle, ſchlaft wohl.""

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben ſcheint der Mond zu dem kleinen Fenſter herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle ſieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond ſo ungenirt hereinſchaut, ſind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! ſagt ſie, geht in ihr Stübchen zurück und ſitzt wohl noch eine Viertelſtunde in Gedanken, darunter ſchweren Hauswirthsſorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, ſo ſchön es ausſah, war ſchrecklich baufällig; vielleicht ſah es eben deshalb ſo ſchön aus.

Das Strohdach erſchien an einigen Stellen faſt durchſichtig, während es an anderen große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum ſtellte die Mängel desſelben nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Hollunderſtrauch das Häuschen mit allen ſeinen Armen umſchlang, um deſſen Mängel zu verdecken, oder um ſeine auseinanderſtrebenden Theile zuſammen zu halten. Was davon auch ſeine Abſicht war, er erreichte ſie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! und ſeine Mutter, die Schweſter der Heiterethei, im fernen Dienſte! O, es war Stoff genug zu ſorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille accompagnirte unter dem Kachelofen hervor ſeine Collegen im ſinnenden Kopfe der Heiterethei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer ſchwächer zwiſchen Einnicken und gewaltſamem Emporraffen. Zum Glück iſt die Sorge kein dauernder Gaſt bei der Heiterethei, und langes Sitzen iſt auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich ſtraff aufrichtend, ſtrich ſie die Schürze glatt und ſagte: „Wenn's nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm gibt's ge-

nug am Bach, die Löcher zu verſtopfen. Und wenn's keinen mehr gäb'! Ich bin geſund und ſtark, und ſie ſollen mich nicht umſonſt die Heiterethei heißen in der Stadt. Mag heirathen, wer will, und ſich krank ſorgen, wer will, ich nicht. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Der Gringel, an einem anderen Orte hätte man ihn den Gaſthof zum goldenen Ring genannt, hatte ein anderes Geſicht als das Häuschen der Heiterethei. In ſeine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem intereſſanten Weſen hineinzuſchreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchſten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes ſich veilchenhaft unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit ſeiner Beſitzerin zu vergleichen, der Gringelwirths-Valtineſſin, ſo genannt, nicht weil ſie ſelber, ſondern weil ihr verſtorbener Ehegatte mit ſeinem Rufnamen Valtines geheißen.

Der Zufall, der die Valtineſſin eben der Morzenſchmiedin gegenüber ſitzen heißt, ſcheint dies in ſeiner luſtigſten Laune zu thun; denn beide Genannte ſtellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Valtineſſin machte den Eindruck eines über ſeine Ufer getretenen Stromes. Es iſt ein Glück für die Morzenſchmiedin, daß jene nicht auf dem Lederſopha neben ihr Platz genommen, ſie wäre rettungslos unter Fleiſch geſetzt worden. Die Valtineſſin iſt eine Geſtalt von ſolcher Unbeſcheidenheit der Ausdehnung, daß der Gaſt, welcher hereintretend ſeine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es ſind ungefähr vier Wochen vorübergegangen ſeit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all' den Gäſten, die neben den genannten Frauen in der Wirthsſtube des Gringels ſich befinden, keiner mehr ſein gedenkt. Dieſe

macht einen bei Weitem gemüthlicheren Eindruck, als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorhandenen Gäste, wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern polirt, bestärken uns in der Meinung: an dem Getäfel lehnend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin- und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formen-Verhältnisse der Valtinessin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn, obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen anderen freilich spricht ihre Geberde: ich kenne sie nicht. Aber deren sind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirths-Valtinessin-Ev', ist bei Weitem so leutselig nicht. Und sie verdenkt es in ihrem Herzen der Mutter, daß diese nicht so stolz ist, als sie in Betracht ihres Ansehens sein könnte und der Meinung der Ev' nach sein sollte. Sie kommt selten in die Wirthsstube, und wäre auch jetzt nicht da, befände sich unter den Gästen nicht der Adams-Lieb, den wir schon kennen. Nicht daß sie ihm besonders zugethan wäre, aber er ist's ihr, und ihr erscheint's nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wissen muß. Und von diesem ist eben die Rede.

„Ihr seid ja auch die Tag' bei ihm gewest," sagte der Morzenschmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meister Schramm.

Dieser verwunderte sich oder schien das wenigstens zu thun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leises Kopf-

ſchütteln übrig behalten; das gab ihm ein Anſehen, als verwundere er ſich über Alles, ſelbſt über ſich und ſeine eigenen Reden.

„Ja," entgegnete der Meiſter in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern ſtädtiſchen, Würde verlangenden Functionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Anordners verſah. „Ja, aber einen desgleichen Menſchen hab' ich mein Lebtag' nicht geſeh'n."

„„Ihr red't vom Holder?"" fragte der Adams-Lieb und that dabei ſo männlich, als ihm möglich war.

„Euch ſollt' man eigentlich nach ihm fragen," meinte der Schmied. „Ihr ſeid ja das ander' Pferd am ſelben Wagen mit ihm."

„„Kann ſein,"" lachte der Burſche, „„daß das einmal iſt geweſt. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders.""

„Ja," ſagte der Schmied, „ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt euch nicht mehr in ſein Haus."

„„Er läßt?"" that der Adams-Lieb höhniſch, aber höhniſch wie ein Mann. „„Ja, ſie ſind ſauer, hat der Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es gibt mehr ſolche, wo die Leut' nicht hereinlaſſen, die von ſelber außen bleiben.""

„Seit der Geſchicht in der Schwane," begann der Schmied duchſig wieder. „Aber ſo ſind die Leut'. Sie ſagen, er hätt' euch 'raus geräumt. Am End' iſt's umgekehrt geweſen."

Der Adams-Lieb ſpuckte wichtig aus. „Ja, die Leut' hören immer läuten, aber nicht zuſammenſchlagen."

„„Und ich meint',"" verſetzte der Schmied, „„es müßt' ein tüchtig Zuſammenſchlagen geweſen ſein. Die Zimmerleut' ſind tüchtige Glockenknöppel. Wer da ſeinen Kopf zur Glocke muß hergeben!""

„Ich hab' ihn wollen abwehren," ſagte der Adams-Lieb; „da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewieſen. Das iſt die ganz' Sach'."

„„Hab' ich's doch gedacht!"" meinte der Schmied, indem eine unſichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war ſein Geſicht nicht ſo ernſt, glauben konnte, es komme von innerlichem

Lachen. „„Ja, die Leut'! Da haben ſie geſagt, ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär' ſo in der Rage geweſen, daß er hätt' gemeint, ihr wär't auch Zimmerleut', und hätt' nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär' geweſt. Und da hätt' ihm das Alleinſein ſo gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt.““

„Da ſeht ihr's doch gleich," ſagte der Adams-Lieb überlegen. „Wenn's ſo wär' geweſt, ſo will ich einmal annehmen, er thät' uns nicht hereinlaſſen. Aber er läßt gar keinen Menſchen herein. Ich hab's nicht probirt. Es iſt ſchon lang' keine Ehr' mehr geweſt, mit dem zu geh'n. Ich hab' nur immer noch gedacht, ich wollt' ihn zurecht bringen. Zuletzt hab' ich geſeh'n, es iſt umſonſt. Und Jeder iſt am End' ſich ſelber der Nächſt'. Haben die Leut' doch ſchon angefangen zu reden, als macht' ich die Kügele und der Holders-Fritz thät' ſie nur verſchießen."

Der alte Meiſter Schramm verwunderte ſich, daß er von der Sache nur reden wollte. „Ja," zitterte er, „er läßt gar Keinen zu ſich, und wär' ich nicht ſein Lehrmeiſter geweſt — aber angekommen bin ich ſchlecht genug. Ich hab' gemeint, als ſein alter Lehrmeiſter müßt' ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weil's mir und den Leuten nicht recht wär', wollt' er's noch wilder treiben, und wir ſollten die Händ' über den Kopf zuſammenſchlagen, was er nun noch angeben wollt'. Dabei hat er ſo mit dem Beil in die Reif' hinein gehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen ſind, und ich hab' gemacht, daß ich noch mit geſunden Gliedern bin herausgekommen, eh' er über mich ſelber gerathen iſt. Mir iſt's recht juſt gerad' ſo vorgekommen, als wär's mit ihm nicht richtig."

Jetzt ließ ſich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. „Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn ſo hat erbittert? Ein Ding will doch eine Urſach' haben."

Der Adams-Lieb räuſperte ſich. Neben der Bemühung, dies ſo männlich zu thun als möglich, klang darin ein: „Wenn ich nur ſagen wollt'!"

„Ihr wißt's," ſagte der Schmied zu ihm.

„„Ich?"" meinte der Adams-Lieb wegwerfend. „„Was ſoll ich wiſſen? Ich weiß nix.""

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich ihm gegenüber. Dann ſchlug ſie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und ſagte: „So red't ihr. Aber wer am Gründonnerstag Sechszig iſt geweſt, der läßt ſich nix vormachen. So red't ihr, aber hier ſitz' ich und ſag': ihr wißt's."

Auch die Morzenſchmiedin erhob ſich. Wie ſie daher kam, glich ſie einer rückwärts wandelnden Schwarzwälder-Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen ſchwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandſchleifen die Gewichte und die lange, ſchmale Perſon der Schmiedin ſelbſt das Gehäuſe darſtellte. Der kurze, ſpitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmelloſen, blauen Tuchmantels konnte für ein altmodiſch verziertes Geſimſe gelten.

Man ſah, der Adams-Lieb fühlte ſich durch die Frage der Valtineſſin in ſeinem nothreifen Mannesherzen geſchmeichelt. Er blickte ſich um, ob auch Alle herſähen, zugleich, ob die Ev' auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidiſches Schickſal gönnte ihm nicht, ſeine Redekunſt zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, faſt zugleich öffnete ſich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Geſicht, über deſſen Anblick man etwas noch Ausgeſuchteres vergeſſen hätte.

Er warf ſich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang' andauerndes, pfeifendes Huſten zur Antwort.

Die Valtineſſin erhob ſich und ſchleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht, mit einer eigenthümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Dieſe Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer ſie genauer beobachtete, fand bald, daß ſie dieſelbe nie zwecklos veranſtaltete, ſondern ſtets nur da, wo ſie etwas damit ſagen wollte. Und ſie

wußte unendlich viel damit zu ſagen, was der Zunge unausſprechlich war.

Als dieſe Bewegung ſich als ein wirkungsloſes Mittel erwieſen, griff ſie zu einem anderen, den Mann von ſeinem Huſten zu befreien. Sie wandelte zu dem Huſtenden und verſetzte ihm mit ihrer wohlgenährten Rechten einige ſanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obſchon der Mann immer noch huſtete, ſo kam doch Verſtand hinein, und es hatte Aehnlichkeit mit der menſchlichen Rede, als er weiter huſtete:

„Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert.“

„„Er?““ ſagte die Valtineſſin und ſchwenkte unwillig die Haube. „„Er iſt Niemand. Ein Dieb will der Meiſter Weber ſagen.““

Aber das nahm der Weber übel. „Ich bin wohl Einer,“ huſtete er, „der vor einem Dieb erſchrickt? Das iſt dem Dieb ſein Handwerk, und über einen, der in ſeinem Handwerk ärbet, erſchreck' ich nicht. Freilich hab' ich erſt gemeint, es iſt einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch ſeh'n, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mir's vorgekommen iſt, als müßt's der Holders-Fritz ſein der Statur nach, und in ſeinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erſchrocken, daß derjenig' über mich erſchrocken iſt, und hat ſich wild umgeſeh'n, hat ſeine Hand vor ſein Geſicht gehalten und fort — iſt er geweſt. Ich mein', er iſt in den Bach geſprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen ſollt'.“

So huſtete der Weber und gab noch Einiges zu, was wirkliches Huſten vorſtellen ſollte.

Das unſichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Hm, hm, hm!“

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': das iſt kurios!“

„Aber ich hab' gedacht,“ meinte die Schmiedin, „der Holders-

Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, ſo müßt' doch was ſein, worauf er lauern thät'."

„„Ja,"" ſagte die Valtineſſin, „„es iſt finſter, und der Meiſter Weber hat nur gemeint, es könnt' der Holders-Fritz geweſt ſein.""

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal ſchwer, Verſtand in ſein Huſten zu bringen.

„Und er geht nicht aus?" rief eine Stimme, die ſo ſchnell redete, daß man meinte, ſie habe die fünf Worte zugleich geſprochen. Als ſie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihren Reden eine eigene Bewandtniß. Das erſte Wort jedes Abſatzes ſtellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erſt durch ein gewaltſames Rütteln aller Geſichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber ſchäumten die anderen ihm in deſto ſprudelnderer Eile nach. Der Beſitzer dieſer Stimme, der, ſo oft er ſprechen wollte, hinter dem Tiſch hervorſprang, als wollte er dieſen vor der Gefahr ſeines Erguſſes ſichern, ähnelte auch in ſeiner einſchnittloſen Geſtalt, auf der ein kleiner Kopf ſaß, einer Selterſlaſche. Sein Antlitz war von einer Röthe, der man eine Nachhülfe mit geiſtigem Getränk anſah, und ein ſchwarzer Schnauzbart theilte es in zwei faſt gleiche Theile.

E—r geht nicht aus? Mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin, aber das iſt nicht wahr gered't."

Da die Valtineſſin ſich anſchickte, ihm etwas zu erwidern, ſetzte ſich der junge Mann einſtweilen nieder.

„Man muß glauben, was ein Menſch ſagt," entgegnete ſie. „Der Meiſter Schramm iſt hier ein Luckenbacher, und der ſitzt hier und ſagt, er geht nicht aus."

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher, und daher gewiſſer Maßen kein Menſch ſei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Salfelder, er ſprang wiederum hinter dem Tiſche hervor, rüttelte an ſeinem Pfropfen und ſprudelte: „M—i—i—it Vergunſt von der Frau Valtineſſin, ich bin Menſch und Böttchergeſelle. Aa—a—als ein ſolcher hab' ich zwei Jahre

lang bei dem Meiſter Holder gearbeit't, und zwar als einer, der weiter drein iſt geweſt, als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Neſt im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit't mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin."

„„Ein Menſch will Er ſein und ein Büttnergeſell? Ein Salfelder iſt Er,"" ſagte die Valtineſſin entſchieden.

Der Meiſter Schramm ſchien die ſcharfſinnige Eintheilung vernunftbegabter Weſen in Menſchen, Büttnergeſellen und Salfelder anzuſtaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Salfelder war zwar anderer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. „Ddddd—das kann ich dem Meiſter Schramm bezeugen, wie der Meiſter Holder iſt geweſt. Dddd—denn der Meiſter Holder iſt auch auf mich zugekommen mit unvorſichtigen Griffen wie ein Rohaliſt, das er immer iſt geweſt. Mmmm—meiſter Holder, hab' ich geſagt, ich bitt' ihn inſtändig, ſich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn ich meint', einen rechtſchaffenen Menſchen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er geſagt. Jiii—ich hätt' ihm noch mehr geſagt, wäwär' ich nicht zufällig ſchon draußen geweſt. Unnnd der Spandauer, mein Nebensgeſell', iſt von ſe—elber gegangen vor Zorn über mich, daß der Mei—eiſter einen rechtlichen Kunſtgeſellen ſo behandelt hat. Dddden — denn es iſt eine Kunſt und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—ſtet mich ſechszehn Groſchen: das Gg—ganze der Böttcherkunſt mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin."

Für dieſe war der gute Salfelder gar nicht mehr vorhanden: ſie ſtrich ſein Gedächtniß in Geſtalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Die Red' iſt davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!"

„„Iſſreilich geht er,"" ſprudelte der Salfelder. „„Mmmüßt mir's der Lehrer (Lehrling) nicht geſagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben iſt, wei—weil er ein Schurk iſt ſeines Namens, uund das ka—ann man ihm nicht verdenken thun von wweger er iſt erſt ſechszehn geweſt. Dddder muß nun die Beſtellungen annehmen und mit den Kunden veraccomodiren von weger weil

der Meiſter mit Niemand reden will. Dddda ſitzt der Meiſter auf der Schnitzbank und ſagt: Ththu ich's oder ththu ich's nicht? Ich ththu's, und eh's herauskommt, ggeh' ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor ſich in die Schnnnitzbank geſtochen wie ein Tyrann. Und wwie er den Lehrer hat geſeh'n, daß der iſt in der Wewerkſtatt geweſt, dda iſt er erſchrocken kkäſeweiß, dddaß dem Lehrer 's hat gegruſelt den ganzen Rücken hinunter mit Verggunſt von der Frau Valtineſſin. Unnnd hernach hat ſich der Mei—eiſter angezogen, ddder Lehrer hat's durch's Schlüſſelloch geſeh'n, aber nicht wie ein Chchchriſtenmenſch, ſondern wie ein italjäniſcher Banditer; ſo hhhat er das Ffutter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es iſt ſchſchon dämmerig geweſt, aber er hat noch gewart't, bis es Nnnnacht worden, und hat dem Llehrer erſt nnnoch gute Nacht geſagt und getthan, als wenn er ſich niederlegt', eh er iſt gggegangen nach den Wwweiden zu mit Vergunſt von der Frau Vvvaltineſſin.""

„Nach den Weiden," zirpte das Heimchen, „hm, hm, hm!"

Die Valtineſſin war eben im Begriff, das ganze Zeugniß des Salfelders auf ihren Knieen heimzuſchlagen, als ſich die Stimme des Uhrmachermeiſters Zerrer erhob. Der Mann ſchien bei ſeinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus ſeinem Knarren und Schnarren ſchien hervorzugehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

„Wo denn?" fragte das Heimchen. „„Auch bei der Heiterethei ihrem Häusle?"

„„Es war am Weidenweg,"" ſchnarrte der Uhrmacher. „„Ja, wenn ich mich recht beſinn', ſo iſt mir die Heiterethei nicht lang' zuvor den Weidenweg her begegnet geweſt. Ich hab' ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtineſſin kann's glauben, ſo gewiß ich ein Luckenbacher bin.""

„Hm," ſagte die Valtineſſin und ſchwang die Haube. „Ich kann mich nur nicht gleich beſinnen, wo ſein Großvater ſelig wohnhaft iſt geweſt in Luckenbach."

„„Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen,""

entgegnete der Uhrmacher. „„Mein Vater iſt erſt hergezogen nach Luckenbach.““

„So, auf dem — Schwarzwald,“ ſagte die Valtineſſin und dehnte den Schwarzwald, daß ſeine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu ſtehen kamen: „Das iſt, wo die Katholiken ſein, und da heißt einer Florian und der ander' Fabian und machen Mäusfallen.“

„„Das iſt mir nicht bekannt,““ ſagte der Uhrmacher. „„Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.““

„Die ganz' Welt?“ ſagte die Valtineſſin und ſchob ſie mit der linken Hand geringſchätzig beiſeite. „Das kann ſein. Aber von Luckenbach weiß ſie nix. Und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, Gott ſei Dank! es iſt noch kein Luckenbacher geweſt, der Uhren hätt' gemacht!“

Die Ev' lachte eben nicht ehrerbietig. „Nun, ſo wird Sie mir's doch glauben, wenn ich's ſag'. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah' über den Haufen gerennt, wie er den Leuten iſt ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab' ich ſelber geſeh'n.“

„„Und die Heiterethei?““ ſchob das Heimchen, hinter dem Ofen hervor, ein. „„Die iſt erſt vorbeigeweſt?““

„Nein,“ ſagte die Ev'. „Aber weit war ſie nicht; das iſt ſchon wahr. Und den Weg iſt ſie hernach auch gekommen. Und nun wird Sie's doch glauben, wenn's eine beſſere Luckenbacherin ſagt, als Sie ſelber iſt. Ich hab' doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr, wie Sie.“

„„Ja, was das für ein Mordmädle iſt,““ lachte die Valtineſſin voll Mutterſtolz, „„die Ev'! und obſchon mein Vater ein Weber iſt geweſt, mein Heerle ſelig iſt Burgemeiſter von Luckenbach geweſt, und alle Leut' haben geſagt, ich bin ihm wie aus den Augen geſchnitten.“

Das war eigentlich der Nachſatz, zu welchem jenes Obſchon urſprünglich gehörte. Wenn ſie dies ohne den Nachſatz brachte, ſo war das jedenfalls Beſcheidenheit und ſie rechnete darauf, daß der Hörer dieſen in ſeinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meiſter Schramm wunderte ſich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen geweſen ſein, aus denen man eine Geſtalt wie die Valtineſſin ſchneiden konnte! Von einem Bürgermeiſter, der ſolche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

„Ja," ſagte der Meiſter Schramm, „in Luckenbach iſt dafür auch die Frau Valtineſſin der Hanswurſt in der Komödie."

Der Meiſter hatte in dieſe Aeußerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anweſenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte Jeder, daß der Hanswurſt die Hauptperſon in der Komödie iſt, und die Valtineſſin nahm das Compliment mit gütiger Herablaſſung auf. Dann erklärte ſie, da eine Luckenbacherin es geſehen, ſo müſſe man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere Jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergeſſen, daß der Adams-Lieb noch ſein Wiſſen um die Sache ſchuldig war.

„Ihr wißt noch was," zirpte es, „ihr, Adams-Lieb!"

Der Adams-Lieb ſah ſich wichtig um und ſchwieg, bis die Valtineſſin die Haube warf und damit erklärte, ſie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Salfelder, und da er meinte, in den Augen der Ev' ihr Wohlgefallen an ſeiner männlichen Haltung zu leſen, begann er:

„Es iſt nix weiter. Am Gründer Marktabend ſind wir der Heiterethei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab' ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarr'n aufgehalten, und da hat ſie ihm geſagt, was er für Einer iſt. So iſt's ihm noch nicht geſagt worden."

„„Ja, ſo ein gemeines Ding iſt die,"" ſagte die Ev'.

„Und," meinte der Schmied, „da fabeln die Leut' wieder, ihr hätter ihn auf die Heiterethei gehetzt, und ſie hätt' ihm auch geſagt, was ihr für Einer wär't. Ja, kein Wort ſoll man den Leuten glauben."

„„„Was die Leut' ſagen!"" erwiderte der Adams-Lieb großartig. „„Die Frau Valtineſſin weiß, wie ich bin, und weiter frag' ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schieb-

karr'n, kann wohl ſein, der weiß auch Geſchichten. Aber ich kümm're mich nur um mich.""

Der Schmied ſagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: „Hm! Und er war wohl ſehr in der Wuth auf die Heiterthei?"

„„So hab' ich ihn noch nicht geſeh'n gehabt,"" entgegnete der Adams-Lieb. „„Er hat nicht können ſprechen, und hat nur mit den Zähnen geknirſcht und die Fäuſt' nach ihr geballt! Und von Stund' an iſt er ſo wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch iſt.""

„Hm! Hm hm!" zirpte das Heimchen. „Wer einen Verſtand hat, womit er denken kann, der mag ſein Theil denken, wenn er auch nicht red't. Da will einer was thun, daß die Leut' die Händ' ſollen über den Kopf zuſammenſchlagen. Da will einer was thun und ſticht mit dem Schnitzmeſſer vor Wuth in die Schnitzbank und will nach Amerika, eh's 'raus kommt. Da ſagt einer erſt gut' Nacht, als wollt' er zu Bett geh'n, und geht doch heimlich weg und hat den Rock verkehrt an, wie ein italjäniſcher Bandit, damit ihn Niemand ſoll erkennen und alle Leut' ſollen glauben, wenn was draußen paſſirt, er iſt nicht herauskommen aus ſeiner Werkſtatt. Und er lauert Nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß geh'n. Und wer iſt die Eine? Das iſt eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können ſprechen und hat nur die Fäuſt' geballt und mit den Zähnen geknirſcht. Und da merkt er nicht bei ſeinem Lauern, daß die Leut' dahinter müſſen kommen. So ganz toll und blind iſt er in ſeiner Wuth, und verbeißt ſich nur immer tiefer in ſeinen boshaften Gedanken. Die göttlich' Vorſehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut' zu reden haben und ſich ein Beiſpiel daran nehmen. Und wenn ſo was in den nächſten acht oder vierzehn Tagen paſſirt, hernachen denkt an mich!"

„„Ja,"" ſagte die Valtineſſin und ſchlug auf ihre Kniee. „„Ev', gib mir den Regenſchirm und die Latern'. Eh' ſo was geſcheh'n, da iſt erſt die Valtineſſin nach da. Und was Warnung und guten Rath betrifft, da ſoll nix geſchont werden.""

Der Schmied bekam wieder ſeine unſichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzen-Anfall zu nehmen pflegte. Die Valtineſſin dachte anders davon.

Sie ſah ihn mit Mißbilligung an und ſagte: „In ſolchen Zeiten lernt man ſeine Leut' kennen. Der Holders-Fritz iſt nicht der Einzig', den das arm' Mädle zum Feind hat. Mögen ſie innerlich jubiliren, hier ſitz' ich und ſag':" —

Und wer weiß, was die Valtineſſin geſagt hätte, wär' ihr nicht das Mordmädle, die Ev', in das Wort gefallen.

„Was wollt ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo ſich mit allen Mannsbildern auf der Gaſſen zankt? Die dächt' Wunder, was ſie wär'. Das fehlt' mir noch! Und ſo ſpät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang' Zehn getüt't. Laßt die, wofür ſie gut iſt, und ihr bleibt, wo ihr hingehört!"

„„Nu,"" beſänftigte die Valtineſſin, „„ſei nur gut, du Mordmädle du. Heut iſt's freilich zu ſpät. Aber morgen iſt auch noch ein Tag, wo im Kalender ſteht.""

„Wenn Sie hingeht," ſagte die Schmiedin noch zur Valtineſſin: „ich bin auch dabei."

Der dicke Semmelbeck hatte zu Allem kein Wort geſagt. „Hm," dachte er, als er ſich erhob. „Wenn das wild' Ding in die Angſt kommt, wird ſie mich am End' ſchon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg' ich ſie zu mir ohne den Supperdent."

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr und eine Viertelſtunde darauf ſchlief der ganze Gringel.

Als die Heiterethei, den Tag nach unſerem Beſuche im Gringel, Abends auf dem Heimwege war, erſchrack ſie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegen kam.

„Iſt was paſſirt?" fragte ſie die Alte. „Das Liesle iſt doch nicht krank?"

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte blos und deutete nach dem Häuschen zu.

„Sie hat's die ganz' Zeit her ſchon mit den Zähnen gehabt," ſagte die Heiterethei; „ſie hat doch nicht Krämpf' gekriegt?"

Jetzt bemerkte die Heiterethei erſt, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte ſie, ſonſt zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei ſolchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte ſie ſo eigen, und all ihr Winken und Deuten ſtrahlte von Feierlichkeit.

„Aber was iſt das nur mit euch?" fragte die Heiterethei, indem ſie unwillkürlich ſtehen blieb.

Die Annemarie ſchlug die Schuhe zuſammen, weil ſie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leiſes und vornehmes Sprechen erſtaunen, als die Annemarie ſagte: „Ach, daß Gott erbarm'! Drinn ſind ſie. Sie ſind drinne."

„„Wer denn?"" fragte die Heiterethei ungeduldig.

„Ja, die Weiber!"

„„Ja, die Schneiderin da vom —""

„Die?" ſagte die Annemarie ordentlich entrüſtet. „Um die zieh' ich meine Strümpf' nicht an. Gott bewahr'! Ich hab' nicht gewußt, was ich ſollt' denken! Daß mir ſo was noch auf meine alten Tag' paſſirt!"

„„Wenn ihr's nicht ſagen wollt,"" entgegnete die Heiterethei ungeduldig, „„werd' ich's ja ſeh'n, wer's iſt.""

Die Annemarie aber hielt ſie auf. „Die größten Weiber, wo im Städtle ſind. Die Gringelwirths-Valtineſſin mit ihrem rothen Sacktuch, die Morzenſchmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Valtineſſin einen Blick in ihren Augen, der iſt nicht auszuſagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäſ' Annedorle, die Ehr', die große Ehr'!"

„„Ja,"" lachte die Heiterethei, „„wenn die Valtineſſin auch nicht die größt' Frau im Städtle iſt, die dickſt' iſt ſie gewiß.""

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und ſchlug die Hände zuſammen, daß die Heiterethei jetzt lachen

konnte. Das war ihr, als wenn Eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als ſie die Annemarie ſich ſo feierlich geberden ſah. „Eure großen Weiber! So groß iſt doch keine dabei, wie der ſteinerne Chriſtoffel am Rathhaus. Und wären ſie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz' Woche verthan."

Die Annemarie hatte nun wieder zu erſchrecken, daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was ſo tief unter ihrer Würde war. „Aber was denkt ihr denn? Meint ihr denn, eine große Frau beſtellt ihre Leut' ſelber? Daß Gott erbarm'! Und wenn's weiter nix war, das hätten ſie mir könnt' ſagen."

„„Ja, aber was iſt's denn?""

Wenn ich's wüßt'! Da iſt die Ein' um die Ander' gekommen und hat gefragt, ob ihr noch nicht heim wär't. Und jetzt ſind ſie wieder alle drei drinne. Und was ſie hätten zu ſagen, das wär' für euch und ſonſt für Niemand."

„Aber ihr werd't doch nicht!" unterbrach ſich die Annemarie ſelber. „Wie ihr einen erſchreckt! Ihr werd't doch nicht ſo hineingehen? Wart't, Annedorle, ich werf' euch eure Strümpf' zum Hinterfenſter 'raus. Und hernachen wollt' ich euch erſt noch allerlei ſagen. Deſſentwegen bin ich euch entgegen. Ihr ſeid ein Bißle grob mit den Leuten und red't immer, wie ihr's meint. Und es iſt gar nicht ſchicklich, wenn man keine Lügen ſagt bei großen Leuten; die Wahrheit iſt nur für die armen Leut', deshalb nennt man's auch die nackt' Wahrheit. Und ihr red't auch immer ſo laut, da wollt' ich" —

„„Ja, wenn ihr mir haußen ſchon die Geduld alle macht,"" ſagte die Heiterethei ärgerlich, „„hernachen ſeid ihr ſelber ſchuld, wenn ich drinn keine mehr hab'. Zieht ihr meinethalb noch ſechs Paar Strümpf' auf einmal an; ich will euch noch meine dazu borgen. Meine Füß' ſind rein; ich hab' ſie erſt im Bach gewaſchen. Und wie ich red', ſo red' ich; zier'n thu' ich mich einmal nicht. Um die ganz' Welt nicht, geſchweig' um drei alte Weiber. Und nu laßt mich 'nein.""

Aber die Alte umſchlang das Mädchen und bat ſchluchzend: „So macht nur wen'gſtens einen Neiger, wenn ihr 'nein kommt. Seht ihr, Annedorle, ich hab' euch gekannt, wie ihr noch war't wie das Liesle; nur einen Neiger! Thut mir nur den Neiger zu Lieb' noch vor mein'm End'."

„„Vor dem Herrgott mach' ich einen Neiger,"" lachte die Heiterethei, indem ſie die Alte von ſich abſtreifte. „„Und eure drei großen Weiber ſind noch lang' kein Herrgott. Das iſt mein Häusle, hat ſelber Spitz geſagt und hat den großen Bullenbeißer 'naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, ſie ſind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, ſo bin ich mir recht, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!""

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß ſie nach dieſem Trumpf noch einen Verſuch hätte machen ſollen. „Das iſt einmal Eine!" ſagte ſie kopfſchüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raſchen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beſchäftigt, das kleine Liesle und ſeine Garderobe zu muſtern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei ſagte eintretend in ihrer friſchen Weiſe: „einen guten Abend herein." Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müſſen. Als dieſe die Beſchäftigung der Frauen ſah, begannen ſich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: „Ja, ſo unverſchämt ſind die großen Weiber! Als wär' die Armuth und ihr Bißle Sach' blos, damit ſie dran könnten ſeh'n, wie reich ſie ſind."

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, ſchlug auf ihre Kniee und begann: „Was wahr iſt, das muß man ſagen; das Annedorle iſt das ordentlichſt' und bravſt' von allen armen Mädlen in der Stadt."

„Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei," ſagte die Weberin. Es ſah aus und klang, als ſpänne ſie an einem unſichtbaren Spinnrade und ſänge dazu. „Und da iſt ſie noch ſo luſtig dabei, das Annedorle,

als gäb's keine Weidenbüſch' auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt'. Wie das klein' Kind auf ſelbem Bild, das lacht und in die Händle patſcht, und der Bär hat's ſchon beim Kragen. Das iſt die Geſundheit, Frau Gevatter Valtineſſin."

„„Ja,"" ſagte dieſe, „„aber für den Bär, da ſind wir da. Hier ſitz' ich und ſag', der Bär ſoll das Annedorle nicht beißen, ſo lang' ich eine Zunge hab' in meinem Hals.""

Die Schmiedin ſagte gerührt: „Ja, wenn das Annedorle ſo luſtig iſt, das kann mich ordentlich dauern."

Die Heiterethei ſah die Frauen, eine nach der andern, verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängſtlich mit ihren Augen.

„Ja, es wär' nicht halb recht," ſpann die Weberin wieder, indem ſie und die Schmiedin ſich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, „es wär' nicht halb recht, wenn man's ſo ruhig wollt' mit anſeh'n. Was das aber für ein hübſch Stüble iſt!"

„Ich meint,'" ſagte die Schmiedin, „da auf dem Heerd müßt' ſich's gut Kaffee kochen."

„Und da auf dem Tiſchle," ſpann die Weberin; „beſſer muß der Kaffee gar nicht können ſchmecken, als auf dem Tiſchle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?"

„„In mein Häusle kommt ſolch' Zeug nicht,"" entgegnete die Heiterethei. „„Mein Kaffeetopf, das iſt draußen der Brunn.""

Die Annemarie erſchrak und hielt ſich den Mund zu, als wäre dadurch zurück zu nehmen, was die Heiterethei geſagt hatte.

„Ja," ſagte die Valtineſſin, „es red't ſich beſſer bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt' in den Gringel. Die ſoll'n mir welchen ſchicken von dem guten in dem obern Käſtle, wo die Fuhrleut' kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple und drei Unterſchalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle ſein."

Die Annemarie fühlte ſich geehrt durch einen Auftrag der Valtineſſin. Daß die Valtineſſin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte ſie ſich bei ihr in des Häuschens Namen

mit einem Neiger. Indem ſie ging, dachte ſie: „Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg Eins begegnen und wird mich fragen, wo ich ſo nothwendig hin hab.“ Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdeß daheim was Verkehrtes machen, ließ ſie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

„Na,“ ſagte die Schmiedin, „die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da iſt's auf der Gottes Welt nix. Nicht die Küh' werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wiſſen's allemal, wenn ich weg bin. Ja, ſagt die Schneiderin neben mir, das iſt auch eine Kunſt; man hört's den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenſchmiedin daheim iſt oder nicht. Die denken eben nur immer an die jungen Burſch'.“

„Ja,“ ſpann die Weberin, „an den Lohn denken ſie, aber an die Arbeit? Da muß man Alles noch ſelber machen mit ſeinem kranken Leib. So ſchlimm iſt's noch nicht geweſt mit den Dienſtboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachſen iſt. Wie wär's denn mit der Annedorle? Das müßt' eine Mäd geben!“

„„Ja,““ ſagte die Heiterethei, „„daß ich mir den ganzen Tag ſollt' laſſen befehlen von einer Frau, wo nix verſteht? Ich ſeh' ſelber, was zu thun iſt, und ſagen laſſ' ich mir nix. Ich hab' auch ſo zu thun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr.““

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Wer am Gründonnerstag Sechszig iſt geweſt, der hat andere Zeiten d'erlebt. Mein' Ev', das iſt ein Mordmädle, was Aerbeten beſagt, aber es iſt zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag' mehr. Ich ſollt' auch zu Haus ſein, aber obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag', wo's meinem Nächſten gilt, da ſeh' ich das Meinig' nicht an.“

„„Ja, ſo iſt man einmal,““ ſpann die Weberin den Faden der Valtineſſin fertig.

„Und hernachen,“ ſchlug ihn die Valtineſſin auf ihren

Knieen platt, „iſt das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind.“

„„Mein Mann,““ knüpfte die Schmiedin einen andern daran, „„der wird auch brummen.““

„Und meiner huſten,“ ſpann die Weberin ihn fort.

„„Na,““ nahm ihn die Schmiedin zwiſchen beide Hände, „„wenn die Gevatter Weberin meinen hätt'! Die weiß nicht, wie gut ſie dran iſt. Das iſt ein Böſer! Mit dem iſt keine Stund' Auskommen. Wenn ich nicht ſo ein gut Thier wär', ich möcht' ſeh'n!““

„Na, wenn die Morzenſchmiedin klagen will!“ zerriß der Weberin der Faden. „Da iſt meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine ſehr kranke Frau, und doch wird kein Menſch einen Huſter von mir hören. Ich huſt' in meinem Kämmerle, aber der? Der iſt geſund wie ein Fiſch und huſt't den Leuten die Ohren von einander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich ſagen ſollt', was der für Einer iſt! Ich bin die elendſt' Frau in der Stadt.“

Die Valtineſſin aber ſah die Beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zuſammen gegen den ſeligen Valtines, da er noch lebte! „Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euern beiden Knieen,“ ſagte ſie, indem ſie ſich auf die ihrigen ſchlug. „An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär' geweſt: Alles hat er gethan, was nicht recht iſt. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab' keine Klag' über ihn gehabt. Ich müßt's lügen. Es hat keine einen beſſern gehabt!“

„„Das heißt,““ ſagte die Schmiedin. „„Ich brauch' meinen nicht zu loben.““ Sie ſah nicht ein, was ein Todter vor einem Lebenden voraus haben ſollte.

„Na,“ ſpann die Weberin, „die Beſt' kann froh ſein, wenn ſie ſo einen kriegt, wie meinen. Ich tauſch' mit Keiner nicht.“

Die Heiterethei hatte ſich mit ihrem Geſtrick auf ihr Bett geſetzt, und das Liesle trieb Poſſen um ſie herum. Der Heite-

rethei war's ſchon komiſch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen ſaßen und ganz vergeſſen hatten, was ſie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz ſie trieb, daß erſt jede die Elendeſte, hernach die Glücklichſte ſein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieſes ſchoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesle's Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen ſich erdreiſten könnte, davon hatten ſie ſo wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie wär' nicht halb ſo eilig zur Thür herein gerannt, wenn ſie nicht das Lachen der Heiterethei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin ſei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte ſie. Sie wagte ſogar, von dieſer, nachdem ſie den größten Theil freilich dem Kaffee und den Taſſen auf Rechnung geſetzt, einen ganz kleinen Reſt für das Wiederſehen ihrer Perſon zurück zu behalten, und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog ſie ſich ſogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Baltineſſin das fertige gekoſtet und die Geſchicklichkeit der Annemarie belobt, da gab's den Reſt des Tages über keinen Wunſch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Neiger ſein, den die Heiterethei ihr vor ihrem End' noch zu Lieb' thun ſollte.

„Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns?" fragte die Weberin.

Der Heiterethei kam's drollig vor, daß ſie in ihrem eigenen Häuschen bewirthet werden ſollte. Sie ſagte: „Trinkt nur euer Zeug ſelber; ich mag keins."

Die Annemarie meinte, die Heiterethei hätte ſich eigentlich bedanken müſſen, und machte für die Heiterethei einen Knix.

Bei der zweiten Taſſe war es, daß die Rührung wiederum eintrat, die der Heiterethei Kommen und unbefangenes Weſen erregt hatte. Die drei Frauen ſahen ſich ein Mal über das andere Mal an mit ſo „barmherzigem Gethu", wie es die

Annemarie bei ihrem Abgange gegen die Heiterethei bezeichnete, daß der Alten die Thränen in die Augen kamen, obschon sie noch nicht wußte, worüber sie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Valtineſſin das Bild der Gefahr, die über ihr ſchwebte, vor den Blicken der Heiterethei aufzurollen.

Aber die Heiterethei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendſten Farben geſchildert war, meinte ſie: „Wenn der Holders-Fritz wild iſt, bin ich noch wilder.“ Wie ſeines Entſchluſſes, „es zu thun“, ſeiner Verkleidung und ſeines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, ſagte ſie: „Er iſt eben in das Weiden-Wirthshaus gegangen.“ Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Muthwille zu.

„Ja, wenn man nur noch wüßt', was es iſt, das er euch will thun!“ brach die Schmiedin aus. „Das iſt das Schrecklichſt', daß man das nicht einmal weiß.“

„Ja,“ beſtätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemüthsbewegung, „man zerbricht ſich den Kopf und bringt's doch nicht heraus.“

„„Ja, was er will?““ ſagte die Heiterethei mit muthwilligem Ernſt. „„Was er will, daß er da am Häusle lauert? Frei'n will er mich, und ihr werd't's nicht hindern.““

Ueber dieſen Frevel ſchlugen die Weiber die Hände zuſammen. Die alte Annemarie that daſſelbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

„Weiher,“ ſagte ſie; „die ganz' Nacht hab' ich's in den Weiden hören rauſchen.“

„„Nu,““ meinte die Heiterethei, „„wenn er nicht meinetwegen an's Häusle kommt, ſo hat er's auf euch abgeſeh'n, Bäs Annemarie. Geſteht's nur gutwillig ein! Denn weiter wohnt keine im Häusle da.““

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Valtineſſin verſicherte, die Heiterethei ſei ein Hauptmädle, beinah' wie ihre Ev'. Die Annemarie lachte mit,

ſo ſehr ſie ſich ſchämte. Dazwiſchen faltete ſie ein Mal um das andere Mal die Hände und ſah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übel nehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Valtineſſin war die Erſte, der's gelang, wieder in das „barmherzige Gethu" hinein zu kommen.

Sie ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Jedem, 'was ihm gehört, dem Ernſt und dem Spaß; die Sach' iſt nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier ſitz', ſo will ich auch meinen Fuß nicht weiter ſetzen, bis ich die Annedorle hab' errettet."

„Ja, laßt Euch rathen, Annedorle," ſagte die Schmiedin „Geht beileib' nicht bei Nacht aus euer'm Häusle!"

„Und verſchließt's auch bei Tag," ſpann die Weberin, „ſo lang' wir nicht bei euch ſind."

Die Valtineſſin ſchwang ihre Haube. „Und wenn das Annedorle vernünftig iſt, ſag' ich, hernachen geht ſie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus."

„Ja, ihr meint," lachte das Mädchen, „verhungert iſt auch geſtorben, und wer todt iſt, dem thut kein Menſch mehr was. Da habt ihr ſchon Recht. Ich aber denk', es iſt beſſer, es will mir Einer was thun, und ich bleib' am Leben und wehr' mich. Und ich hab' auch Recht."

„Wenn ich das Annedorle wär'," ſagte die Schmiedin, „ich freit'. Und ich weiß mehr als Einen, der ſie gern' nähm'."

„Ja," ſpann die Weberin, „ein ledig Weib iſt einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran iſt."

Damit hatte es die Weberin getroffen.

„Kann ſein," ſagte die Heiterethei gereizt. „daß Andere Arzneigläſer ſind geweſt, eh' ſie gefreit haben; ich bin keins und brauch' keinen Zettel. Wenn's ſo gefährlich iſt, warum geh'n denn die Arzneigläſer herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und ſeinem Auflauern, das iſt obendrein nur dummes Zeug."

„Na, nichts für ungut," ſpann die Weberin. „Wenn das

Dorle nicht will, ſo kann man ſie nicht zwingen. Aber in Acht nehmen bricht keinen Finger."

„Und zu Nacht," fügte ſie hinzu, „ließ ich ihn nicht herein, wär' ich das Dorle, er möcht' Urſachen machen, was für er wollt'."

Das nahm die Heiterethei nun doch im Ernſt übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was ſie geſagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Verſichern, man kenne ſie zu gut, um mit dieſer Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

„Man weiß ja," ſagte die Weberin, „das Annedorle iſt das bravſt' unter den armen Mädeln in der Stadt, und Niemand weiß nix Unrecht's an ihr. Ich hab' mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt' beleidigen. Deshalb hätt ich doch nicht Aerbet und Alles laſſen liegen und wär' hierher gekommen mit ſammt meinem kranken Leib."

„Aber nu muß ich doch heim," ſagte die Morzenſchmiedin, indem ſie aufſtand und ihr Gehäuſe feſter zuſammen nahm. „Die Schneiderin hört's ſonſt an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin."

„Ja," ſchloß die Valtineſſin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. „Wir wollen das Unſer' thun nach unſern Kräften. Die Köpple laſſen wir da. Morgen kann die Morzenſchmiedin den Kaffee mitbringen, und ein Paar Stühl' will ich laſſen her beſorgen, damit wir dem Himmel eine Seel' erretten."

Damit ſtand ſie ſchon quer in der Thür des Häuschens. Dieſe, ſah man, war nicht für ſie berechnet. Es koſtete ihrer maſſiven Grazie einige künſtliche Wendungen, bis ſie ſich hinausgeſchraubt hatte.

„Lach' Sie nicht, Dorle, lach' Sie ja nicht," warnte die Morzenſchmiedin noch von draußen. „Das dauert mich zu ſehr."

„Wenn ich nicht lachen ſoll," ſagte die Heiterethei hinter den Gehenden her; „weinen mag ich nicht! Und die ganz' Ge-

ſchicht' iſt nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Aerbet, und bei Nacht verſchließ' ich mein Häusle ohne euch."

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal Alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Geberden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt' ihr ein Unterſchleif, eine Art Kirchenraub geſchienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Hollunderbuſch ſchien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen, hörte man, wie er ſich vor Lachen ſchüttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem verſprochenen Beſuche der Valtineſſin, Weberin und Morzenſchmiedin. Die Heiterethei hatte ſich jeden Tag über die wachſende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Theil unter den geſuchteſten Vorwänden zu ihr kamen, um ſie zu warnen und ihr rathen zu helfen, und um ſo zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte Mancher, die ſie bis jetzt für hochmüthig, ja, für ihr feindſelig gehalten, dieſes in ihrem Herzen abzubitten.

Erſt meinte ſie freilich, nur der Neugierde, ihr Hausweſen zu ſehen, habe ſie den unerwarteten Zuſpruch zu danken. Aber dieſe wäre beim erſten Male geſtillt geweſen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehen, ohne einzuſprechen. Und nie hatten ſie ſo oft vorbei zu gehen gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag beſſer von den großen Weibern. Und wenn ſie ſich's auch nicht eingeſtehen wollte, die allgemeine Theilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten ſich die Frauen immer mehr, daß ſie nicht früher eingeſehen, welch' ein braves, aller Achtung und Hülfe würdiges „Thier" die Heiterethei war; beſonders wie gut und recht ſie an dem Kinde ihrer Schweſter handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung ſeines Bildes

dünner und erwies ſich zuletzt ſogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugeſtanden, hielten die Probe nicht.

Die Einzige, die für ihn ſprach, war die Heiterethei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von Einem hinter ſeinem Rücken Böſes geredet wurde, er mochte ſein, wer er wollte.

„Und wenn's auch wahr wär', das mit dem Holders-Fritz," ſagte ſie, „daß er jetzt auf mich lauern thät'! Wild iſt er geweſt, das will ich auch zugeben, aber außerdem ſollt' Keiner was Unrecht's von ihm ſagen, und die Leut' im Städtle am wenigſten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär geweſt beim Brand vor ſechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirch' mehr, wo wir hinein könnten geh'n. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut' herausgeholt, wo ſonſt wären ertrunken. Ich hab' nix mit einem Burſch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigſten, aber man muß reden, was wahr iſt."

„Ja," ſagte dann die Schmiedin, „das iſt alles recht, aber der Herr Vicares hat erſt den letzten Sunntig noch gepredigt: man ſoll nicht anſeh'n, was ein Menſch thut, ſondern was ſeine Abſicht dabei iſt. Und die Abſicht iſt's, warum man einen Menſchen ſoll loben oder nicht."

„Denn warum?" fiel die Tiſchlerin ein, „wie er die Kirch' und die Menſchen hat gerett't, da iſt's ihm auch nur darum geweſt, daß er ſeine Stärk' hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menſchen will retten, ſo muß er's aus Chriſtenlieb' thun, und was Einer nicht aus Chriſtenlieb' thut, das iſt Sünd'; denn warum? Wenn einer einen Menſchen nicht aus Chriſtenlieb' will aus dem Waſſer zieh'n, da iſt's beſſer, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat ſchon Recht."

„Ja, aber," ſagte die Tüncherin, „man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob er's iſt geweſt, der die Kirche hat gerett't. Wenn man Alles wollt' glauben, was die Leut' reden, da müßt' man einen Kopf dazu haben, ſo groß wie ein Ochs."

Na, ich will nichts ſagen," ſpann die Weberin mit beiden Händen. „Aber wenn ich Zeit hätt', da wollt' ich Geſchichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der Leiermühl war, wie die iſt abgebrannt? Die Knechtsfrau war die Alleremſigſt', wo beim Löſchen geweſt iſt; der Amtmann ſelber hat ſich gewundert; ſie hat mehr gethan, wie zwei Männer, hat er geſagt, und ihre ganzen Haar' ſind verbrennt geweſt, ſo hat ſie ſich gewagt, wo kein Anderer das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl angebrennt gehabt? Wer iſt's geweſt? Die Knechtsfrau ſelber iſt's geweſt. Und ſo, hat der Actuarius hernachen geſagt, ſo iſt's gewöhnlich, und d'rum paſſen die Herr'n allemal auf, wer beim Löſchen und Machen am eifrigſten iſt."

Da ging den Frauen ein Licht auf, ſo hell und ſchauerlich, als der Brand der Leiermühl' ſelbſt.

„Ja," ſagte die Tüncherin leiſe, „ich wollt' mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt ſelbmal hat abgebrennt."

„Und wer den Wolkenbruch hat angeſtift't," ſetzte die Beutlerin hinzu.

Die Ruſſenſattlerin machte eine Geberde, die hieß: „Hab' ich das nicht ſchon vor zehn Jahren geſagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?"

Die Heiterethei aber hätte gelacht, wär' nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrath gefallen, der in bedenklicher Schnelle ſeinem Ende entgegen ging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz Ein Schickſal.

Die Heiterethei war meiſt in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das ſtörte die ſorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag ſchon früh in das Häuschen. Die Baltineſſin hatte für Stühle geſorgt; ihre Taſſen trugen ſie bei ſich. Jeden Tag hatte eine Andere Kaffee und Sahne zu beſchaffen. Wenn man die Heiterethei nicht traf, ſo traf man andere Frauen. Redete man nicht von dem neueſten Ueberfalls-Verſuche des wilden Holder, ſo redete man von andern Dingen; und der Fall ſoll in Luckenbach und anderswo noch zum erſten

Mal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff ſchweigen müſſen. Ging eine mit dem ſchmerzlichen Bedauern, ihre karggemeſſene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, ſo kam dafür eine andere, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuſelte der Kaffeerauch ſeine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Hollunderbuſch. Wenn die Heiterethei Abends vom Felde heim kam, fand ſie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Rathen, ein Befürchten und Beſchwören, daß eine Andere, als die Heiterethei, mürb' geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und ſpottete, und je bedenklicher ſie endlich doch ſelbſt wurde, deſto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eigenen Augen hatten ſie davon überzeugt. Sie lachte und ſpottete jeden Tag luſtiger, und jede Nacht verſchloß ſie vorſichtiger ihr kleines Haus.

„So iſt's," zirpte das Heimchen im Gringel Abends hinter dem Ofen hervor — wer nach ihm ſah, wurde nichts gewahr, als zwei ungeheure Brillengläſer —, „Wenn einmal ein Menſch einen böſen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix Anderes mehr keinen Sinn. Sagen darf er's Niemand, und weil er meint, die Leut' ſehen's ihm an, ſo weicht er den Leuten aus. Und ſo muß er nun erſt recht in ſeine böſen Gedanken hinein kommen, weil er nix Anderes hat, womit er ſich könnt' eine Zerſtreuung machen. Wenn ſo ein Dieb oder ein Mörder erſt mit einem rechtſchaffenen Gevatter oder ſo aus der Sach' reden thät', da würd' Manches nicht geſcheh'n. Wißt ihr, was ich thät', wenn ich Ihr wär', Meiſter Sacher?"

„„Nu?""

„Ich ging auf der Stell' in die Gericht' und zeigt's an."

„„Ja," entgegnete der Meiſter Sacher phlegmatiſch, „„die? Einen hindern, daß er nicht ſchlecht wird, das fällt denen nicht

ein; hernachen, wenn er's iſt, kriegen ſie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen ſchlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut', daß ſie einen Dieb richten, wenn er geſtohlen hat; da muß ihnen daran gelegen ſein, daß die Dieb' recht ſtehlen. Wenn ich die Sach' zu machen hätt', da krägen ſie nix', wenn ein Dieb ſtiehlt; allein aber für jeden Dieb, der nicht ſtiehlt, einen Louisd'or.""

„So werd't ihr doch in die Gericht' geh'n, Vetter Mathes?" zirpte das Heimchen wieder. „Es wär' doch ſo ſchrecklich, wenn's paſſiren ſollt', und ihr hättet's können verhindern und hättet's nun auf euer'm Gewiſſen!"

„„Ich hab mit dem Meinigen genug zu thun,"" entgegnete der Vetter Mathes trocken.

„Aber, ihr Leut', ſo wird doch einer von euch in die Gericht geh'n?" zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über den Kopf zuſammenſchlug. „Ihr müßt nur denken, wenn's nicht an die Gericht' wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach' nix an, und wenn ſie ihnen auf der Naſen ſäß', wenn ſie nicht als ein ordentliches Anliegen an ſie gebracht wird."

Als das Heimchen eine Zeit lang geſchwiegen, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: „Da ſitzt die ganze Stuben voll. Karten können ſie und von ihren Aeckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht' geh'n, kann Keiner. Das iſt doch eine ſchreckliche Welt!"

Der Morzenſchmied nahm die Sache leichter.

„Nun?" fragte er die Schmiedin, die, eben heim gekommen, ihren blauen Mantel von ſich that. „Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in den Wachtſtuben, der Feldwebel oder der Corporal?"

„„Laß du's nur die Valtineſſin hören,"" entgegnete die Schmiedin, „„die würd' dich ſchon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd' dir den Corporal eintränken, wie ſich's gehört'.""

„Du müßteſt einen guten Tambauer geben, Lene, du braucht'ſt keine Trommelſchlägel."

„„Brauchſt nicht zu ſpotten! Wer iſt ſchuld, wenn ich magerer bin, als du? Du ärgerſt mich den ganzen Tag.""

„Nu, erzähl' nur aus deiner Wachtſtuben was!"

„„Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Recht's verſetzen thät', du legt'ſt gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du ſchadenfroher, nachträgeriſcher Mann! Du kannſt dem Mädle das mit dem Schiebkarr'n nicht vergeſſen. Spott' du nur, ſpott' du nur! Weil wir das Annedorle beſchützen, das iſt dein Aerger. Und dir zum Trotz beſchützen wir ſie erſt recht.""

„Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf ſeine Kniee ſchlägt und ſeine Zunge vom Leder zieht, da reißt ſo ein wilder Fritz aus. Aber Spaß beiſeit'! Ich denk' ſchon lange nicht mehr ſo, wie ich da red'. Du wirſt mir immer caputter, Lene; du dauerſt mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf'."

Die Schmiedin ſah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

„Ja, guck'," ſagte der Schmied, „das kommt von deinem guten Gemüth."

„Wenn ich ſein Gethu kenn', ſo iſt's doch ſein Ernſt," dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: „Guck', Lene; verſteh' mich recht. Wenn dir's angſt wär', daß der Heiterethei was ſollt' geſcheh'n, das wär' Neugier, und ich kümmert' mich nicht drum. Aber dich plagt's, daß du's nicht weißt, was das iſt, das der Heiterethei könnt' geſcheh'n; guck', das iſt chriſtliche Lieb' zu deinem Nächſten, und da will ich dem Fritz einmal aufpaſſen und ſeh'n, was ich kann 'raus bringen. Heut' iſt die Heiterethei im Leinjäten. Bis ich hinkomm' an den Leinweg, da wird's finſter. Wenn's wahr iſt, daß er ihr aufpaßt, ſo müßt's wunderlich zugeh'n, wenn ich nicht mit ihm zu ſprechen käm'."

Die Schmiedin war ganz erſtaunt und verſprach ihm vor

Freude, daß er, wie ſie ſagte, ſo ihr chriſtlich Herz geſeh'n, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, ſein Lieblingseſſen, für morgen Mittag.

Der Morzenſchmied nickte zärtlich, nahm ſeine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkſtatt den Geſellen einen glühenden Hufnagel auf ſeinen Tabak halten laſſen, ſich auf den Weg.

„Wenn er's herausbrächt'!" ſagte die Schmiedin hinter ihm drein. „Das weiß die übergeſcheidte Gevatter Weberin doch nicht, die Alles beſſer wiſſen will. Wenn's nur was recht Schrecklich's wär', daß die einmal nix drüber wüßt'! Ich gönn' dem Annedorle nicht etwa was Schlimm's, aber für das Schlimmſt' kann man ſich leichter tröſten, wenn's einmal nicht zu ändern ſteht, wenn man's nur wenigſtens weiß. Na, wenn's zu machen iſt, der Tuckmäuſer macht's gewiß. Und er iſt doch nicht ſo gräulich, wie man manchmal denkt."

Die Heiterethei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Baſe, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete ſich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um ſie anzuziehen.

„So ſpät Feierabend, Annedorle?" ſagte der Schmied, indem er ſtehen blieb. „Eure Bäs hat da ſchönen Lein."

„„'s iſt eben noch nicht ſpät,"" entgegnete die Heiterethei, die ihre Schoppe über der Bruſt zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. „„Und der Lein könnt' auch größer ſein.""

„Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einſam find't er's nicht gleich wieder. Geht ihr mit den Ulrichsſteg, ſo ſeid ihr nicht allein."

„„Kann ſein, ich wär' jenen Weg gegangen. Nu geh' ich den andern. Grüß' Gott!""

Dabei ging ſie ſingend in einer andern Richtung fort. Der Schmied hatte ſchon wieder ein „Das Mordmädle!" auf der

Zunge. Aber — „Hm!“ dachte er weiter, „kann auch die Furcht ſein, was aus dem Mädle ſingt.“

Und das wär' kein Wunder geweſen. So einſam und ſtill hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche ſang, als er weiter ſchritt. Lerchengeſang war es eben nicht, was den Schmied von ſeinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich ſchnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der ſich eben hören ließ, bald hier, bald dort, wie um den Hörer zu vexiren, traf weit eher eine verwandte Seite im Gemüthe des Schmiedes an, — zumal, da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in ſeinem Gedächtniſſe beſaß. Dort hatte ja der alte Förſter Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt und der Morzenſchmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangenen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und ſehr andere Dinge dafür hinein prakticirt.

Er geht immer duchſiger und ſchmunzelt; zuweilen meldet ſich der Ruck von unſichtbarer Hand; er ſchmeckt die Poſſen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Naſe an einen Hagebuttenzweig.

„Gut,“ meint er, „daß das Gebüſch ſo dick iſt, ſonſt wär' ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das iſt die lange ſchmale Schling', die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drinn in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt' Schweigaus ſein Leben lang nicht gefangen!“

Immer duchſiger und gleichgültiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge ſich öffnet.

„Nun müßt' er in's Waſſer ſpringen,“ lachte er leiſe vor ſich hin, „ſonſt hab' ich ihn.“ Er zieht ſein Meſſer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuſchneiden, und ſucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte ſeitwärts, dann eine ſchnelle Wendung, und er ſteht vor dem Fritz. Und der Fritz iſt's wirklich, der erſt Miene macht, in's Waſſer zu ſpringen, aber, als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und ſeinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgibt.

„Hm," ſagte der Morzenſchmied wie verwundert, „biſt du's, Fritz? Aber was machſt du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willſt ein Bißle ins Waſſer. Aber du haſt doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du biſt ſchon im Waſſer geweſt, und in der Eil' haſt du beim Auszieh'n die Aermel mitgenommen gehabt, und das haſt du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt."

Der Angeredete brummte etwas, das für ein „Ja, kann ſein!" gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, Niemand kam jenem ungelegener, als eben er, und das war ihm um ſo lieber.

„Iſt's denn wahr, du gehſt nicht mehr mit dem Adams-Lieb und ſeinen Kameraden? Wer hat mir's doch geſagt? Ich hab' geſagt: das iſt vernünftig von dem Fritz. Aber die haben ihren Aerger deßwegen, und du kannſt dich immerfort in Acht nehmen. Da am Leinweg iſt mir die Heiterethei begegnet, das arme Mädle, der haſt du's recht angethan."

An dem Rauſchen der Büſche, in denen er ſtand, hörte man, der Fritz machte eine raſche Bewegung. Der Name hatte ihn erſchreckt. Den hatte er am wenigſten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz ſagte in einem Tone, der leicht klingen ſollte: „Die! Wie kommſt du auf die? Was geht mich die an! Angethan? Möcht' auch wiſſen, wie!"

„„Nu,"" entgegnete der Schmied lauernd, „„die iſt ganz in dich verſchamerirt.""

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen Andern, als den Schmied hätte dieſes Lachen geängſtet. Man hörte, er zwang ſich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiterethei zu reden, als er lachte: „Die Heiterethei und verſchamerirt! Du weißt nicht, was du red'ſt, oder morgen iſt der jüngſt' Tag, Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt."

Er ſchien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich ſchwieg er. Es war ihm eingefallen: „Der Laurer, der Morzenſchmied iſt's, der mit dir red't. Zu viel kann eben ſo leicht Verdacht erwecken, als zu wenig." Da aber auch das Schweigen zu viel ver-

räth, beſonders einem ſo ſcharfen Ohr als dem des Morzenſchmiedes, ſo fügte er noch einige Töne hinzu, die dieſer für ein gleichgültiges Lachen nehmen ſollte.

Der Morzenſchmied ſagte leiſe vor ſich hin: „Hm!“ Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgültige Ton beſſer, als dem Holders-Fritz: „Ja, die Heiterethei und verſchameriren! Ich mein', das Mädle iſt ein verkleideter Jung'. Aber — was ich ſagen wollt' von dem Adams-Lieb und den Andern. Aber ich muß mich ſetzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren ſein. Die ſprechen, es wär' umgekehrt. Du wär'ſt in die Heiterethei verſchamerirt.“

Der Schmied wartete das abermalige Rauſchen der Büſche ab und das heiſere Lachen, das der Fritz ausſtieß.

„Das iſt die Wuth, daß ich nix mehr von denen wiſſen will,“ lachte der, und der Schmied ſagte: „„Freilich, das iſt's, und das mein' ich eben. Sie ſagen, du paßteſt dem Mädle überall auf, um — deine Sach' anzubringen. Aber ſie möcht' nix von dir wiſſen.““

Eh' der Schmied das ſagte, war er erſt vorſichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenſtamm ſtand zwiſchen ihnen. Der Schmied war wohl auf ſeiner Hut.

Das Rauſchen des Buſches verrieth dieſes Mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und ſein Lachen klang immer gezwungener und wilder.

„Aufpaſſen!“ lachte er; „möcht' wiſſen, wo! Weidenhaun' geh' ich; da ſiehſt du die Barte.“ — Er ſchwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann ſagte er: „Darin ſollen ſie auch Recht haben; nicht mit der Verſchamerirung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpaſſen mein' ich.“ — Er hielt einen Augenblick inne und ſah vorſichtig hin nach dem Fritz. Das that er öfter, während er fortfuhr: „Da iſt in der Stadt kein Menſch, der dich nicht hinter einer Hecken oder ſonſt wo hätt' lauern geſeh'n, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gemußt. Und guck', mir mußt du nix weis wollen machen; was

thuſt du denn jetzt da im Buſch, wo die Heiterethei vorbei wär' gekommen, hätt' ſie dir nicht den Poſſen gethan und wär' den Weg bei der Herrenmühl' gegangen? Ja, du willſt's nicht ſagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut' keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel."

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und ſagte leiſer als vorhin: „Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten ſeinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geſchicht' vom Gründer Markttag her weiß die ganz' Stadt', und wie die Heiterethei von dir red't."

„„Ho, ho!"" ſagte der Fritz verbiſſen, „„vielleicht red't ſie bald anders. Die Leut' wiſſen, was die geſagt hat, aber nicht, was ich geſagt hab'.""

„Ja, und ſie meinen," fuhr der Schmied fort, „aus lauter Reſpect vor der Heiterethei wär's, daß du nicht mehr zum Bier ging'ſt und ein ordentlicher Kerl wär'ſt geworden, und einmal könnt's bei dir heißen, wie beim — Läpplesſchneider: Reſpect muß ſein im Haus."

Dasmal rauſchten die Büſche um den wilden Fritz, als hätt' er ſie mit den Händen gepackt, um ſie auszureißen.

„Guck'," fuhr der Schmied fort, „mir kannſt du's ſagen — du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum. . ."

Der Fritz hatte ſchon reden wollen. Aber die Abſicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz ſeiner Aufgeregtheit nicht entgangen ſein. Nach kurzem Beſinnen ſagte er mit gepreßter Stimme: „„Kann ſein, daß ich ihr auflaur', kann ſein. Man will manchmal einen guten Abend ſagen; das bind't man den Leuten nicht auf die Naſen. Aber ich wollt' immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab' beſtellt."

„„Ja, das,"" fragte der Schmied, „„wo unter die Jacken ſollt' zu verſtecken geh'n, wenn du in's Reifhauen ging'ſt, daß die Leut'"". . .

„Iſt's fertig?" fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

„„Hm!““ ſagte der Schmied erſchrocken; „„aber du wirſt doch nicht — du haſt doch nicht etwa““...

„Nix werd' ich und nix hab' ich,“ lachte der Fritz, der ſich beſonnen; aber dieſes Lachen hatte einen eigenen Klang. „Ich brauch' eben ein Beil. Warum ſoll ich nicht ein Beil brauchen wie andere Büttner auch? Was ich geſprochen hab' da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt' und wär' wüthend auf ſie geweſen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer ſagt: du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach' anbringſt, da wird Keiner ſagen: Ja. Und 's kann ſein, 's kann ſchon ſein, daß es einmal heißt wie bei dem Läpples-ſchneider: Reſpect muß im Haus ſein.“

Aus ſeinem Lachen klang ſchlecht verhehlte Wuth.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das ſchauerliche Lachen, als der Fritz ſchon an ihm vorbeigerannt war. — —

„So duchſig,“ dachte die Schmiedin, als ſie den Schmied zur Thür' hereintreten ſah, „iſt er noch nicht heimgekommen. Sonſt duchſt' er wohl auch, aber aus Tuckmäuſerei; aber dasmal iſt er doch ganz wie verblaßt. Und ſo zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er ſie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, ſo lang' ich ihn hab'. Und das Schluckſen hat er auch noch nie ſo ſehr gehabt. Ich ſeh' ſchon, er will nicht reden; aber ich will ihn ſchon dazu bringen.“

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: „'s iſt nix, und ich will in's Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf.“

Seine Geberden ſprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein ſpezielleres Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern ſich einlaſſen konnten.

Er duchſte ſchon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an ſeinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran feſt. „Daß du immer die feinen Hemder zur Aerbet anziehſt! Haſt du denn den Fritz getroffen? Nu wart' doch nur! Ein Brandfleck iſt's doch wohl nicht. Aber warum red'ſt du

nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer ſein. So wirſt du doch zeitig genug in's Bett kommen, du Schlafratz! Heraus zu reiben geht's nicht. Aber, Morzenſchmied, ſo wirſt du doch nur ein Wörtle können ſagen? Und es iſt doch ein Brandfleck, du ruiniriger Mann. Aber, Morzenſchmied, ſo ſag' nur wenigſtens, willſt du die Klöß' morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat juſt wieder ſo zarte Schüßle. Das iſt doch ſonſt dein Leibeſſen geweſt."

Die Schmiedin ſah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied ſetzte ſich mit allen Anzeichen innerer Erſchöpfung. Die Schmiedin rückte ihm ſo nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reiſe ſich zu lang' aufhalten oder gar verirren.

Endlich ſagte der Schmied: „ich muß dir ſagen, Lene, ich wollt', ich wär' derheim geblieben. Es iſt doch ein grauſig Beiſammenſein mit ſo einem Menſchen."

„„Wo haſt'n denn angetroffen?"" fragte die Schmiedin.

„Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Buſch."

„„Im Buſch?"" ſchauderte die Schmiedin. „„Mitten drinn im Buſch?""

„Mitten drinn."

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus geweſen, aber der Morzenſchmied blieb länger als eine Minute drinn. Denn ſo viel Zeit verging, eh' er in ſeiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte ſich unterdeß im Geiſt in die Wachtſtube verſetzen! Da ſah ſie ſich ſtehen, die anderen Weiber um ſie herum, athemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat ſchon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu ſchlagen, wenn die Schmiedin fertig. Der Corporal iſt gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber ſie weiß ja ſelber noch nicht, was ſie dort ſagt.

„Ja, guck'," ſagte der Schmied, und die Schmiedin ſaß wieder horchend vor ihm. „Das hätt' ich mir doch nicht vom Fritz eingebild't."

„„Aber was denn?""

„Daß er das thun wird.“

„„Was thun wird?““

„Das! — Ja, guck', der thut dir's gewiß und wahrhaftig noch.“ Dabei ſchlug er die Hände zuſammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachthat. Das ſieht ſie all' die Weiber in der Wachtſtube thun. Die arme Frau iſt hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber ſie dort die Weiber ſchon erſchrecken ſieht, denen ſie ſelbſt es erzählt hat, wird zur Pein.

„Der verdammte Schlucken!“ fährt endlich der Schmied fort. „Ja, guck', er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er geſagt, das er unter der Jacken kann verſtecken. Er hat das nicht ſo deutlich geſagt, wie ich's dir da erzähl', aber es iſt gewiß und wahrhaftig; er iſt wüthend auf die Heiterethei. Ich dacht' erſt, die Sach' wär anders und hab' meinen Spaß wollen haben. Aber — na, vor ſo einem Spaß bedank' ich mich. Er hat geſagt, die Heiterethei ſoll bald aufhören, von ihm zu reden.“

Die Schmiedin ſchlug die Hände über ihrem Kopf zuſammen. Sie empfand zugleich, wie ſchrecklich das ſei, und auch, wie ſie ſich ausnehmen wird dabei, wenn ſie's den entſetzten Weibern erzählt.

„Aber daß du mir nicht“ — ſagte der Schmied aufſtehend.

Die Schmiedin ſuchte während deß im Eßſchrank unter den Kaffeetrichtern und Taſſen. „„Iſt der Fenchelthee ſchon wieder alle?““

In der Kammerthür wandte ſich der Schmied noch einmal halb um. „„Daß du mir Niemand davon ſagſt. Wenn was geſchäh', und die Leut' könnten ſagen, wir hätten's vorher gewußt . . . .“

„„Thee muß da ſein für das Gottlieble. Das wär' eine ſchöne Geſchicht' auf die Nacht! Und man hat keinen Menſchen, wenn man ſie braucht. Die Mäd hat ſich in den Finger geſchnitten, und die Geſellen kann man nicht von der Ruh' abhal-

ten jetzt in der theuern Zeit. Was hilft's, ich muß ſchon ſelber in die Apotheken.""

„So kämen wir in's Teufels Küchen, hörſt du?"

„„Sag' mir nur nix,"" entgegnete die Schmiedin faſt erzürnt. „„Ich dächt', du kennteſt mich doch.""

Der Schmied verſchwand mit einem bedeutſamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin ſetzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuſe um die Schultern. Schon an der Stubenthür, blieb ſie noch einmal ſtehen. „So glaub' ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er iſt ſo ſchlimm, wie der Fritz ſelber. Die Mannsleut' ſind lauter gebor'ne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen iſt auf der Gaſſ' geweſt. Er ſchnarcht ja ſchon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finſter das iſt! Was hilft's? Thee muß man im Hauſe haben," ſagte ſie draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derſelben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Hollunderbuſch. Heute dampfte der Schornſtein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nie verſammelt geweſen; es fehlte Niemand als die Schmiedin und die Baderin, und dieſe mußten noch kommen.

Das hatte aber auch ſeinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte ſie ſich, ſeit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte ſie auch, was ſchon öfter geſchehen, dort ſo lange aufgehalten werden, daß ſie erſt bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die Straße hindurch nicht die belebteſte, und man wußte tauſend ſchreckliche Geſchichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der ſchlimmſten Art.

Die Weberin verſicherte, daß ſie nie die Hähne ſo ganz

eigen und zu ſo ungewöhnlicher Zeit krähen gehört, als die letzten Tage. „Ja," ſang ſie dem unſichtbaren Rocken zu, an dem ſie ſpann, und es war, als ſuchte ſie das eig'ne Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen, — „ja, wenn ich's nur könnt' beſchreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock ſtoßen thut."

„„Ja,"" meinte die Tüncherin, „„das bedeutet ander Wetter.""

„So, ander Wetter?" ſagte die Valtineſſin. „Und iſt's denn anders geworden etwa? Iſt's nicht das beſt' geblieben? Nur noch zwei Mal haben ſie ſo gekräht, das ich's weiß. Das war den Tag vorher, eh' der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz und wie hernachen die Würtemberger im Krieg ſeinen Schädel vom Rad' haben genommen und daraus getrunken im Schwanen-Wirthshaus. Die Weberin da iſt meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wiſſen, wie die Hähne in Luckenbach kräh'n, und And're wiſſen's beſſer, ſo weiß ich nicht, was ich hier zu thun hab'. Und hier ſitz' ich und frag': Warum hat mir's denn die ganz' Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?"

Die Frauen fürchteten, die Valtineſſin könne, da ſie eben im Uebelnehmen begriffen war, auch übel nehmen, wenn ſie geſtänden, ſie wüßten das nicht. Als ſie ſchwiegen, ſetzte die Valtineſſin noch hinzu: „Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das beſſer?"

„„Aber,"" begütete die Tüncherin, „„man red't ja nur, Frau Bäs Valtineſſin. Und es iſt wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab' ander Wetter hören kräh'n, gar kein rechter Luckenbacher iſt geweſt. Sonſt hätt' er's gewiß der Frau Bäs Valtineſſin nicht zu Leid gethan. Denn das müßt' kein rechter Luckenbacher ſein, der nicht allen Reſpect hätt' vor der Frau Bäs Valtineſſin.""

Die Valtineſſin war ſchrecklich in gerechtem Zorn, aber ſie ließ ſich verſöhnen, und ſo bekräftigte ſie durch ein feierliches

Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältniß wieder hergeſtellt ſei.

Die Tiſchlerin aber ſagte etwas zaghaft: „Wenn's der Frau Bäs Valtineſſin nicht unrecht wär', ſo hätt' ich auch geträumt; denn warum? es fällt mir nicht ein, ſo vornehm zu träumen, wie die Frau Bäs Valtineſſin; man träumt eben, wie man's ſo in's Haus braucht. Die ganz' Nacht iſt mir's geweſen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg'; denn warum? mein Mann hat mich zwei Mal aufgeweckt, weil ich ſo tief hab' Athem geholt."

Da die Valtineſſin ſich's von der Tiſchlerin gefallen ließ, ſo hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht ſo vornehm und bedeutſam wie die Valtineſſin, doch etwas, das ſich auf die Heiterethei bezog oder beziehen ließ.

Von den ſchaurigen Träumen, denn das waren ſie alle, kam man auf noch ſchauerlichere Geſchichten. Je ſchauerlicher die wurden, deſto leiſer wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, ſo fing ſchon wieder eine andere an. Denn wenn's ſo ſtill wurde, daß man das Rauſchen der Weiden und das Kratzen der Hollunderäſte am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann war's noch ſchauerlicher in der Wirklichkeit, als in der ſchauerlichſten Geſchichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geſchichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und ſah plötzlich in lauter Todtengeſichter hinein? Oder es ſtöhnte irgendwo in einer Ecke und man ſah doch Niemanden; was ſollte da erſt werden?

Wie es vor einem ſchrecklichen Ereigniß iſt, das kommen muß: Jedem liegt's auf der Zunge, es vorher zu ſagen, und es wagt's doch Keiner. Weil es iſt, als müßt' es dann erſt geſchehen, als könnte es vorbeigehen, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es Jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, ſpräche man es vorher nur warnend aus. Alle ſahen während des Erzählens nach der Heiterethei hin. Man durfte ſie nicht fortlaſſen; mit oder wider Willen, bleiben

mußte ſie. Aber um ihr das zu ſagen, mußte man die Geſchichten unterbrechen. Und dann ward's ſtill, wer weiß, wie lang'! und dann hörte man wieder die Weiden rauſchen und den Hollunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabenen an ſeinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der ſchrecklichſten Geſchichte der Faden; juſt da, wo die Räuber im einſamen Wirthshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt iſt, entſetzt nach ſeinen Piſtolen greift. Und — war das ein Schuß? Nein, es iſt der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirthshaus ſo entſetzlich brauſ't. Und doch auch das nicht. Man iſt ja nicht wirklich in jenem Wald-Wirthshauſe; man iſt in der Heiterethei Häuschen an den Weiden. Und dieſes Brauſen und Ziſchen klingt gar nicht ſo wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum erſten Mal. Aber es braucht erſt das laute Lachen der Heiterethei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entſetzten Gemüthern hinweg zu beſchwören. Die Hälfte des ſiedenden Waſſers mußte erſt aus dem Kaffeetopf auf den Heerd laufen, ehe man begriff, das ſeltſame Brodeln und Ziſchen ſei das allbekannte, täglich gehörte, das jede ſiedende in die glühenden Kohlen laufende Flüſſigkeit hören läßt.

Der Gegenſatz der ſicheren Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders ſei, als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene ſo nahe war, in die man ſich retten konnte aus den Schreckniſſen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, deſſen letzte Töne doch ſchon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel ſei, in ſolchen Augenblicken ſolcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigſtens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man ſich beſonnen hatte, was man doch vorhin ſagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob ſich das Warnen und Rathen von Neuem, — und um ſo lauter, da man ſich ſelbſt dadurch betäuben konnte.

„Ach du lieber Gott!“ rief die Weberin, „wenn doch nur das Dorle freien wollt'!“

„„Ja, wenn das ſo geſchwind ging'!““ verzweifelte die Tüncherin. „„Auf's Rathhaus muß das Dorle, in die Gericht'.““

„Die ſitzen auch, bis der Frau Tüncherin ſo was Geſcheidt's einfällt,“ ſtrafte die Valtineſſin. „Da wär' das Beſt' das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh' ſie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten auf's Rathaus.“

„„Militär muß geholt werden aus der Hauptſtadt,““ ſchrie die Beutlerin.

„Das kommt zu ſpät,“ ſchlug die Tiſchlerin die Hände zuſammen. „Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter ſechs Batzen gibt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.“

„„Aber wer weiß,““ ächzte die Tüncherin wieder, „„ob das Dorle ſo viel mit der Fuhr' verdient! Ich mein, da ſchickt' das Dorle gleich den Nachtwächter und blieb' zu Haus. Da könnt' ſie's halb abverdienen, was der Nachtwächter koſt't.““

„Ja,“ ſagte die Heiterethei lachend. „Ich fürcht' mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet', da braucht' ich auch den Nachtwächter nicht zu ſchicken; ich blieb' eben daheim, und ſo wär's, und nu wär's fertig. Aber ich fürcht' mich nicht, und da frei' ich nicht und geh' nicht auf's Rathhaus und ſchick' auch keinen Nachtwächter, ſondern ich fahr' in den Zainhammer. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.“

„„Es iſt ſchrecklich,““ ſpann die Weberin wie außer ſich, „„daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigſtens eine Karten hätt', daß man ſich erſt darauf legen könnt'!““

„Ach,“ ſagte die Schweſterleins-Evekathrine, „ich hab' ja eine mit, aber über die Geſchichten hat man Alles vergeſſen. Ich will ſie nur geſchwind legen, eh' noch was And'res drein kommt.“

„„Ja,““ ſagte die Valtineſſin und ſchlug auf ihre Kniee. „„Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen

ſoll. Wenn's aber ſoll ſein, ſo hat man ſeine Schuldigkeit gethan und braucht ſich nichts vorzuwerfen von deſſentwegen.““

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Athemzug ließ ſich hören, als die Schweſterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

„Ein—zwei—drei—ſechs“ — eine Reihe Karten lag da. Die Valtineſſin griff an die Naſe, um die Brille herab zu nehmen und zu putzen, die ſie nicht aufhatte. „Wo iſt denn das Unglück?“ ſagte ſie. „Das ſieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da iſt ja gar kein Grün. Es wird noch kommen,“ tröſtete ſie ſich.

Aber es kam nicht.

„Liegt denn die ganz' Sach', oder iſt's noch nicht fertig? Ja, es iſt doch. Aber wo iſt denn das Unglück? Iſt denn das Eicheldauß und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär' ja eine Hochzeit, verzeih' mir Gott meine Sünd'!“

Den Andern ging's nicht beſſer als der Valtineſſin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuſchten Erwartung.

„Es iſt nix mit dem Kartenlegen,“ ſagte die Valtineſſin. „Dummes Zeug iſt's. Und wenn einer gewiß wüßt', es träf' zu, da ließ er ſie ſich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut ſind, hernachen glaubt er's; ſind ſie aber ſchlimm, hernachen ſagt er: Es iſt dummes Zeug. Und das iſt's auch.“

„Wenn die Evekathrine nicht falſch abgezählt hat,“ ſagte die Weberin.

„„Oder falſch gemiſcht,““ ſagte die Tüncherin.

„Ja,“ ſagte die Schweſterleins-Evekathrine ſelber, „ich wollt' ſchwören, ich hätt's richtig gemacht. Paſſirt mir auch ſonſt nicht, daß ich einen Schnitzer mach'. Aber es muß doch wohl. Und wenn man ſo in der Angſt iſt.“

„„Und in der Gemüthsbewegung,““ ſpann die Weberin.

„Hm, ja,“ dachte die Valtineſſin, „das könnt' ſein.“ Dann ſchlug ſie auf ihre Kniee. „Drum ſitz' ich hier und ſag': die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird ſich's

ausweiſen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht.“

Und es wies ſich aus.

„Ja,“ ſpann die Weberin, als die Karte von Neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, „das ſind andere Ding'!“

„„Aber,““ ſagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt ſchien, „„da iſt freilich der Herzunter, das iſt das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdauß. Aber das ſollte doch eigentlich beiſammen liegen, wenn das Unglück das Annedorle anging'.““

„Wenn's auch nicht beiſammen liegt,“ meinte die Tiſchlerin mit wehmüthiger Freude; „denn warum? Man weiß doch, daß es zuſammen gehört.“

„„Ja,““ ſagte die Evekathrine, „„es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's ſchon zu.““

„Ach Gott, es iſt doch ſchrecklich,“ drehte die Weberin mit ſchmerzlicher Wolluſt den Faden. „Das arme Annedorle! Die Laubzehn iſt eine Straßen, das iſt die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das iſt ein böſer lediger Burſch, das iſt der Holders-Fritz. Und das Laubdauß, das iſt eine ſchreckliche Gefahr.“

„„Ja,““ legte ſich die Tüncherin die Sache zurecht. „„Es kann ja ſein, daß er von Weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wieſen neben dem Weg. Und die Gefahr, die iſt ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da iſt noch ein ganzer Tag dazwiſchen.““

„Ach, du Gerechter!“ ſchluchzte die Beutlerin. „Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geſchnitten iſt? Wenn der Holders-Fritz ſo eine kleine Naſen hätt' und ſo ein groß Maul und ſeine Augen ſtänden ſo ſchiefe! — Wenn auch die Statur anders iſt, aber der Rock und die Schuhe, das iſt doch der leibhaftig' Holders-Fritz!“

„Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle!“ ſpann die Weberin und netzte mit ihren Thränen.

„„Dummes Zeug!““ lachte die Heiterethei. „„Vorhin, da

ſollt's falſch gemiſcht ſein, und jetzt fällt ſo was Keiner ein. Wenn's was bedeuten ſollt', müßt's das eine Mal ausfallen wie das ander. Und wenn ich nu gar nicht fortging' morgen, da müßt' die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das iſt noch ganz ein anderer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei ſein, wenn ihm was ſoll geſcheh'n. Wenn ihr flennen wollt, ſo wartet doch wenigſtens, bis was paſſirt iſt, oder flennt wo anders. Mein Häusle iſt an andere Ding' gewöhnt.""

Die Valtineſſin aber rückte feierlich die Haube, dann ſchlug ſie's auf ihren Knieen unwiderruflich feſt: „Und obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, nu hat ſich's gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklich's wird geſcheh'n, das iſt gewiß; Bäs Schreinerin, Sie könnt' mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt', was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz' den Tag. Hernachen wär' Alles gut. Hernachen könnt' man ſich doch chriſtlich drein ergeben."

Ja, das Was! das Was! Je gewiſſer ſeine Auflöſung wurde und je näher ſie kam, deſto mehr peinigte das Räthſel die guten Frauen. Da ſtand der Geiſt der noch ungeborenen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Geſtalt. Er ſauſ'te in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Valtineſſin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er ſah mit ungeheuren ſchwarzen Augen durch die Fenſter herein und pochte gegen die lockeren Scheiben; er blickte aus jedem Auge und ſprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entſetzen die Widerwilligen nach ihr zu ſehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Geſtalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es ſich nicht ſehr wähleriſch.

Aber es war auch gar nicht das ſchreckliche räthſelhafte Was,

das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengaſſe, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fenſterläden. Ein Weib, weder ſchrecklich, noch räthſelhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, ſie beſteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröthen gewickelt.

Auf dem Wege hieher hatte ſie in der Angſt vergeſſen, daß ſie nur die kleine verſchämte Baderin war. Nun ſie die Augen ſo vieler großen Weiber auf ſich gerichtet ſieht, fällt ihr das wieder ein, und ſie möchte ſich in ſich ſelber verkriechen. Es iſt ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob ſie in Kurzem nackt vor all' den großen Weibern daſtehen müßte, ſo ſehr ſie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröthen auf ihrer Wange wird roth vor Scham, daß ſie nur die kleine verſchämte Baderin iſt von der Weidengaſſe, die erröthet.

„Aber was iſt denn?" lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

„„Ach, es iſt nix weiter. O, es iſt nicht der Müh' werth, daß man's vor ſolchen Weibern ſagt.""

„Und deßhalb hat ſich die Baderin ſo außer Athem gelaufen?"

„„Ja, wenn's der Valtineſſin ihr Athem wär',"" denkt die Baderin. „„Aber meiner!""

Die Valtineſſin glaubte: „Sie will uns ſchonen. Sie meint, wenn ſie's gleich herausſagt, wird's uns zu ſehr angreifen. Aber hier ſitz' ich nnd ſag': Mög's ſein, was es will. Ich will nicht geſchont ſein. Ich halt's aus, es mög ſein, was es will."

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da dieſe ſelber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erſchien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch ſchlimmer; deßhalb faßte ſie ſich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verſchämte Baderin von der Weidengaſſe ſich eins faſſen konnte, und begann mit faſt geſchloſſenen Augen:

„Ach, wo ein Arm oder Bein am ſchwerſten heilen thät', hat er Meinen gefragt. Und ob Einer auf der Stelle todt bleiben thät', wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät' ſchlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es iſt, wer weiß, wie lang' her, hat Meiner geſagt, daß er mich ſo hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab' ich gemeint, weil's nur Meiner iſt geweſt: du weißt auch viel, was lang iſt und was kurz. Denn ich hab' gedacht: wann ſoll er ſo gefragt haben, als die letzten Tag'?"

„„Ja,"" ſagte die Tiſchlerin entſetzt, „„denn warum? Mit ſolchen Dingen iſt er ja erſt in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchſtens vierzehn Tag' ſein geweſt.""

„So?" meinte die Valtineſſin. „Und das weiß die Bäs Schreinerin auch ſo gewiß? Alſo der Menſch kann nicht ſchon früher ſolche Ding' haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an dieſem Fenſter hab' ich geſtanden und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich geſprochen hab': Hier ſitz' ich und ſag', es wird gar viel gethan, was nicht gleich heraus kommt."

„Zum Beiſpiel," ſchaltete die Tüncherin ein, „es geſchehen Bränd'."

„„Und Wolkenbrüch',"" fügte die Beutlerin an.

„O! Ach!" erröthete die Baderin; „ich hab's lang' prophezeit, mit dem nimmt's einmal kein gut End'."

„„Die Heuchelei hab' ich ihm ſchon angeſeh'n," ſagte die Tüncherin, „„wie er noch nicht hat können laufen.""

„Das iſt gewiß," meinte die Tiſchlerin, „daß er nix Gut's hat im Sinn. Denn warum? Ein Menſch, der ſolche Ding' gethan hat und doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint', er hat ein gut Gemüth, das muß ein Erzböſewicht ſein. Denn warum? So einem Böſewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmſt' hat gethan."

Das Was hatte ſchon eine viel beſtimmtere Geſtalt, als ſich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich ſelber,

was nun hereintrat, ſo lang und hager, mit Zügen, die nicht Entſetzen ausdrückten, ſondern das Entſetzen ſelber waren.

Es war das ſchreckliche Was, welches ſich nun in Geſtalt der Morzenſchmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit ſolcher Angſt nach der Thür zurück ſah, daß ſie damit die ſämmtlichen Weiber anſteckte.

Nur die Heiterethei lachte. „Kommt der Holders-Fritz etwa ſelber, Frau Morzenſchmiedin?“

Die Morzenſchmiedin deutete erſt, ehe ſie der Sprache mächtig wurde.

„Hinter mir her iſt's da vom langen Bau an. Wenn's nicht ſchon hinter mir aus der Schmieden iſt gegangen. Ich hab' mich nicht umgeſeh'n vor Angſt. Und es iſt gewiß noch draußen. Und ausſeh'n muß es wie ein Beſen.“

„„Aber, Bäs Morzenſchmiedin,““ ſagte die Valtineſſin kopfſchüttelnd, „„wenn ihr euch nicht habt umgeſeh'n, wie könnt ihr wiſſen, wie das Ding hat ausgeſeh'n?““

„Ich hab's gehört,“ entgegnete die Morzenſchmiedin. „Juſt, als wenn Eine hinter mir kehren thät'.“

Die Heiterethei wollte nachſehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten ſich an ſie und ließen ſie nicht hinaus.

„Wenn ihr euch gern unnöthig fürchtet,“ lachte die Heiterethei, „meinetwegen!“

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär' es dieſer mit dem Nachſehen Ernſt geweſen.

Die Schmiedin hatte ſich's freilich ausgedacht, wie ſie erſt geheimnißvoll thun wolle und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu ſein. Dann aber wollte ſie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphiren. Denn dieſes Mal konnte die Weberin ſie nicht überbieten. Aber die Angſt vor dem Dinge, das ihr hieher gefolgt, hatte den ganzen ſchönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein ſollte ſie in ihrer Geſchichte ſtecken bleiben, juſt wo dieſe am ſpannendſten wurde. Draußen vor der geſchloſſenen Thür flatterte etwas geiſterhaft ſchnell vorüber. Es

blieb zweifelhaft, ſollte man es für die Flügelſchläge einer eilenden Taube oder für ein leiſes ſchauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verſtummte. Alle ſahen entſetzt nach der Thür.

Endlich verſicherte die Beutlerin: „wenn ein Beſen lachen könnte, ſo müßt' es klingen."

„„Der Morgenſchmied war's,"" lachte die Heiterethei. „„Der lauſcht draußen. Wiewohl, ein Wunder wär's nicht, wenn auch die Beſen anfingen zu lachen.""

Es wäre leicht geweſen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachſehen dürfen. Da die Heiterethei ſitzen blieb, ſo iſt mit Recht zu bezweifeln, ob ſie wirklich dachte, wie ſie ſprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Sauſen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das iſt ſchon Zehn. Nein, es iſt ſchon Elf. Und noch ein Schlag? Iſt's möglich? Zwölf? Aber um Gottes Willen! Wo iſt die Zeit hin? Es iſt ja, als wäre das Dorle erſt vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das ſagt Jede, und doch hat keine den Muth aufzubrechen.

Man rettet ſich vor ſich ſelber wieder in das Warnen und Rathen hinein.

„Ihr geht nicht, Dorle!"

„Um Gottes Willen, bleibt morgen nur daheim!"

„„Daß die Leut' mich auslachen, wenn ich nicht geh'? Und ich geh' ja auch nicht,"" lacht die Heiterethei. „„Das iſt mir viel zu niederträchtig. Ich fahr'.""

„Ach du lieber Gott, wenn ich denk', wie jetzt das Dorle ſo friſch und lebendig mit uns red't, und morgen —"

„„Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.""

„Dorle! Dorle! wenn ſie euch morgen bringen!"

„„Dumm Zeug, und nu werd' ich böſ'. Es kann Jeder machen, was er will. Und ich geh', und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.""

„So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir ſeh'n uns nicht wieder. Wenn ihr todt ſeid, wird's euch ſchon reu'n. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr ſeid ſchon ſo gut wie todt. Ihr ſeid ein todt Mädle und ihr bleibt ein todt Mädle! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!"

So klingen die Stimmen ſtöhnend und ſchluchzend durch einander. Es iſt, als wäre das ſchon das Leichengeläute der armen, eigenſinnigen Heiterethei. Bald ſcheinen die Töne zu erſterben, bald heben ſie ſich wieder zu voller Macht, wie man vom Thurme das Schwanken des ſchwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verſchwinden, bald wieder hervorkommen ſieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die ſelteneren und tieferen Pulſe der Valtineſſin doppelt erſchütternd.

Es gehörte ein Weſen dazu, wie es die arme Heiterethei — vielleicht morgen nicht mehr beſaß, die unzähligen Umarmungen zu überſtehen. Wer der Heiterethei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächſte Andere. Wer keine Einzelne mehr fand, umſchlang eine ganze umſchlungene Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durch einander gewirrte Strähne Abſchiedsgarn von Armen, Haubenſchleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenfleckchen, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen ſchwebte, mit Thränenſtrömen übergoß.

Und ſo oft die natürliche Erſchöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, ſo oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht auf's Neue zuſammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn ſchonungslos mit Einem Ruck zerriß. Und eine ſchauerliche Stimme ſprach — o, es war wie friſche Luft für einen Erſtickenden, daß ſie ſprach: „Ihr Herr'n und laßt euch ſagen." Und ſie ſchien auch nicht mehr ſchauerlich, als man einmal wußte, ſie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie ſie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit ſtehen blieben, wenn er tuten mußte, da ſagte die Valtineſſin: „Nun mög's geh'n, wie es will. Wir

haben das Unſrig' gethan. Wir haben unſere eigene Sach' verſäumt aus Chriſtenlieb'. Ich wollt' gern was Ander's drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär'. Aber einen Kranz ſoll ſie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm' Mädle in Luckenbach einen hat gehabt."

Die Tiſchlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Hollunder geſeſſen.

„Dummes Zeug!" ſagte die Heiterethei zornig hinter ihr her. „Weil ihr ſelber Käuzle ſeid. Ihr kennt meinen alten luſt'gen Hollunderbuſch ſchlecht. Solch jammerig Geſindel läßt er gar nicht auf ſich ſitzen."

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende ſucht er abzuwehren, das vorhandene auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die ſinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es daſſelbe genießt. Mag es nun die unbeſiegbare Luſt ſein, einen Genuß zu theilen, den eine Andere ſchon für Alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich anſteckend wie das Gähnen; gewiß iſt's, auch die Stärkſte kann ſich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und ſo wäre wohl die Heiterethei in das allgemeine barmherzige Gethu der Weiber mit hineingezogen worden, wäre ſie auch nicht ſelbſt der Gegenſtand deſſelben geweſen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragene Gefühl, der geſunden, kräftigen Naturen eigen iſt und ſie oft hart erſcheinen läßt, wo ſie es am wenigſten ſind, hatte ſie beſchützt, ſo lange jenes ſich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte ſich dieſem Widerwillen verbündet. Nun ſie allein in ihrem Stübchen war, machte ſich jener Einfluß erſt allmälig und darum deſto gewiſſer geltend. Sie fühlte ſich trotz ihres Sträubens gezwungen, Alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf

den ſie früher nie zu warten gebraucht, wollte dieſe Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, ſuchte ſie ſelber ihn zu entfernen.

Noch dieſe Nacht, ehe ſie zu Bette gegangen, hatte ihr die Annemarie geſagt: „Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da ſind geweſt, da hab' ich das Herz nicht dazu gehabt."

„„Ich mag's nicht wiſſen,"" entgegnete die Heiterethei. „„Und die Weiber haben das Alles nur erdichtet gehabt. Ich hab' dumm Zeug genug müſſen hören; fangt nun ihr nicht auch noch an.""

„Ja, guckt," begann die Annemarie dennoch, „wie ich ſo gelegen hab', da iſt auf einmal ein Mann an mein Bett kommen."

„„Dummes Zeug!"" ſagte die Heiterethei. „„Die Thür iſt feſt zu geweſt.""

„Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja nur ein Traum."

„„Warum träumt ihr auch?""

„Ja, ihr meint, Bäs Annedorle, weil ihr in eurem ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin geweſt, da hab' ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen iſt, hernachen und ſo iſt er da, da mög' man wollen oder nicht."

„Ihr fürcht't euch doch nicht gar davor?" fragte ſie, als ſie die Gänſehaut an den Armen der Heiterethei ſah.

„„Ich fürcht' mich vor nix,"" entgegnete die Heiterethei. „„Und ihr habt's euch nur eingebildet, es träumt' euch, ein Mann ſtänd' an euerm Bett. Wer weiß, was das iſt geweſt.""

„Nein, Dorle, das hab' ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich ſeh' ihn noch ſo deutlich vor mir, wie ich euch da ſeh'."

„„ Warum habt ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.""

„Ja, wenn ich hätt' gekonnt, Dorle, aber ich hab' nicht können Pips ſagen."

Die Heiterethei ſchauderte innerlich vor dem Gedanken, was

ſolch' ein Traumbild mit einem hülflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was ſie von Andern erzählen hören, hatte ihr die Vorſtellung gegeben, als ſei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Geſpenſter-Erſcheinung. Manche Nacht war ihr's vor dem Einſchlafen wie eine Angſt gekommen, ſie könnte heute träumen.

„Und der Mann," fuhr die Annemarie fort, „hat mir die Kehl' zugehalten. O, ich hab' mich gewehrt, aber ich hab's nicht ermachen können, bis er endlich ſelber gangen iſt."

„„Und das habt ihr gefühlt?"" fragte die Heiterethei.

„Ich ſpür's jetzt noch," entgegnete die Alte.

„„Und ſeid auch nicht munter geworden?""

„Behüte."

Die Heiterethei ſtellte ſich das Traumbild der Annemarie nicht als ein weſenloſes Gedankengeſchöpf der Alten ſelbſt, ſondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube ſich Geſpenſter denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erſchienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn ſie bewegungslos und ſchlafend liegen bleiben müßte.

„Hernachen; guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen."

„„In der Kirchen? Und ihr ſeid nicht aus dem Häusle gekommen?""

„Im Traum, Dorle" —

„„Wenngleich, aber warum ſeid ihr hingegangen in die Kirchen? ſo bei Nacht?""

„Ja, ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann man's machen, wie man's will!"

„„Habt ihr's denn nicht gewollt?""

„Ja, daran hab' ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, ſo ſchnell iſt's gangen."

Auf der Heiterethei Wange zeigten ſich wiederum die weißen Druckflecken, als ſie ſchwieg. Endlich fuhr ſie auf: „„Dumm

Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht 'nauf in euer Stüble. Es iſt nunmehr Zeit. Morgen müßt ihr früh auf. Mit der Sonn' fahr' ich fort.""

„Aber wie ihr ſeid, Dorle! In den Zainhammer wollt ihr morgen, ſo ſehr die großen Weiber haben gebarmt, wo ihr vielleicht bei Nacht durch's Ulrichsholz müßt? Wo euch wirklich was kann paſſiren, da fürcht't ihr euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix iſt, da fürcht't ihr euch! Denn wenn einer vorüber iſt, ſo iſt er vorbei, und bleibt nix haften davon. Das iſt, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan."

„„Wenngleich!"" ſagte die Heiterethei. „„Und wenn's wie bloß in Gedanken wär', gefallen will ich mir einmal nix laſſen. Von Fürchten übrigens iſt da kein' Red'. Nu geht ihr 'nauf und ſchlaft wohl, und ſo iſt's und nu iſt's fertig.""

„Sie läßt ſich einmal nicht abhalten," hatte die Annemarie geſagt, indem ſie mit ſchweren Füßen ihr Stübchen erſtiegen. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf gelaſſen, wozu ſie in der Heiterethei Dabeiſein den Muth nicht gehabt. Aber dazwiſchen hatte ſie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geſchüttelt und geſagt: „Doch kurios, doch kurios! So hat doch Jed's ſein wund Flecke, und ſäh's noch ſo geſund aus."

Wir wiſſen nun, warum die Heiterethei nicht ſchlafen wollte. Die alte Angſt vor den Träumen war ihr wieder gekommen. Aber wenn ſie auch wachte, nichts deſto weniger hatte ſie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Geſpenſtern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; ſie mußte hülflos ſchlummernd ſich Alles gefallen laſſen, oder ſie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil ſie jeden Augenblick ſich ſagte: ich bin wach, und hielt ſich zum erſten Mal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der ſie überſtrömte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das ſonſt ſo ſtarke Mädchen ſo kleinmüthig, daß ſie ſchon, ohne es ſich zu geſtehen, auf Vorwände ſann, die

ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr ſelbſt rechtfertigen ſollten.

Als der erſte Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochenen Spiegel traf an der Wand, da litt ſie's nicht mehr im Bette. Ihr erſter Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo ſie Geſicht, Arme und Nacken wuſch. Wie ſie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch iſt kein Menſch ſonſt in der Nähe. Da ſchlug ihr die Gluth der Scham in's Geſicht, und zornig ſtieß ſie die Thür gewaltſam auf.

Herein drang die friſche Morgenluft und umdrang und durchquoll ſie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit Eins die ganze Nacht mit ihren Geſpenſtern hinter ihr verſunken und ſie wieder die Heiterethei.

Das erfriſchte Blut floß wieder im alten, ruhig kräftigen Takt durch die geſunden Adern. Und als ſie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das thauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauſchten, es wäre ihr um ſo lieber geweſen. Es drängte ſie geradezu, mit Jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, ſie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärkſten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte ſie ſich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von ſich laſſen wollen, was es ſonſt nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böſes Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens friſch abweiſender Antwort nach ihrer Weiſe einen Frevel geſehen.

Die Heiterethei mußte über die Alte lachen. Dieſer war das Bedenklichſte bei der Sache geweſen, daß die Heiterethei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt. Eine ſolche Sünde konnte nicht unbeſtraft bleiben, hatte ſie gemeint, und wenn mit

dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagniß verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiterethei die Haube der Valtinessin von einem Ohr zum anderen schweben. Im wachsenden Uebermuth agirte sie dem stillen Walde die ganze Abschiedsscene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelassener Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiterethei mit ihrer Last den Zainhammer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichenmänner schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hülferuf nach einer Bewegung.

Die Last der Heiterethei war heute eine weit geringere, als am Tage des Gründer Marktes, und doch schien sie ihr doppelt so schwer.

Wie sehnt man sich auf solchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es ist, als bedürfte man eines thatsächlichen Beweises, die Welt sei nicht ausgestorben. Und ein einfaches „Grüß' Gott" oder „Dank' schön" berührt die schmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüstigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch gesprochen, als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menschen!

Schon drei Viertelstunden mochte sie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen

Tag mahnte nur noch ein leiſer violetter Schein, der hier und da immer ſeltener und flüchtiger an einem Föhrenſtamm hinzitterte, wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden ſtrebt. Und auch dieſer verſchwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnißvollen Haushalt in dem ſtillen Walde. Wie verhaltener Athem ſäuſelte es, jetzt kaum hörbar, jetzt anſchwellend und plötzlich wie vor Schrecken verſtummend, dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raſchelte es erſt fern, dann immer näher und plötzlich ſtillſtehend, hinter ihr drein, als wollte es ſie locken, ſich umzuſehen. Jetzt ſchleift etwas durch die Büſche. Dort iſt's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiterethei. Dort ſchleift es, als zöge Einer einen ſchweren Körper in die Büſche ſich nach, und die verbogenen Zweige ſchnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verſchwindet und wie aus der Erde gewachſen oder plötzlich aus der Luft verdichtet, wird dafür etwas ſichtbar wie Umriſſe einer ungeheuren, abenteuerlichen Geſtalt.

Aber es iſt kein Schreckbild, kein Geſpenſt, was da ſichtbar wird.

„Guten Abend allein," ſagte eine Frauenſtimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiterethei gewahr: was erſt von fern ein bloßer Schimmer und, näher kommend, ein Schreckbild ſchien, das ſind mehrere große Bündel von weißem Tuch, die hoch empor ragen über den Rand des Karrens.

„„Schönen Dank,"" entgegnete die Heiterethei und richtete ſich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke ſpalten ſich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Troſt bemerkt man, der Mond müſſe aufgegangen ſein, ſtecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erſt herauskommt! Es iſt Vollmond, und der

Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch anderes Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten Beide und laſſen die Karren nieder; Beide wiſchen ſich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin ſagt: „Ihr müßt es ſein.“

Die Heiterethei wundert ſich, wer ſie ſein ſoll.

„Ja, ihr ſeid groß und ſtark, und vorhin ſchon, wie ihr auf mich zugekommen ſeid, hab' ich's an dem Klirren gehört, ihr habt Eiſen geladen. Ihr ſeid's! Nach euch hat er gefragt —“

„„Gefragt? Nach mir? Möcht' ich wiſſen, wer!““

„Ob ihr mir ſchon begegnet wär't? Aber, Gott ſei Dank, ihr wart's noch nicht. Und wenn ihr's ſchon war't, nein! dem hätt' ich's nicht geſagt. Dem nicht! Und hätt' ich nicht die Axt geſeh'n, wie ſie hat geblinkt! Er hat ſie mit der Jacke zugedeckt, ich hab' ſie nicht ſollen ſehen, aber ſie war zu groß; ich hab' ſie doch geſeh'n.“

Die Heiterethei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauder über den anderen rieſelte ihr am Rückgrat hinab. „Nicht weil ich mich fürcht',“ ſagte ſie erklärend zu ſich ſelber; „ſondern, daß ein Menſch ſo was ſoll können vorhaben.“

„Ja, ich will's euch nur verzählen,“ begann die Bäuerin wieder und ſetzte ſich auf ihren Karren zwiſchen die Bündel hinein. „Eine ganze Glockenſtund' hab' ich ſchon nix Ander's in Gedanken gehabt, als: Wenn ich ſie nur ſollt' ſprechen! Wenn ich ihr doch nur ſollt' begegnen! Meinen ganzen Karren wett' ich da, hab' ich gedacht, er iſt nicht euer Bruder, wie er hat geſagt. Aber warum fragt ihr denn? hab' ich geſagt. O, da hab' ich wohl gemerkt, wie verlegen er geweſen iſt. Es wär' nicht ſicher da im Ulrichsholz, hat er geſagt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich ſelber. Und wenn ich euch begegnen thät', ſollt' ich nicht thun, als hätt' er nach euch gefragt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich wieder. Und weil ich hab' wollen wiſſen, wer er iſt, da hat er gethan, als hört' er's nicht. Und weil er ſo gethan hat, da ſind Leut' gekommen, und das ſind Leut' aus der Stadt geweſen. Ich hab' ihm in's Geſicht wollen ſehen, da iſt er fort geweſen. Die Leut' aus der Stadt haben

aber gleich geſagt: Wenn das die Heiterethei wüßt'! Und wenn ich ihr begegnen thät', ſo ſollt' ich's ihr um Gotteswillen ſagen. Und weil ich denk', daß ihr die Heiterethei ſeid, ſo kehrt lieber wieder um, als daß ihr dem in die Hände lauft. Aber ich hab' noch weit. Wenn ihr mit wollt, ſo kommt."

Damit nahm ſie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiterethei hätte ihren Rath befolgt, wußte ſie ſich nicht gekannt von ihr. Aber die Bäuerin ſollte erzählen können, die Heiterethei habe ſich vor Jemand gefürchtet, ſei vor Jemand geflohen? Nein! Der Menſch war groß und ſtark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein. —

„Und wenn's zwei Holders-Fritze wären," ſagte die Heiterethei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen ſehen müſſen, war es Tag, und nickte noch oben drein mit dem Kopfe: „Ich fürcht' mich vor zwei ſolchen nicht. Wegen vier ſolcher kehr' ich nicht um. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an ſeinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiterethei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb ſtehen, wahrſcheinlich, weil ſie meinte, die Heiterethei habe ſich anders beſonnen und werde ihr nachkommen.

„Ja, hätt' ich's gleich gethan," ſagte die Heiterethei; „aber nun ich geſagt hab', ich thu's nicht? Und hinter der drein, wie ein klein' Kind hinter ſeiner Mutter?" — Und noch ehe ſie ſich ſelber geantwortet hatte, war ſie ſchon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den ſie nun einbiegen müſſe, der Blutgrund heiße. Zum erſten Mal vertiefte ſie ſich in die Bedeutung des Wortes, das ſie ſo oft und ſtets gedankenlos ausgeſprochen und ebenſo ohne Gedanken darüber ausſprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andere, wildfremde

vor, der man es anſähe, daß hier etwas Schreckliches geſchehen war oder noch geſchehen ſollte.

„Dummes Zeug!“ ſagte ſie endlich zornig zu ihren Gedanken. „Das wär', als wenn ich mich fürchtete.“ Und im Gegentheil hatte ſie nun erſt recht Luſt, in den Blutgrund einzubiegen; obſchon ihr einfiel, alle Leute ſagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel, oder eigentlich gar nicht um; er ſei viel ebener und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln ſtecken, wie hier.

„Fürchten thu' ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln ſtecken bleiben, weil Eins denken könnt', es wär' aus Furcht, wenn ich's nicht thu'? Und wo's nicht einmal Jemand ſieht!“

So dumm wollte doch die Heiterethei ſich ſelber nicht vorkommen, wollte ſie ſich's auch nicht geſtehen, wie viel leichter es ihr war, als ſie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter ſich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Baſe. Und nun verflachte ſich auch das Gewölk vor dem Monde zuſehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und ſie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Thurme funkeln ſehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglitzerte und etwas weiter hin ihn durchſchnitt, war ja der Zehntbach, derſelbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derſelbe, in dem ſie alle Morgen ſich wuſch, darin ſie ſich gebadet in ſo mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieſelte ſie von Neuem ein Schauder, als ganz nahe bei ihr ein leiſes „Pſt“ ſich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl',“ flüſterte eine Stimme, „und macht, daß er euch nicht anſichtig wird.“

Wer ſpricht? und wo? und wer ſoll ihrer nicht anſichtig werden? und wo iſt er?

Ein blaſſes Geſichtchen taucht' neben ihr auf aus dem dum-

keln Gebüſch. Das kleine, lahme Walkmüllers-Gretle iſt die Warnerin. Sie ſtößt die Krücke in den weichen Boden feſt ein und ſtreckt ſich, mit dieſer ſich ſtützend, auf ihrem geſunden Beine, ſo hoch ſie kann. Mit dem mageren Aermchen zeigt ſie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ulrichsſteg, dort ſteht er und lauert ſchon eine Stund' lang. Macht geſchwind fort, ſonſt wird er euch noch gewahr!“

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölk ſtreifte jetzt dienſtfertig den Steg und die dunkle Geſtalt, die darauf ſteht. Es iſt, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geſchehen laſſen. Im nächſten Augenblick iſt's wieder ſo dunkel dort, als vorher; aber ſie ſieht ihn noch, der auf dem Stege ſteht: und wär's ganz Nacht, ſie würde ihn noch ſehen.

Einen Tumult der entgegengeſetzteſten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefſten Herzen auf; dazwiſchen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durch einander hin.

„Alſo iſt's doch? Alſo doch lauert er mir auf? Und was hab' ich ihm gethan? Warum gerad' er?“

Alle die Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeſchichten der letzten Nacht wachſen aus dem Boden vor ihr auf wie rieſengroße Schattengeſtalten und dräuen ſie zurück. Sie ſieht die Haube der Valtineſſin, aber ſie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie ſieht das Kind, das ſie weinend zurückhalten will. Sie ſucht Hülfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib iſt doch kein Mann!“ Sie weiß, ſie wird ſich des Gedankens ſchämen im nächſten Augenblicke. Aber ſie fühlt, jetzt iſt er ihr Herr. Sie biegt ſchon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr gerathen hat. Aber wie die Füße folgen wollen, ſieht ſie, der Schneider kommt den Weg her; ſie müßte ihm begegnen. Da ſchlägt ihr die Scham wie eine Flamme in's Geſicht. Sie hört ſeinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott ſchon in Gedanken. Unwillkürlich thut ſie einige Schritte weiter

dem Verfolger entgegen. Ueber die Mündung des anderen Weges einmal hinaus, kann ſie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erſt gewiß machen.

Aber iſt's nicht beſſer, ſterben, wenn's ſein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbſtverachtung Preis gegeben? oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewiſſe Beute? Denn die Warner bringen Rath dahin, aber kein Brod. — Als ob man ſterben müßte! als ob ausgemacht wäre, der Holders-Fritz ſei ſtärker als ſie!

Und wenn er's wäre! Und trotz ſeinem Beil! Naht ſie ihm dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen verſteckt, kann er ſie nicht ſehen, das Beil nicht heben, bis ſie an ihm iſt. Im weichen Graſe rollt der Karren nicht, klirrt das Eiſen nicht. So mit dem Vortheile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung Eins! Da müßt' es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiterethei iſt ſchon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und ſich ſelber anzuhalten.

Wir müſſen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen ſeit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er ſein trauriges Schickſal verdient hat, und ob er's um die Heiterethei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wir folgen dem lärmenden Haufen ſeiner Kameraden und dem Holders-Fritz ſelbſt vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir, nach dem Zank über den Karren hinüber, ſie ſich ſelbſt überlaſſen, nach „der Schwane."

Nicht weit von unſerem Ausgangspunkt klingt uns ſchon Muſik entgegen. Zuweilen wird dieſe von dem Geſchrei vieler durcheinander zankenden Stimmen übertönt. Dann macht ein luſtiger Juchhe-Ruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer iſt.

Der Adams-Lieb ſchüttelte ſich vor Luſt beinahe aus ſeinen

Kleidern heraus, die eben ſo wie ſein gewöhnliches altkluges Weſen auf den Zuwachs berechnet ſchienen. „Die ſind ſchon übereinander. Mach' zu, Fritz! Wir kommen gerade recht.“

„Aber wie biſt du nur heint?“ unterbrach er ſich ſelber. „Ich mein', du haſt deine Ohren bei deinen Gedanken ſtecken, und die ſind, wer weiß, wo. Den ganzen Tag ſchon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran iſt.“

Der Fritz ſchwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wiſſen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenſtern lichte Scheine auf das naſſe Pflaſter wirft, über welches umſchlungene Schattengeſtalten, ſich lautlos drehend, hinweghuſchen, iſt „die Schwane“.

„Fritz!“ ſchrie ein Anderer, „du wirſt doch nicht in das Deichle laufen?“

An einem Hauſe hin dehnte ſich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von ſchwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingerathenden vor dem Unterſinken oder ſich ſelber vor dem Verlechzen bewahren ſollten. Davon ſtieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen ſollen.

Wenig Schritte noch und ſie ſind, in die Thorfahrt eingetreten, an der Wirthsſtubenthür „der Schwane.“

„Geh'n wir nicht gleich 'nauf in den Saal?“ fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Thür öffnete. „Ja, du willſt erſt einmal trinken,“ beruhigte er ſich ſelber.

Und ſo war's.

Die Kameraden intonirten das claſſiſche Lied: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um.“ Sie meinten, nur ſchnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Aerger und ihre Verwunderung zugleich, daß er ſich ſetzte, und zwar mit einer Entſchiedenheit, als wolle er nie wieder aufſtehen.

„Bier, Käterle,“ rief der Holders-Fritz; „aber gleich ſechs Maß für mich allein. Das Beſtellen allemal iſt mir zuviel.“

„„Du biſt doch gar nicht mehr wie ſonſt,““ ſagte der Adams-Lieb; „„damit hätt's Zeit gehabt bis hernachen.““

Aber der Fritz entgegnete: „Dumm's Zeug!“ und begann dem inzwiſchen vor ihn auf den Tiſch geſtellten Getränke fleißiger zuzuſprechen, als ein bloß menſchlicher Durſt rechtfertigen konnte.

„Er iſt noch auf die Heiterethei wild,“ ſagte ein Anderer.

„„Der wird er's ſchon zeigen,““ meinte der Adams-Lieb. „„Aber daß du den Lärm oben kannſt hören und machſt nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ich's hinthun ſoll. Du biſt doch immer ein Kerl geweſt. Schon in der Schul', ſagen ſie, biſt du der Geſcheidt'ſt, aber auch der Allerwild'ſt geweſt. Und ſo haſt du's hernachen fortgemacht in der Lehr' beim Meiſter Schramm, und hernachen, wie du Meiſter biſt geweſt, erſt recht. Na, der mag geſchüttelt haben!“

„Gelt,“ fragte ein Anderer, „mit dem Morzenſchmied biſt du in die Schul' gangen? Hernachen iſt der Kaſpers-Andres dein Kamerad geweſt. Und nach dieſem der Tuchſcheerer in der Weidengaß'.“

„„Das ſind Alles alte Philiſter geworden,““ lachte der Adams-Lieb. „„Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der thut auch ſchon, als wenn er den alten Schloßthurm auf ſeinen Armen hätt' getragen, wie der noch ein Wickelkind iſt geweſt. Und iſt kein fünf Jahre älter wie ich. Die haben ſich Alle vor den Leuten gefürcht't, und was die ſagen. Du biſt ganz allein friſch und jung geblieben. Du biſt doch ein ganzer Kerl. Du machſt dir aus allen Leuten nix, und ſo muß ein rechter Mann ſein. Aber nun geh' zu, daß wir 'nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das ſag' ich dir. Wenn du noch lang' machſt, geh' ich erſt einmal allein. Ich muß wenigſtens erſt ſehen, was es gibt.““

Und das that der Adams-Lieb.

Unterdeß beginnt der Holders-Fritz alles Mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll iſt er genug, aber auf andere Weiſe als er es ſein möchte. Er iſt toll auf die Heiterethei, daß ſie keinen Re-

ſpekt vor ihm hat; und daß er ſich geſtehen muß, ſie habe Recht daran, das macht ihn noch wilder auf ſie. So deutlich iſt's ihm noch nie geworden, daß der rechte Reſpekt nicht durch die Kraft ſeiner gewaltigen Arme und ſein gewohntes Wildthun zu erzwingen iſt. Darum iſt er toll auf dieſes Wildthun ſelber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling ſtecken geblieben, und Geſchlecht um Geſchlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selbſtvorwürfen und inneren Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleiſe immer mehr ausgetieft. Je nöthiger es erſchien, aus dieſem herauszukommen, um ſo ſchwerer erſchien es auch. Eine ſolche Anwandlung hatte ihn heute vom Beſuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er ſagte ſich nun: „Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt', ich thu's, weil ſie's hat gewollt, nun geht's nicht!“ Das will er ſich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch ſie nothwendig war, daß dieſe erſt ſeinen Stolz gegen ſeine Kameraden aufrufen müſſen, um ihn loszulöſen aus den feſthaltenden Armen der Gewohnheit.

Ich hab' mehr ſo dumme Gedanken gehabt,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „aber ich hab' ſie nicht laſſen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder geweſt, bis ich ſie los worden bin.“

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber iſt gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Geſichtspunkt der Heiterethei unentrinnbar auf.

Er ſieht ſich um. „Wenn doch einer käm' und was thät', daß ich wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht!“ denkt er. Er tritt ſich ſelber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zauſend mit der Hand durch ſein Haar, weil's ihm kein Anderer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer haſtiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die hau'n ſich da oben und wiſſen nicht, warum! So ein Spaß iſt noch nicht geweſt. Da ſind keine zwei Parten, die's auf einander halten, ſondern Jeder haut, was ihm vor die Fauſt kommt."

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeſelle wie aus einer Kanone in die Wirthsſtube hereingeſchoſſen. Aus eig'ner Macht, ohne fremde Nachhülfe, hätte er nimmermehr ſo ſchnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden, ſah er ſich herausfordernd um und ſchien die Anweſenden für die hülfreichen Geiſter anzuſehen, deren Beiſtand ihn hereinbefördert.

„Nur her," ſchrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!"

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen ſich hinter die mächtige Geſtalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine ſolche Herausforderung nicht abweiſen um ſeines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdeß waren dem widerwilligen Eindringling mehre gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das „Hetz! hetz!" der Heiterethei wieder in ſeinen Ohren. Er ſah, wie der Adams-Lieb und ſeine übrigen Kameraden ſich zuwinkten. Das hatte er hundert Mal geſehen, aber halb aus Gutmüthigkeit, halb aus Bedürfniß ihrer Geſellſchaft nicht gerügt. Dadurch waren ſie ſicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, ſie legten ihm ſeine Gutmüthigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geſchehen wäre, fiel' ihm nicht ein: „Das wär's ja, was die Heiterethei hat haben wollen!" Die ganze Stadt und ſie ſelber müßte glauben, er folge ihr, wie ein geſcholtener Schulbube ſeinem Lehrer.

„Greif' nur einer den Holders-Fritz an," ſchrie indeß der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!"

Er erreichte ſeine Abſicht, denn die Eingedrungenen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an ſich ſpornte. Die

Kameraden ließen den Sitzenden und hielten sich die Thür frei. Der zuerst Hereingeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirthsstube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinander flog und stückweise durch die Thür verschwand. Der Holders-Fritz war Alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarer Weise hatte er in den Zimmerern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiterethei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, welches er beginnen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er schämte sich auch vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verstrickt, hin- und herwälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammen gehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgescheuchte Vögel darüber

hin. Wunderbar war die gegenſeitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäuſten, die Zuthulichkeit, womit ganze Haarbüſchel ſich um fremde Finger ſchlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend unterſuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da eine hohle Stelle ſich finde, oder was eine menſchliche Naſe eigentlich auszuhalten im Stande ſei. Die Muſikanten hatten der Verſuchung nicht widerſtehen können, auf dem Orcheſter all' die Kunſtfertigkeiten, die ſie unten im Saale üben ſahen, nachzuahmen. Trompete und Poſaune, Clarinette und Geige wollten ſich von bloßen Stuhlbeinen nicht beſchämen laſſen. Ueber Mangel an Muſik dabei zu klagen, wäre keinem menſchlichen Gehör eingefallen. Eher war der Muſik zu viel. Für die wenigen Inſtrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem muſikaliſchen Inſtrumente. Das ganze Getümmel war ein großes, ſauſendes und quiekendes Hackbrett, das ſich ſelber mit Stuhlbeinen ſchlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tiſche und Bänke, wie die letzten Bergſpitzen aus den ſteigenden Waſſern der Sündfluth. Auf dieſe hatten die Töchter der Rieſen ſich geflüchtet. Mit Entſetzen ſahen ſie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingeriſſen in die brauſenden Wellen, vergeblich ſich emporzuheben rangen; zuweilen ſpülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, ſie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah, hoch über Allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten ſich die Gewäſſer, und hinter ihm zeigte ſich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er ſtand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, geſcheiterten Tiſchen, zerbrochenen Bierkrügen und Fenſterſcheiben verſchnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerſchlagenen Fenſter hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachſpiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verſchont, in ein angſtvolles Zittern verſetzte, ſagte zu ihm: „Wir Beiden ſind die Sieger."

Aber ſchlimmer, als außer ihm, ſah es im Innern des wilden

Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüſter und nüchtern überwachter. „Dem Schwanewirth“ mußte es viel leichter werden, ſeine Stuhlbeine wieder zuſammenzubringen, als das dem Fritz mit ſeinen zerriſſenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie Jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber ſeine ganzen Erinnerungen und ſich ſelbſt mit los geworden. Mechaniſch ſah er ſich nach ſeinen Kameraden um; aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergeſſen, daß er ſie ſchonen müſſe, ſolle die Heiterethei nicht triumphiren. So hatten ſie das Loos der Zimmergeſellen getheilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie ſein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, ſtatt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüſter, öder, gränzenloſer Ekel.

„Burſch!“ fuhr er auf, indem er ſich an der Bruſt packte mit einem Griff, der einen Anderen aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, „nun iſt's aus mit dem Wildthun, das ſag' ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommſt du mir nicht wieder!“

Und ſo warf der Fritz, nachdem er das mit all' den Anderen aus dem Saale der Schwane gethan, ſich ſelber zugleich aus dem alten, wüſten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und ſich auf einer Schnitzbank in den Städeln ſitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchthurm; er zählte neun Schläge.

Er ſah ſich nach ſeinen Geſellen um, die eigentlich ſchon ſeit drei Stunden in voller Arbeit ſein ſollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er ſah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum erſten Mal auf das Gewiſſen, wie ſehr zu ſeinem Nachtheil der Junge ſich verändert hatte, ſeit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendluſt und Geſundheit geblüht; jetzt erſchien er verdrießlich, und

ſein verbleichtes Geſicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz ſich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zuſtand ihm vorhielt, nicht zu verbeſſern geeignet. Der Junge warf ſich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermutheten Anblick ſeines Meiſters ihn in ſeiner Stellung verſteinerte, ein ſeltſames Schauſpiel dar.

„Wo ſind die Geſellen?“ fuhr ihn der Meiſter an. „Iſt's etwa Sechs, daß du erſt kommſt?“

Der Junge raffte ſich auf und ſagte noch immer in ſtaunendem Schrecken: „Herrjeh, der Mäſter iſt ſchon auf!“

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: „Ja, wir richten uns nach dem Meiſter. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.“

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er ſchon früher einſehen können; aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, ſeit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, ſeit ſie ihm nicht mehr gelang, und ſie gelang ihm immer ſchlechter, je weniger ſie ihn freute. Er mußte ſich zur Arbeit zwingen, das machte ſie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehen, wie ſie ging.

Zum Ueberfluſſe fand er einen Brief von ſeinem bedeutendſten Kunden vor, der ſchrieb: wenn man nicht beſſere Arbeit liefere, müſſe er weiter gehen.

Sonſt war des Holders-Fritz Stolz geweſen, der wildeſte, aber auch der geſchickteſte Meiſter zu heißen. Er ſah, er konnte nur noch für den wildeſten gelten; das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme, das er bis jetzt, ſich in Wildheit betäubend, abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Geſellen, von denen wir den Salfelder bereits kennen, waren ebenſo erſtaunt, als es der Lehrling geweſen, wie ſie, lang-

ſam und mit Gähnen daher ſchlendernd, den Meiſter ſchon vorfanden, und zwar mit zornigem Geſicht.

Der Salfelder meinte, ſich ihn zu gewinnen, wenn er deſſen geſtrige Heldenthat in der Schwane, die ſchon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm ſchon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieſes Mal geſchah das Gegentheil. Der Meiſter ſtellte eine ſtrenge Unterſuchung an. Es fand ſich, daß ein großer Theil des ehemals übervollſtändigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein anderer in den traurigſten Umſtänden war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Salfelder auf der Stelle fortgeſchickt wurde, und der Hanauer, der ſich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, ſelber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, ſein eigenes Bild in zwei treuen Spiegeln zu ſehen. Das lange, wilde Haar beſonders, das beide Geſellen nach dem Beiſpiele des Meiſters trugen, das Symbol ſeiner bisherigen Lebensweiſe, war ihm ſo widerwärtig geworden, als dieſe ſelbſt. Ihm ſchien's, als beſeitige er Alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch ſeine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schickſal traf die Baumelquaſten und das lange weichſelne Pfeifenrohr; die erſteren wurden gänzlich vernichtet, des letzteren Länge auf ein beſcheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte ſich zur Arbeit auf ſeine Schnitzbank geſetzt, als der alte Meiſter Schramm in die Werkſtatt trat.

Wir wiſſen, welchen Erfolg ſeine Mahnung hatte.

Die Aenderung, welche der Holders-Fritz mit ſeiner Lebensweiſe vorzunehmen im Begriffe war, ſollte das Werk ſeines freien Entſchluſſes ſcheinen. Sie ſollte wo möglich den Leuten zum Trotze geſchehen.

Die Leute hatten natürlicher Weiſe von Anfang an ſchon ſein Treiben nicht rühmenswerth gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und

wie der Menſch in ſeiner unbewußten Beifalls-Bedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beiſatz von abgezwungenem Lob oder gar Bewunderung hineinhört, ſo war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreiſe ſeiner Kameraden verlor er allmälig vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; ſeine erſt eigenwillige Abſonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüth ſich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einſtimmens nicht mehr offen ſtand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr gefliſſentlich bei jeder Gelegenheit entgegenſetzte.

Die Ermahnung des alten Meiſters mußte deßhalb das Gegentheil von dem bewirken, was dieſer damit beabſichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu ſchwimmen, den Holders-Fritz faſt zu einem Rückfall in ſein altes Treiben verleitet, wenigſtens zu einer auffallenden Kundgebung gegen dieſelbe. Er wäre dem alten Meiſter nachgerannt, um vor ſeinen Augen in das erſte, beſte Wirthshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in ſeinen geſchorenen Haaren nur einen Beweis für das Gegentheil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit ſeiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er ſelber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offene Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand ſollte ihn ſehen, bevor ſeine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachſen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forſchen. Es kam auch Mancher, um nach beſtellter Arbeit zu fragen oder neue zu beſtellen. Hörte der Fritz ſein wildes Weſen loben und bewundern, dann freute er ſich und ſagte: „Ja, denen zum Trotz ſoll's anders werden.“ Tadelten ſie ihn aber und wünſchten, er möge ſich beſſern, dann war es gut für den neuen Entſchluß des Fritz, daß er gegen ſeine Haare gewüthet hatte. Zum Glück geſchah das

Erſtere öfter, als das Letztere. „Wenigſtens ſollen ſie nicht denken," ſagte er, „daß ich's thue."

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht gerathen wollte, ſchnitt er zuweilen wie raſend in die Reife hinein. Dann ſagte er ſich: „Pfui, Burſch! Das iſt immer wieder das alt' Wildern, und der Heiterethei und allen Leuten zum Trotz werd' ich ein Anderer!"

Mittags ließ er ſich das Eſſen holen. Er konnte ſich denken, die Großmutter, die ihm ſein Hausweſen beſorgte, werde ſelber kommen, um zu ſehen, was er mache, weil ſie an ſeinem unberührten Bett bemerken mußte, er ſei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn ſie ihm ſeinen Aenderungs-Entſchluß anmerkte, würde ihm dieſen verleiden.

Allmälig begann die Arbeit, mit der er ſich zuerſt nur zu betäuben geſucht, ihn zu zerſtreuen. Darüber fand er ſeine Luſt daran wieder. Dann ſah er mit Freude, wie ſie ihm beſſer gelang, immer ſchneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er ſich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht geſunden Schlafes verſprach. Das war eine ganz andere Empfindung, als die geiſtige Abſpannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, ſogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beſeitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkſtatt begann ihm ſo lieb zu werden, daß er ſich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er ſich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm ſein Kopfkiſſen und ſeine Decke herbeiholen.

Ehe er ſich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras- und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die ſchöne Ruhe in der Bruſt, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles ſonſt mag ſtehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er ſich ein Aſyl erworben hat, in welches ſelbſt die Sorge um den nächſten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die

Seinen gethan; er kann und darf an einen Anderen glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieſes Gefühl, das Alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten ſo ſchön vorkam, wie nie vorher. Was war das für eine andere Luft als in den dumpfen, rauchigen Bierſtuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand, nur wer ſein Beſtes gegeben hat, beſitzt den Sinn, wiederum das Beſte Anderer zu empfangen. Wie er den Tag thätig war, iſt am Abend Alles thätig für ihn. So haben ihm ſonſt die Blüthen nicht geduftet, ſo weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, ſo emſig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet Alles um den Preis, den er bereits in der Bruſt trägt. Alles will ſo zufrieden ſein können, als er es iſt. Der Trotz gegen die Heiterethei, gegen die Leute ſchlummert; er hat ihn mit den Leuten vergeſſen.

Hat er auch die Heiterethei vergeſſen? Sie wird ſchon ſorgen, ihn an ſie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh iſt, vergeſſen zu haben.

Denn das iſt ſie doch, die umſchlingend und umſchlungen da drüben mit dem Nagelſchmiede geht? Der iſt's, es iſt ſein Stadelgarten, der zweite nach Reik zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiterethei iſt's auch; es giebt nur Ein Mädchen ſo hoch und ſchlank in Luckenbach. Es iſt ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die ſchmale Mitte; es iſt der rothe Unterrock, und es iſt auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es ſind ihre Bewegungen, das Wergwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn ſie ſich der ganzen Welt entgegenſtemmen wollte.

Dem Holders-Fritz ſchießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Geſicht. Er hatte den ſchlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfaſſenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wiſſen, umgeknickt. Er iſt zornig, ohne zu wiſſen, warum.

„Alſo ſo iſt die?“ lachte er grimmig vor ſich hin. „Ich

geh' in die Schwane und trink' die ganz' Nacht. Heint ſollt' den Zimmergeſellen ihr Tanz erſt ſein, hernachen" ... Aber das ſagt er nur, um ſeinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch ſo ſehr, als vorhin. Er kommt zu ſich und wundert ſich. Das iſt ja, als wär' er der Heiterethei zu Gefallen im Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunſt zu gewinnen. Und das iſt ihm nie eingefallen. Nein, aber daß ſie ſo iſt! Aber das iſt auch wunderlich. Was geht's ihn denn an, wie ſie iſt? Aber dann ſoll ſie auch Anderen nichts vorwerfen wollen.

Wie er ſich wieder wendet, ſind Beide fort. Er muß über ſich ſelber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigſten. Aber das eigene nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es iſt ſonderbar! er will nichts mit ihr haben, aber ein Anderer ſoll's auch nicht.

Nun, ſo ſoll er erſt merken, was geſunde Müdigkeit für ein ſchönes Ding iſt. Ohne ſie hätte er weder ſo zeitig, noch ſo ununterbrochen die ganze Nacht hindurch ſchlafen können, als er that.

Am Morgen iſt er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was iſt das für ein anderer Morgen, als er ſeit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er ſeit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es iſt ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht und daß die Vögel ſingen.

Das Behagen, womit er auf ſeiner Schnitzbank ſchafft, oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört ſich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerſchlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unluſtigem Klange, wenn er ſich der Leute erinnert oder der Heiterethei, wie er ſie geſtern belauſcht hat. Aber das kommt immer ſeltener und geht immer ſchneller vorüber.

Die Stadelthür öffnete er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Luſt, noch eine Wand mehr zwiſchen ſich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer ſeiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann

muß er ſich Gewalt anthun, daß er nicht ſein Verfahren von vorgeſtern in der Schwane an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speiſe und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachſende Luſt an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Friſche und Freudigkeit, die er noch nie gekannt. Das Schwerſte gelingt ihm, das Gelungene baut einen ganz anderen Stolz in ihm auf, als ſein früherer auf das Wildthun geweſen. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz anderen Gefährten in ſich, als ſeine ehemaligen Kameraden. Er macht ſich über Alles ſeine eigenen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das ſo und das ſo zu machen, weil's ſein Lehrmeiſter ſo gemacht hat, dem's wiederum ſein Lehrmeiſter ſo vorgemacht. Er verſucht Manches anders. Eins mißlingt, dafür giebt ihm das Gelungene, das ganz ſein Werk iſt, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor ſich ſtehen ſieht, dann ſagt er wohl: „Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das ſteht auf ſich ſelber da, ſo rund, ſo glatt und ſo feſt, und man kann ſeine Freud' daran ſeh'n, wie's gefügt iſt, daß man keine Fuge ſieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuſter das Schönſt', was ſie machen? Der Kerl, der hernachen darin ſteckt, iſt er häßlich, ſo verſchimpfirt er das Werk, und iſt er ſchön, ſo denkt man wieder, der macht's. Ich möcht' wiſſen, wie ein Schreiber an ſeiner Arbeit könnt' ſeine Freud' haben, oder ein Kaufmann, denn die Thaler, die der erwirbt, die hat er nicht ſelber gemacht. Dem Muſikanten ſeine Sach', die iſt vollends in die Luft geblaſen. Er ſieht's kein Mal ganz vor ſich, was er hat gemacht, daß er ſich könnt' darüber freu'n."

Das Denken über Alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigſtens die Leere, die dem vereinſamten Menſchen nicht ausbleiben kann, wenn es ſie auch nicht erfüllt. Allmälig aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es iſt.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen

vor dem Stadel. Sie bewundern ſeine letzte fertige Arbeit, die draußen ſteht.

„Na, ich bin doch auch ein Büttner," ſagte der Eine, „und ich mein', nicht der ungeſchickt'ſt'. Aber ſo was von Arbeit hab' ich doch noch nicht geſeh'n. Mein alter Lehrmeiſter iſt der geſchickt'ſt geweſt im ganzen Land, aber das hat er nicht machen können. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht iſt! Das iſt eine ganz neue Mode."

Sie wollen den Meiſter ſprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorſam, ſagt, der Meiſter ſei nicht daheim, und in ſeine Werkſtatt dürfe er Niemand laſſen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er ſie hineinlaſſe; ſie ſeien Freunde, dem Meiſter könne es nicht ſchaden.

„Ja," ſagt der Andere, indem Beide gehen, „glaub's ſchon, daß er Niemand in ſeiner Werkſtatt leiden mag, und Büttner am wenigſten. Da muß Manch's abzugucken ſein."

Was iſt das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er ſich hätte ſchämen müſſen!

„Ja, Denken," ſagt der Fritz vor ſich hinlachend auf ſeiner Schnitzbank, „Denken macht den Mann, und nicht, daß er ſtarke Arm' hat am Leib. Stärk' und Geſundheit ſind viel werth, wenn ſie richtig gebraucht werden. Und dazu iſt das Denken da. Wie oft hab' ich meine und Anderen ihre Stärk' und Geſundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab' gehabt, als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt' oder nur einen Finger davon, ich wär' der elend'ſt Menſch; und hätt' ich einen Anderen drum bracht, ich könnt nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut' ſind doch auch nicht ſo dumm, wenigſtens die fremden nicht."

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmälig ruhig reden hören; freilich, weil er ſich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in ſeinen Gedanken über ſie geſtellt hat. Und es iſt ein eigen Ding! In ſeinen Gedanken kann der Menſch

ſich frei machen; aber ſo wie er mit Menſchen lebt, wird er ihr Sclave, und wenn er ſich zu ihrem Beherrſcher aufſchwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, ſei's durch Fügen, ſei's durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigene, aus Schmerz und Zorn gemiſchte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiterethei in ihrem Koſen mit dem Nagelſchmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; ſeine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkſtatt, die ihm die Einſamkeit geöffnet, ſind ihm eine ganze Welt. Aber er geht abſichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Urſache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem erſten Abend-Spaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht geſehen. Daß ſie beiſammen ſein können, wo er ſie nicht ſieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art ſich bis ins Einzelſte auszumalen, das erregt ihn weit ſtachelnder, als ſie zu ſehen. In dem Augenblicke, wo ſie ruhig zuſammen ſprachen, hat er wenigſtens nicht denken müſſen: „Jetzt küßt er ſie, jetzt ſtreichelt ſie ihn!"

Heute endlich ſoll er ſie wiederſehen, und zwar in größerer Nähe als jenesmal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelſchmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis faſt an die andere Planke, der Thür gegenüber, dann ſchmiegt ſie ſich um ein ſchlankes Blüthenbäumchen und wendet ſich ſchnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenſtrauch ſteht. Im Muthwillen ſpringt ſie über den Haag in den Nachbarsgarten; der Nagelſchmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie ſie über den Haag in den Garten des Holders-Fritz herein will, ergreift ſie der Nagelſchmied. Sie will ſich losmachen; er hält ſie feſt. Sie ringen mit einander. Sie macht ſich doch wieder los. „Nun warte nur, Annedorle!" droht der Nagelſchmied. „Du biſt ſchuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es iſt, aber es thut verdammt weh."

Sie meint erſt, es iſt eine Liſt von ihm, durch die er ſie

beilocken will. Aber als er in das Gras ſinkt, da kommt ſie näher. Sie muß doch glauben, er hat ſich beſchädigt. Sie kniet bei ihm nieder und ſagt herzlich und bedauernd: „Ich bin auch recht dumm.“ „„Ja,““ lacht der Nagelſchmied, indem er ſie umſchlingt, „„das biſt du, ſonſt hätt'ſt du dich nicht laſſen fangen.““

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter ſeinem Mehlſäßchenſtrauch — ſo laut, daß die Beiden erſchrecken und in Eile wieder dahin zurücklaufen, wo ſie hergekommen ſind.

„Sie iſt's ja nicht, es iſt ja gar nicht die Heiterethei!“ wiederholt er wohl ſechsmal und lacht immer wieder dazwiſchen. Er lacht, daß ſie's nicht iſt, wie er ſich geärgert, weil er meinte, ſie ſei's. Sonſt hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenſcheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er ſonſt vor Freude thun ſoll. Aber die Thür gibt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank ſitzen, legt die Hände auf ſeine Kniee.

„Ob das nicht die junge Frau iſt geweſt?“ ſagt er vor ſich hin. Es hat ſchon lang' geheißen, der Nagelſchmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Fritz ſonſt wenig gekümmert, drum hat er's vergeſſen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. „Ja,“ meint er, „der Nagelſchmied iſt nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er Jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken iſt doch nur eine halbe Sach', wenn man Niemand hat, dem man's ſagt. Und ich wär' noch hundertmal ſo vergnügt, wenn ich eins hätt', das ſich mit mir könnt' freuen. Ja, nun begreif' ich's freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden ſind, wenn ſie haben geheirathet gehabt. Und hätt' ich auch geheirathet, ich könnt' ſchon lang' da ſein, wo ich jetzt bin, und braucht's nicht heimlich zu ſein.“

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun er's weiß, nun fehlt's ihm erſt recht. Das Denken, womit er die Leere ſeither verdeckt hat, hilft, nun er ſie ſieht, auch nur ſie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil er's Niemandem mittheilen kann.

„Wenn du mich doch hätt'ſt zur Frau, da könnt' noch ein

Mann aus dir werden!“ Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. „Ja, ſie hat auch darin Recht gehabt, die Heiterethei. Und ſie hat's doch wohl eigentlich gut gemeint mit Allem, was ſie mir am Gründer Markt geſagt hat. Und es war gut, daß ſie das hat gethan. Und wenn ich mir's recht überleg', ſo hab' ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär' doch nicht anders worden ohne die Heiterethei. Weil ich ihr hab' folgen müſſen, das hat mich wild auf ſie gemacht. Und ſo wild ich auf ſie war, ich hab' doch nicht anders können. Wenn ich ihr das ſelber könnt' ſagen, es wär' doch ein ganz ander Ding. Und ſie thät' ſich drüber freuen.“

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und ſich ihrer geſchämt. So erweichend wirkt Einſamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier Natur. Aber auch nur vor ſich ſelber konnte er ſich in ſolchen unbewußten Geſtändniſſen ergehen; dachte er ſich in die Welt, unter die Leute zurück, dann ſchämte er ſich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig theilen mußte, ſolcher Gefühle deſto mehr.

Am andern Morgen kam ſeine Großmutter in den Stadel. Sie wollte ſich nicht länger zurückhalten laſſen, nach ihm zu ſehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängſtlicher Erwartung und war ganz glücklich, als ſie den geliebten Enkel weder ſtill wahnſinnig, noch über ſchlimmen Planen brütend fand. Sie erſtaunte über die an Eigenſinn gränzende Ordnung, die in ſeiner Werkſtatt herrſchte, über ſeinen Fleiß — denn er allein ſchaffte den Tag über mehr, als früher mit ſeinen beiden Geſellen zuſammen —, am meiſten und freudigſten über ſein heiteres, geſundes und freundliches Ausſehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn ſie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geſchah auch zuweilen, wenn Bekannte draußen vorbeigingen.

Das „Fräle“ ſchüttelte den Kopf, als er ihr ſeine Gründe

dazu mitgetheilt hatte, aber ſie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu ſagen. Auch von den Gerüchten über ihn ſchwieg ſie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

„Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißt's net. Guck', Fritzle, es wär' freilich beſſer geweſt für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter ſelig länger wär' am Leben geblieben. Wie du kaum biſt zwölf Jahr alt geweſt, da haſt du armer Jung' ſchon nix mehr gehabt als dein alt Fräle. Ja, wenn du noch wen'gſtens hätt'ſt Geſchwiſter gehabt; mit denen hätt'ſt du dich verſtanden, und es wär' Manch's von euch geredt' worden, was gut wär' geweſt. Aber was kann ein junger Burſch mit einem alten Fräle reden? Siehſte, das iſt, als wenn ein Franzos und ein Pariſer mit einander wollten reden. Da red't der Ein' Franzöſiſch und der Ander' Pariſeriſch, und hernachen weiß Keiner, was der Ander' eigentlich hat gewollt. Siehſte, da hab' ich immer gedacht, wenn das Fritzle nur einmal ſo weit aus dem Gröbſten wär', daß er könnt' frei'n. Und guck', wenn einer auch iſt wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß, wie dick, und einen Wuſt von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erſt, wenn er hat gefreit. Jed' Kind iſt hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zuſammenhält, wo drinn er ſteht. Nu, du wirſt dir das alles beſſer ausdenken, wie's ein alt Fräle dir kann ſagen. Und wenn dir's nicht recht iſt, ſo iſt's eben auch ein Wort geweſt. Man red't gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender ſchreibt. Nun ſind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es iſt ſchon eine Zeit her, daß mir die Valtineſſin hat merken laſſen, ihre Ev' gäb' dir keinen Korb. Die Valtineſſin iſt eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär' davon zu reden. Ich hab' freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, ob's deine auch könnten ſein. Guck', ich bin ein arm Mädle geweſt, wie mich dein Härle (Großvater) ſelig hat genommen, er hat's aber keine Stund' bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab' gedacht, eine Reiche müßt's nicht ſein, wenn's

nur Eine wär', wie ſie für dich paſſen thut. Es iſt nix leichter, als Frau heißen, aber damit iſt's noch nicht gethan. Guck', die Heiterethei haſt du immer ſo gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Guſtum finden müßt', ich braucht' nicht lang' zu ſuchen."

Der Fritz ſaß rittlings auf ſeiner Schnitzbank. Er ſtreckte ſeine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken ſollte, ihm ſei derſelbe Gedanke ſchon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermuthete Zuſammentreffen.

„Ihr ſeid nicht geſcheidt," ſagte er dann. „Ihr habt Einfäll', wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red' ich gar nicht, und bei der Heiterethei, da kämt' ihr auch ſchön an."

„„Ja, du meinſt,"" entgegnete die Alte, „„wegen ihrem Gethu? Es iſt aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird geſagt: willſt du frei'n? oder wenn Einer ſagt: willſt du mich frei'n? Und einem armen Mädle klingt ſell (jenes) wie Spott. Und ſo haben's die Leut' ihr oft geſagt. Frag' du ſie nur, Fritzle: willſt du mich? du fragſt gewiß nicht fehl.""

Der Fritz zog die Beine wieder an ſich und ſetzte die Füße vor ſich auf die Schnitzbank. „Ihr ſeid ein dumm's Fräle," lachte er noch einmal. „Ihr meint, weil ſie arm iſt. Ja, ſeht ihr, ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie ihr ſeid, hat's auch nicht nöthig. Aber ein Mann, den macht erſt das Denken. Wer fleißig iſt, der iſt nicht arm. Das ſind nur die Leut', die nix machen und ſich umſeh'n, wo von ſelber was kommen könnt' für ſie. Na, ihr verſteht das nicht. Wenn ich einmal will frei'n — ich hab' noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt euch nicht merken, wie ihr mich habt angetroffen. Der alt' Schramm und die ganzen Leut' ſollen nicht meinen, ſie ſind ſchuld. Und wenn ihr ſagt, ich bin anders geworden, hernachen werd' ich gleich wieder wild."

Die Großmutter ging, das alte, ehrliche Herz ſo froh, wie ſeit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmeſſer wieder zur Hand; aber

er legte beide nur auf ſeine Kniee; dafür ſchnitzte er im Kopf an einem Entſchluſſe. Das Holz, daraus der Entſchluß werden ſollte, war verdammt hart und voll Aeſte. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Meſſer darüber hinrutſchte, ohne zu packen.

„Wenn du mich zur Frau hätt'ſt," begann ſein Selbſtgeſpräch — „ja, wenn ſie das nicht im Zorn hätt' geſagt! Und das: du denkſt, dich möcht' ich? dich? das war ein dicker Aſt. Und wenn du einen Rock anhätt'ſt, und der wär' aus lauter Thalern gemacht, und an jed's Haar wär' ein Dukaten geſpießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmſt' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich Einen möcht'. Aber ich mag gar Keinen! Aber das hat ſie eben auch im Zorn geſagt. Der Adams-Lieb und die Anderen waren dabei und ich ſelber, und ich hab' ſie erſt in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätt's eben ſo gemacht an ihrer Stell', und ich thät's heut noch, wenngleich ich innerlich nicht ſo dächt'. Ja, wenn man wüßt', was ſie ſich innerlich dabei gedacht hat, hernachen! — Und das, was das Fräle hat geſagt wegen ihrem Gethu? Solch ein alt ſtumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell', wo ſie ſchneid't. Den Reif da, wo noch ſeine Rinden hat und ungeſpalten iſt, den mach' ich auch nicht ſo um die Stutzen herum. Und' ich hab' damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht geſpalten geweſt. Sie hat gemeint, wie ich damals bin geweſt, und da verdenk' ich ihr's jetzt ſelber nicht, wenn ſie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn ſie wüßt', wie ich jetzt bin, und daß man ſchon könnt' ſagen: Wer was geſcheidt will anfangen, der muß den Meiſter Holder fragen! Und wenn ſie's nun wüßt' und möcht' mich doch nicht und thät' ſich groß damit: der Holders-Fritz iſt wie dem Herrnmüller ſein Spitz; er thut, was ich will, aber einen Spitz nehm' ich doch nicht? Oder ſo; denn ſie hat verwünſchte Reden, wenn ſie anfängt."

Ohne es zu wiſſen, zerhieb er mit dem Schnitzmeſſer den Reif, der vor ihm lag.

„Oho!" ſagte er dann; „das Wildern iſt vorbei." Er packte ſich ſelber mit der nervigen Fauſt vorn beim Hemdekragen.

„Ich will doch über dich Herr werden, Burſch! Du ſollſt doch nicht der Einzig' ſein, den ich nicht unterkriegt'! Na, da wär' ja der alte Fritz wieder! Das iſt was Recht's, einen an der Gurgel packen. Das iſt's nicht, ſondern Denken macht den Mann!"

„Ja, wenn man halt wüßt', was ſie innerlich meint," ſetzte er ſein Selbſtgeſpräch in einem Tone fort, der mit ſeiner Aufregung abſichtlich im Gegenſatze ſtand. „Aber wie ſoll man das erfahren? Da ſind wieder die verwünſchten Leut'!"

Er vergaß, daß er ja ſelber die Wand zwiſchen den Leuten und ſich aufgeführt. Es ging ihm wie Allen, die ſich vereinſamen. Er meinte, die Leute machten Oppoſition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten iſt's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär' er wieder unter ſie getreten, hätt' er offen um die Heiterethei geworben und gezeigt, daß er anders ſei als ſonſt, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas Anderem vergeſſen. Aber er ſetzte ſeinen Groll bei Allen voraus, er meinte, ihnen ſei es eben ſo eine Sache des innerſten Menſchen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerem Maße begegnet Jedem etwas Aehnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was Andere über ſeine Reden und Handlungen denken mögen, die längſt von Jenen vergeſſen ſind. Er meint, ſie ſind ſo angelegentlich mit ihm beſchäftigt, als er ſelbſt es iſt.

„Das Fräle mag ich nicht ſchicken," dachte er weiter. „Sie kann nicht gut hören, und ich ſchämt' mich, wenn ich's ihr ſollt' auftragen. Ich könnt' die Heiterethei an einen Ort beſtellen laſſen; das iſt auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt'? Sie iſt immer die Letzt' herein vom Feld. So daß ſie meinen müßt', ich käm' ſo zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt' paſſen, wenn ſie einmal allein wär', und auch Niemand in den Weg kommen könnt'. Ja, ich thu's! Und die Barten da nehm' ich mit. Wenn mir doch Jemand begegnet, daß er meint', ich geh' Weiden hauen. Finſter iſt's genug! wenn ich noch den Rock umwend', kennt mich keine Seel'. Und merken ſie doch, und die Heiterethei mag mich nicht, hernachen geh' ich nach Amerika!"

Wir wiſſen, wie wenig es ihm glückte, ſeinen Vorſatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; ſie war wo anders geweſen, als er gemeint; ein ander Mal war ſie nicht allein, ein drittes Mal mußte er ſeinen Lauerpoſten verlaſſen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen, deſto verſeſſener wurde er darauf, ſie zu ſprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiterethei, und wenn er fleißig arbeitete, ſo geſchah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für ſie mitſchaffte? Auch auf die Leute, die zwiſchen dem Mädchen und ihm hindernd ſtanden, ward er immer zorniger. Und dieſer Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachſten Wege, das Mädchen durch ſeine Großmutter ausforſchen zu laſſen, oder ſie offen in ihrem Häuschen oder ſonſt wo aufzuſuchen. Am ſchlimmſten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, ſie weiche ihm gefliſſentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wiſſe die ganze Stadt, er ſei ein Anderer geworden, und zwar aus Gehorſam gegen die Heiterethei, und er bemühe ſich um ſie, die ihn verſchmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, ſich den Anſchein zu geben, als verfolge er die Heiterethei in böſer Abſicht. Er wollte nun wieder der Alte werden, wieder der völlig wilde Fritz, der Heiterethei, der ganzen Stadt und ſich ſelber zum Trotze.

Er ſtand ſchon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu ſich kam und begriff, es ſei der verkehrte Weg, ſich an der Heiterethei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiterethei ihn verſchmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiterethei mußte Reſpect vor ihm bekommen und bereuen, was ſie gethan. Der Schwanengarten ſtieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegſtieg, kam er unbemerkt wieder in

ſeiner Werkſtatt an. In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon ſtand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von ſeinem Garten ſchied.

„Ja, wenn's auf mich ankäm',“ hörte er da die Stimme der Heiterethei ſagen. Er merkt, ſie ſteht im Garten des Nagelſchmieds bei dieſem und ſeiner jungen Frau.

„Meinetwegen,“ ſagt er trotzig zu ſich ſelbſt, „ich geh' in meine Werkſtatt.“ Er that das wirklich; es war nur ſeltſam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichſelbüſchen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch ſeltſamer, daß er dort ſtehen blieb. Und doch war das Letztere gar nicht ſeltſam, denn das Rauſchen ſeiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verrathen, wenn er weiter ging.

„Ja, wenn's auf mich ankäm',“ hatte die Heiterethei geſagt. „Ich könnt' bei guter Zeit mit dem Eiſen da ſein. Aber im Zainhammer iſt's immer, als machten ſie das Eiſen erſt, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der iſt nach Reik gegangen. Hernachen finden ſie die Schlüſſel nicht, und wer weiß, was noch!“

„„Das Annedorle muß nur recht tribuliren,““ entgegnete der Nagelſchmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiterethei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für ſie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechslung möglich war. Wer die junge Frau allein ſieht, der kann ſie wohl für hübſch halten; doch der Heiterethei gegenüber! Aber er hat eben ſelber gar nicht gewußt, wie hübſch die Heiterethei iſt. Das ſieht er jetzt erſt.

Die Heiterethei iſt an jedem Gliede voller, als die Nagelſchmiedin, und doch im Ganzen ſchlanker. Die Nagelſchmiedin hat viel in der Art, ſich zu halten und ſich zu bewegen, mit der Heiterethei gemein; aber es ſieht ſo zufällig an ihr aus, als könnte ſie es auch anders machen; bei der Heiterethei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders ſein könnte, als ſie iſt. Sie gehört zu jenen ſeltenen Geſtalten, die ganz

und nur ſie ſelbſt ſind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein noth-wendiger Beſtandtheil des Ganzen iſt, eine Ausſtrahlung ihres innerſten Weſenkerns.

Der Holders-Fritz ſtellt ſich vor, wie ſie ausſehen müßte, wenn ſie geputzt an ſeiner Seite ginge.

„Du biſt mir der recht' Denker!“ ſagt er zu ſich. „Da hätt'ſt Du gleich daran denken ſollen, daß der Morzenſchmied ein Tuckmäuſer iſt, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiterethei aufbringen. Das iſt dumm, daß die, der Nagelſchmied und ſeine Frau, mit der Heiterethei geh'n, ſonſt probirt' ich's heut noch, dem Tuckmäuſer zum Trotz, ob ich mit ihr ſollt' zum Sprechen kommen. Aber nun geſchieht's morgen ganz gewiß. Die werden ſie ja im Zainhammer wieder auf-halten bis zu Abend.“

Und mit dem Beginne des nächſten Zwielichts iſt er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, iſt ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann ſie noch nicht ſein.

„Wenn ſie aber den Bühel fährt,“ meint er, „verpaſſ' ich ſie doch. Den Weg an der Herrnmühl' vorbei, den geht ſie nicht; der wär' ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichsſteg wart', da kann ich ſie nicht verfehlen.“

Und auf dem Ulrichsſteg ſteht er nun ſchon eine ganze Stunde lang.

Alles iſt ſtill um ihn, kein Menſch zu ſehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie iſt's ſo ſchwül und ſo ängſt-lich! Die Weiden flüſtern wehmüthig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpft, als möchte er nur ſchnell vorüber ſein, und der Fritz ſollt's auch ſo machen. Gar nicht fern rauſcht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er ſehen, ob denn der Holders-Fritz noch immer auf dem Unglücksſteg ſtehe. Dann verhüllt er ſchnell wie-der ſein Antlitz, wie einer, der ſich ſeine Angſt nicht will anſehen laſſen. Wenn er herunter ſieht, dann blinkt das Waſſerrad der

Digitized by Google

Walkmühle wie die Silberſtickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdroſſel ſingt ſo ängſtlich eifrig, als wollte ſie einem Scheidenden noch ſchnell ſoviel von ihrer ſüßen Stimme mit auf den Weg geben, als ſie kann.

Nur der, dem all' dieſes ängſtliche Bemühen gilt, theilt es nicht, obgleich es allmälig, ohne, daß er weiß, warum, ſeine warmen Gedanken anfröſtelt.

„Heint muß ich erfahren, wie ſie meint," ſagt der Holders-Fritz vor ſich hin. „Will ſie mich, hernachen laß ich Leut' Leut' ſein und führ' ein Leben mit ihr, wie der luſtig' Herrgott von Frankreich, einen Tag ſchöner wie den anderen. Da ſollen die Leut' einmal ſeh'n, was ein Büttner eigentlich kann machen, der ſeine Sach' verſteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag geh'n wir zuſammen nach den Felſenkellern, oder zum Tanz wohin. Die Leut' ſollen Reſpect haben, ſie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf tanzen zuſammen — ſtill! iſt das nicht ihr Schiebkarr'n, was ſo geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den ſoll ſie mir nicht mehr anrühren. Sie ſoll nix als kochen zu Haus, und was ſie ſelber ſonſt will thun. Wenn ich einmal ſterb', ſoll ſie denken: ſo lieb hätt' mich doch kein Anderer gehabt! O, ich will's ſchon machen, daß ſie den Fritz nicht ſoll können vergeſſen. Wie ich aber jetzt nur auf's Sterben komm'? Ein Kerl wie ich, da geht's nicht ſo leicht damit, wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab', vollends nicht! Ja freilich: wenn ich ſie hab'!" —

„Aber das iſt ſie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondſchein. Wie das kurios ausſieht. Alles drum 'rum iſt finſter, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarr'n ſind hell. Es iſt ordentlich, als wenn ſie ſelber leuchten thät'. Und noch ein Arm daneben, und es iſt, als deutet' der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär' verwünſcht, wär' ſie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu iſt's weg. Nu iſt's dort wieder ſo finſter, wie überall ſonſt. Aber nunmehr müßt' ich ſie doch den Weg ſeh'n kommen daher, wenn auch nicht mehr

ſo deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl' geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat ſo wunderlich gethan. Hat ſie's dem Annedorle doch geſagt, daß ſie mir iſt begegnet und ich hab' nach ihr gefragt? und weicht die mir doch mit Fleiß aus? und hat mich da auf dem Steg geſeh'n? Aber hernachen müßt' ſie umgewandt ſein und wieder zurück. Oder hab' ich mir's bloß eingebild't, daß ich ſie ſah? Die Leut' reden von Ahnungen, wie ſie's heißen. Soll ich ſie nicht kriegen? Dann geh' ich übermorgen nach Amerika. Jetzt war's doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebſten wär' mir's hernachen, ich ſtürb', und lieber heint als morgen. Hernachen wollt' ich, es wär' eine Ahnung geweſt, und die mich hätt' bedeutet. Da unten das dunkle Waſſer unter mir . . ."

Der arme Holders-Fritz! Er hat ſie wirklich geſehen; aber er darf's immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will ſich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er ſich wenden wollte. Einen Augenblick ſieht er das bleiche Geſicht der Heiterethei über ſich; ſo wild und bleich, ſo rollend die braunen Augen, ſo gepreßt die vollen Lippen; es iſt immer noch ſchön. So lange hört er ihr ſchnelles, tiefes, lautes Athmen.

Jetzt ſpritzt das Waſſer um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufſchlagend, fühlt er wieder feſten Boden unter ſich; ein Schmerz zuckt vom erſten Finger der rechten Hand nach ſeinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In ſeinen Ohren brauſ't es, als läg' er unter'm Walkmüllerwehr. Um ſeine Bruſt ringelt ſich preſſend eine ungeheuere grüne Schlange; über ſeine Augen legt ſich ein dunkelrothes Tuch. Er ſchnappt nach Luft und zieht ein kaltes, ſchweres, naſſes, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefſte Bruſt, das er nicht wieder herauszuſtoßen vermag. Das rothe Tuch wird ſchwarz mit durcheinander wim-

melnden gelben Sternen. Der Boden unter ſeinem Kopfe verſinkt, der Kopf nach in eine endloſe Tiefe. Und dieſe eigene Empfindung, die ſchon in Bewußtloſigkeit übergeht, weiß er, iſt die Empfindung, die jeder Menſch kennen lernt, aber keiner mehr als Einmal.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſpritzt auf über dem Liegenden. Der Waſſerſpiegel ſchließt ſich und zeigt gleichmüthig der ſtillen Nacht ihr Bild.

So, zu langſam und doch zu ſchnell, war der Heiterethei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angſtſchweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht geweſen. Da gaukelten nur unbeſtimmte Erwartungen um ſie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute ſtand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was ſie ſelber Schlimmes wirklich gethan.

Immer und immer wieder zwang es ſie, ſich zurückzurufen, was ſie gern vergeſſen hätte, und hätte ſie Alles mit vergeſſen müſſen, was ſie in anderen, glücklichen Nächten ſo gerne gedacht. Und mit unbarmherziger Gewiſſenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geſchenkt. Erſt die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigeren Beſinnung die Angſt vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es ſie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu ſehen, ob er noch lebe! Und warum ſollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen ſo ſeicht und floß dort auf weichem, moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er todt war. Ein ſo tiefes Mitleid entband ſich ſo ſeltſam und plötzlich aus ſeinem Gegenſatze. Ein beredterer Anwalt ſprach dies jetzt für ihn, als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt. Ja, ihr war, als habe ſie ſelber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge ſie, und als müſſe ſie ſich verwundernd beſinnen, was ſie doch nur getrieben habe zu der feindlichen That. Er hatte

nichts gegen ſie gebrütet; ſie hatte nicht Nothwehr geübt. Nein! ohne alle Urſache hatte ſie ſich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfniß, eine ſelbſtmörderiſche Luſt, ihrer That die geringfügigſten Urſachen unterzulegen, damit ſie ſelber ſich nur recht haſſenswerth erſchien.

Aber war jetzt Zeit zu ſolchen Gedanken? jetzt, wo jeden Augenblick Jemand ſie ſehen konnte? Und wenn ſie dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich iſt — ſtehen nicht ſchon Menſchen um den Steg? wohl gar ſchon die Gerichte? Wenn ſie jenen Umweg unter den Erlen einſchlägt, kommt ſie von der entgegengeſetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß ſie im Zainhammer geweſen? Hat der Schneider ſie nicht geſehen?

Die letzten Einwände treffen ſie ſchon auf dem Erlenſteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und iſt es ihr nicht gleichgültig, ob man ſie ſieht? ob man ſie ergreift? Wäre ihr in dieſem Augenblicke die Todesſtrafe nicht Wohlthat? „O, ich wollt',“ ſtöhnte ſie vor ſich hin, „ſie machten mich auch todt!“ Warum flieht ſie denn? Warum ſchlägt ſie den Unterrock herauf über den Kopf, um ſich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte ſie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchziſchte ihr den Nacken! Aber wenn ſie mit Ketten geſchloſſen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen ſcheu vor ihr und flüſtern auch nicht eher mit einander, bis ſie vorbei iſt! Und das Gefängniß! Zwiſchen den engen Steinwänden ſoll ſie ſtill ſitzen, wer weiß, wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl iſt! In der Gerichtsſtube muß ſie ſtehen und ſich von Männern in's Geſicht ſehen und ſich fragen laſſen, wer weiß was! ſtundenlang! Und dazwiſchen iſt's ſo ſtill, daß man nur die Federn knarren hört, die aufſchreiben, was ſie gethan. Und die Leute — aber die Leute wiſſen ja, daß er ſie verfolgt hat; ſie alle können's bezeugen, ſie alle haben's geſehen.

Und ſo oft ſie im gezwungenen wieder und immer wieder Durchleben der Ereigniſſe der ſchrecklichen Nacht an dieſen Ge-

Digitized by Google

danken kommt, dann wünſcht ſie den Tag herbei, den ſie doch fürchten muß. Dann ſind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird ſie gewiß, daß ſie die That thun mußte, daß ſie in Nothwehr war, und Nothwehr iſt erlaubt. Ja, ſie hat nur Nothwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken ſehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte ſie in ewiger Angſt leben? Nein! lieber ſterben, wenn es ſein muß! Aber muß es denn ſein? Soll ſie ſich nicht wehren? Und wieder ſtand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt ſie mit dem Muthe der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder ſtürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt ſie ſich: „Ich hab's doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will thun; ich möcht' nur wiſſen, was mir geweſt wär', daß ich ihm das hab' gethan!“ Und wieder endeten und wieder begannen die Ereigniſſe der Nacht ihren ſchwindelerregenden Reihentanz vor den fieberiſch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt eben ſo wie jeder andere.

Die Heiterethei begreift nicht, daß ſein erſter Strahl auf den zerbrochenen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr Alles ſo anders iſt. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders ausſehen als ſonſt. Aber der Tag kommt eben daher, wo ſeine älteren Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht; gleichgültig wie jeder andere, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt ſo blau und golden, als wüßte er ſich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, ſo iſt's auch nicht ein Bote des Criminalgerichtes, ſo iſt's nur der alte Hollunderbuſch, der ſich behaglich in ſich hineinſchüttelt im luſtigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereigniſſen der ſchrecklichen Nacht.

Die Heiterethei ſieht jedes Kleidungsſtück, das ſie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem ſie ſich

wäſcht, erzählt immer noch die alten Geſchichten und nichts von der geſtrigen Nacht.

Wie ſie alles Andere ſo feſt ſieht im alten Geleiſe, möchte ſie an ſich ſelber zweifeln. War Alles, was ſie erlebt zu haben meint, eben das, vor deſſen ihr unbekanntem Weſen ſie ſich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da ſteht ihr Karren noch mit dem Eiſen. Das hat ſie doch geſtern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelſchmied abliefern können, weil ſie auf dem Umwege ſo ſpät heim kam. Und warum hatte ſie den Umweg gemacht?

So war doch Alles wirklich geſchehen.

Aber wie kam es denn, daß man ſie nicht ins Gefängniß holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eiſen muß zum Nagelſchmied. Auf dem Wege dahin wird ſie Leuten begegnen, und die müſſen's ihr doch anſehen, daß ſie es iſt, die es gethan hat. Die Gaſſenjungen müſſen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf ſie zeigen: „Die, die da iſt's! Die iſt's geweſen, die hat's gethan!“

Oder war's nicht ſo gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als ſie gefürchtet? Sollte ſie nicht ſterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müſſen? So will ſie wenigſtens die Ungewißheit loswerden.

„Hab' ich's gethan, ſo mögen ſie mich einſetzen,“ ſagte ſie; „hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich ſterben, ſo will ich's wenigſtens nicht am Fürchten. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.“

Aber in dem alten Tone ſprach ſie das nicht.

Nun hört ſie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiterethei muß eilen; ſie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das ſtarke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langſam kommt ſie dieſesmal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird ſehen, wie ſie zittert, und bedenklich ſtehen

bleiben, um ſie recht zu beſehen. Und deſto weniger wird ſie eilen können. So hat ſie gedacht, wie ſie um die Ecke biegend in die Weidengaſſe kam. Und dort ſteht ſchon Einer am Fenſter und beobachtet ſie. Er öffnet das Fenſter und ruft: „Die iſt's!“ Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hauſe kommt, zu eilen! Aber weßhalb? Soll er ihm helfen, ſie beobachten? oder ſie aufhalten? „Er barbirt wohl den Wirthen ihre Fäſſer, und Seine Kunden können ſich den Bart mit der Scheer' abſchneiden?“ So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenſter, und der Bader entgegnet lallend und ſtolpernd: „Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter!“ „„Das iſt ja auch wie jeden Tag,““ ſagt wieder aufathmend die Heiterethei.

Sie kommt durch Gaſſen und Gäßchen; da hat Jedermann mit ſich ſelbſt zu thun; wenn Einer auf ſie redet, ſo iſt's mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand ſieht ihre That ihr an. Nirgends ſtehen Leute beiſammen, die mit einander flüſtern und ſich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches iſt geſchehen. Die Gaſſenjungen ſchlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf ſie: „Die iſt's, die hat's gethan.“ Ihre Laſt wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

„Ich mein', das Annedorle iſt über Nacht geblieben im Zainhammer,“ ſagt der Nagelſchmied, der in ſeiner Thür ſteht. „Die iſt gut nach dem Tode ſchicken.“

Die Heiterethei weiß nicht, ſoll ſie ſagen, ſie ſei die Nacht zu ſpät heimgekommen, um das Eiſen noch zu überliefern. „Ich denk',“ ſagt ſie, „damit wartet ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarr'n kann ich wohl da bei euch laſſen ſteh'n, dann brauch' ich nicht erſt noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm' ich ihn wieder mit.“

„„Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut ſteh'n und rupft den Lein 'raus, Annedorle.““ Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiterethei ruft ihm noch nach: „Seht ihr nur eure Naſen nicht für einen glüh'nden Nagel an.“

Dann geht ſie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichs-

thore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich neben einander. Mit dem einen iſt ſie in der alten Umgebung die alte Heiterethei, mit dem anderen eine Verbrecherin, die jeden Blick auf ſich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauſchenden Blatt erſchrickt. Bald ſcheint ihr Dieſes, bald Jenes Wirklichkeit und das Andere ein Traum.

Nun iſt ſie aus dem Thor; der Weg, den ſie geht, iſt der Ulrichsweg, derſelbe Weg, auf dem ſie geſtern die That verübt. Faſt möchte ſie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht ſie's wie gewaltſam und wie der Vollendung ihres Verhängniſſes entgegen.

Wie iſt das heute anders als geſtern! Wie viel Menſchen beleben die Gegend, die geſtern ſo einſam war!

„Biſt du auch einmal die Letzt', Annedorle?" ruft ihr eine Stimme zu. Es ſind ihre Mitjäterinnen auf der Baſe Leinfeld, die ſtehen blieben, weil ſie die Heiterethei ſich nachkommen ſahen. Die Heiterethei holt ſie ein. Nun gehen ſie zuſammen weiter. Die Mädchen erzählen ſich allerlei, necken ſich und lachen; von dem Holders-Fritz wiſſen ſie, ſcheint es, nichts.

Nun ſind ſie nahe am Ulrichsſteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehen wird ein ſcherzender Gruß ausgetauſcht, und noch immer hat kein Menſch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte ſchon wieder glauben, ein Traum habe ſie zum Beſten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, ſind die Waſſergräſer Menſchenleibs lang niedergedrückt, und darüber ſteht eine Pfütze.

Kein Menſch ſieht danach; die Heiterethei nur mit einem einzigen ſcheuen Blicke. Zugleich fragt ſie: „Aber was iſt das für ein Rauch da links in den Bergen?"

„„Ein Rauch? Möcht' ich wiſſen, wo! Was du auch manchmal ſiehſt, Annedorle?""

Die Heiterethei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Muth, die gelungene Liſt zu

nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der Anderen werden dem ihren folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiterethei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit sie sich zurückwenden muß, wenn sie ihn aufhebt. Aber sie hat nicht an die Erlen gedacht — dieselben tief herabhangenden Zweige, die gestern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz versteckten, verdeckten ihr jetzt die Aussicht nach dem Bache.

„Möcht' ich nur wissen, wer mir den Hut beschrie'n hätt'!" lacht die Heiterethei und martert sich während des ganzen Scherzgesprächs, das sich an diese Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke sich zu vergegenwärtigen. Aber so deutlich vermag sie es sich nicht zurückzurufen, daß sie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze stand oder nicht.

Innerlich damit beschäftigt, ist sie schon auf dem Leinfelde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Arbeit begriffen, und meint noch auf dem Wege zu sein. Da weckt sie die Stimme eines Vorübergehenden. Es ist die Stimme ihres Verhängnisses selbst.

„Wißt ihr's schon?"

Die Mädchen richten sich auf und sehen nach dem Fragenden. Die Heiterethei, die dem Weg am nächsten steht, muß an sich halten — sonst merken Alle, sie weiß es schon, was der erst' sagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter spricht! Aber nur der Heiterethei, den Andern nicht, so neugierig sie sind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und während dessen muß sie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müssen die Andern nicht.

„Der Holders-Fritz," fährt die Stimme fort, und die Heiterethei zuckt zusammen, „ist aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichssteg."

Die Angst der Heiterethei eilt dem Erzähler voraus:

„„Die Heiterethei hat ihn . . .““ Aber nein! Der fährt anders fort.

„Man weiß nicht,“ ſagt er, „ob er ſelber iſt hineingeſtürzt, oder ob ihn Jemand anders hat hineingeworfen, aber todt iſt er.“

Die Heiterethei vergißt, Athem zu holen; faſt hätte ſie vergeſſen, zu leben. Aber — „Ja, ſo todt, wie wir ſind!“ lacht eine andere Stimme. „Der recht' Arm iſt gelähmt, ſonſt nix. Er iſt damit auf einen ſpitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen hau'n. Ich hab' ihn ſelber geſeh'n.“

„„Auf dem Gericht?““ fragt der Erſte.

„Haſt dir's auch laſſen weis machen? Wenn ſich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von ſelber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufſteht und geht allein nach heim, das thät' gerad' noch fehlen!“

Weiter hörte die Heiterethei nichts.

Die Andern wußten nicht, was ihr begegnet war, daß ſie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn ſie Jemanden umarmen wollte, und in Einem Athem weinte und lachte.

„Was iſt dem Annedorle?“ fragte die Baſe erſchrocken.

„„Nix,““ ſagte die Heiterethei, noch immer zugleich lachend und weinend. „„Nix, Bäs, nix. So ein verwünſchtes Viergebein (Eidechſe)! Ich jät' der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn ſie nicht die Viergebein' abſchafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, laſſ' Sie nur die Viergebein'; ſie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt iſt ſo eine luſtige Welt! — —““

„Seht,“ ſagte der Gurken-Kaſpar, von ſeinem Kartoffelfeld auf die Heiterethei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. „Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiterethei, Heiterethei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen.“

Auf einem anderen Felde ſtand ein Burſche. Man ſah, er ſuchte ein Geſpräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

„Annedorle!“ rief er, „du tanz'ſt wohl ſchon auf die Kirchweih los?“

„„Ja,““ ſagte die Heiterethei. „„Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängſt. So bleiben wir im Geſchick.““

Auf einer Wieſe lachte man den Abgefertigten aus.

„Wann wird der einmal eine geſcheidte Antwort fehlen!“ rief Einer.

„„Wenn du einmal eine haſt,““ entgegnete die Heiterethei. „„Das geſchieht in ſieben Jahren nicht.““

Der Gurken-Kaſpar ſagte noch hinter ihr her: „Die Tag' war mir's immerfort, als wär' der Kreuzberg nicht mehr an ſeiner Stell', es war mir was, und ich hab' doch nicht gewußt, wo ich's hin thun ſoll. Nun merk' ich's erſt; das iſt gekommen, weil die Heiterethei nicht mehr ſo getanzt iſt wie ſonſt.“

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir, durch den Anprall der Heiterethei vom Ulrichsſteg herabgeſtürzt, im Zehntbach unterſinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſtieg über ihm auf, der Waſſerſpiegel ſchloß ſich über ihm und zeigte gleichmüthig der ſtillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus ſeinen Sehnſuchtsgedanken herausgeriſſen worden, zu unvermuthet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu ſchnell der betäubende Sturz und das erſtickende Einathmen des ſchlammigen Waſſers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geſchehen und wo er war, und auch der letzte Reſt der Beſinnung mußte ihn verlaſſen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über Leben und Tod entſcheiden ſollte, ein inſtinctmäßiges Aufſtemmen der Hände auf dem ſeichten Grunde des Sumpfes, Kopf und Bruſt über die Waſſerfläche empor und hielt ſie da feſt, bis das Eingeſchluckte durch Mund und Naſe wiederum herausgeſtoßen war. Das Dunkel vor den Augen ſchwand; die grüne Schlange wälzte ſich von ſeiner Bruſt herab, ſo wie dieſe ſtatt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einſog, und

ringelte ſich glitzernd und rieſenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, ſie ſei nichts Anderes als der altbekannte Zehntbach, und er ſelber liege bis an die Bruſt in des Baches Waſſern. Was über ihm ſchwarz vom blauen Nachthimmel ſich abſchnitt, war der Ulrichsſteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch geſtanden. Er beſann ſich, was er eben gethan und wie er heruntergekommen ſei, und konnte erſt nichts finden, als über ihm vorbei raſend ein bleiches, wildes Mädchengeſicht mit rollenden braunen Augen und zuſammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüſtern ſchwer, raſch und hörbar athmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um ſich auf ihn hinaufzuſchwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle ſuchen, wo das Ufer ſeichter war, und über einen Theil der Wieſe, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühſam fand er endlich zuſammen, was an und in ihm vorgegangen in dem Augenblicke zwiſchen ſeinen harrenden Sehnſuchtsgedanken und dem Sturz in das Waſſer. Er hatte dem ſo plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengeſtreckt, und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen ſeine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem erſten Finger derſelben abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen ſein. Aber ſeine erſte tief heraufquellende Empfindung war: „Wär'ſt du doch liegen blieben im Bach!“

Er wußte nicht, war der preſſende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Bruſt hinein. Wie ſeine Seele rang zwiſchen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: „Was haſt du ihr gethan?“ Er empfand mit einer Art ſchmerzlicher Luſt ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anſtatt ihn frei zu machen von ſeiner Liebe zu ihr, trieb es dieſe nur zu größerem Wachsthum. Es ſcheint dies wunderlich, aber es iſt's nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor Anderen, uns ſie zu lieben geneigt, während wir, im Bewußtſein, gegen Andere im Unrecht zu ſtehen, in ihnen

das Gefühl unſeres Zurückſtehens haſſen. Aber ſeinem Stolze kam eine unerwartete Hülfe.

Er hörte ſchadenfroh lachen. Zornig wandte er ſich und fand den Läppelsſchneider hinter ſich ſtehen. So hatte das Thier, das dem Holders-Fritz Alles zum Poſſen that: die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieſes heute gehört, das wußte morgen das ganze Thier. Da ſtand der alte Groll wieder auf ſeinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe ſtreitig.

„Nu kann man wohl lachen," ſagte der Schneider; „denn wie man ſieht, hat dir das" — er machte die Bewegung des Schwingens — „nix geſchad't. Ja, das iſt ein Teufelsmädle, das!"

„„„Wer?"" fragte der Fritz, der nicht geahnt, einen Zeugen ſeines Sturzes zu haben, wild.

„Dächt' ich doch," entgegnete der Schneider, noch ſtärker lachend, „du wüßt'ſt, wen ich mein'. Spürſt ſie wohl noch in allen Gliedern, denk' ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du ſo weit vom Steg biſt geflogen! Mach' mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz' Stadt, du haſt ihr aufgelauert ſchon eine Wochen lang. Sie hat einmal ſollen ſeh'n, ſie iſt nicht die Allerſtärkſt' und nimmt's mit jedem Mannsbild auf. Sie hat ſollen ſeh'n, du biſt doch ſtärker. Du brauchſt dich nicht zu ärgern, daß dir's quer iſt gangen. Da am Gründer Markt hat ſie's dem Morzenſchmied und dem Weber vom Säumarkt nicht beſſer gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach'. Muß das ein Griff geweſt ſein! Ja, die hat Arm' wie Buchenäſt', das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle" — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszuſehen, — „ich hab' Stärk' wie Einer da in meinen Armen, aber bei der iſt der ſtarke Holders-Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie ſoll ſchon Reſpect kriegen vor uns Mannern."

„„„Ich weiß nicht,"" entgegnete der Fritz, „„„was du mit deiner Sie willſt und wen du damit meinſt! Ich hab' Weiden wollen hau'n und mich zu weit übergebogen; da hab' ich

das Geſchick verloren und bin geſtürzt. Kann ſein, es iſt Eins juſt über den Steg gangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dir's da vorgekommen iſt!"

Er wußte ſelber nicht, was ihn zu dieſem Vorgeben trieb. Er meinte, es ſei nur die Scham vor den Leuten, und doch war eben ſo viel Sorge um das Mädchen mit dabei.

„Ja," ſagte der Schneider, „du willſt nicht, daß es heißt: den ſtarken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mich nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er ſieht."

Dem Holders-Fritz ſtieß der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. „„Ich ſag', ich hab' Weiden wollen hau'n und bin ſelber gefallen, und du weißt nicht, was du red'ſt. Wer's anders ſagt, der hat's mit mir zu thun!""

„Ja," meinte der Schneider, „da möcht' man faſt dem Morzenſchmied Recht geben, du hätt'ſt ihr bloß aufgepaßt, du wär'ſt in ſie verſchamerirt und hätt'ſt deine Sach' wollen anbringen, weil du ihr nix willſt laſſen thun. Und da iſt die Geſchicht' noch närriſcher. Ich hör' die Manner ſchon im Gringel lachen. Hahaha!"

Dem Fritz lohte die Scham ins Geſicht.

„„Ja, es gibt weiter Keine in Luckenbach! Und wenn ich wart', wo die Valtineſſen-Ev' vorbeigeht oder ſonſt eine, ſo geht das keinen Schneider was an.""

„So? haſt du's auf die gemünzt, und die Heiterethei hat gemeint, es gilt ihr? Du haſt mit der Ev' wollen careſſiren, und die Heiterethei meint, du willſt ihr deine Stärk' zeigen; das iſt verwünſcht!"

„„Du biſt ſtill mit der Heiterethei!"" rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, ſie nicht mit dieſem Namen und überhaupt gar nicht nennen ſollte. „„Und ich ſag' dir's noch einmal, wer die Lügen ausſprengt, die du da haſt geſagt, der ſoll ſeh'n . . .""

Der Fritz ſchwang den gewaltigen Arm, um ſeiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginirten Wirthstiſch Gewicht zu ge-

ben, und zuckte zuſammen vor dem Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Geſpräches vergeſſen.

„Hm," meinte der Schneider, „deine Urſach' mußt du doch haben. Ja, von der Ev' und dir iſt die Red' geweſt, und an ſo ein arm Mädle, wie die Heiterethei iſt, — na, ich ſag' nichts wieder von der Heiterethei, brauchſt nicht ſo aufzufahren, — an ſo eine iſt da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev', die hat ein paar Kaſten und Zeugs darin! Und da meinſt du auch, die Ev' wird's erfahren, und du verlierſt den Reſpect. Ja, und Reſpect muß im Haus ſein; darauf halt' ich auch. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht mich vor dir und bin ſtill aus Furcht. Da kennſt du den Schneider ſchlecht. Ich red' ſo nicht von Sachen, wo mich nix angeh'n. Das ſchickt ſich nicht für einen, wo ein Mann iſt. Deßwegen kannſt du ohne Furcht ſein, Fritzle; da kannſt du dich tröſten."

Sie waren im Geſpräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege ſich ſchieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erſt, daß ihn fröſtelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er ſagte zu ſich: „Ich wollt', mir wär' was Ander's eingefallen, als das Ordentlichſein. Das iſt ſchuld an der ganzen Geſchicht'. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das iſt verwünſcht, daß es wieder die Wahrheit iſt. Ich könnt' gleich wieder in das alt' Wildthun hineinkommen. Ich wollt', ich wär' nie anders geweſt. Das Denken iſt dumm Zeug; deßhalb iſt das Vieh ſo vergnügt, weil's nicht denkt. Jetzt gleich geh' ich in die Schwane und geh' nicht eher wieder heraus, bis ich die vergeſſen hab'."

Er hielt den ſchon ſchneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zuſammen.

„Ja, daß ſie mich auslachen da und ſagen: Er iſt wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in den Bach gerennt. Und wenn ſie ihn nicht in den Bach hätt' gerennt, wär' ſie ihn nicht losgeworden; ſo iſt er ihr überall nachgelaufen. Und daß ſie ſelber ſagt: Er iſt geweſt wie dem Herrnmüller ſein Spitz, und

ſo einem muß man einen Tritt geben, ſonſt hat man keine Ruh' vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht aufſäßig kann ſein, und wenn ſie noch ſchlimmer wär' und noch niederträchtiger thät'! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab' ich erſt Zeit zum Aufpaſſen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann ſich der Spitz laſſen treten, ſo viel er Luſt hat. Das wird anders, Burſch, das ſag' ich dir! Die Ev' ſollſt du frei'n, ſo wahr ich der Holders-Fritz bin. Das ſoll dir nicht umſonſt eingefallen ſein. Der Schneider hat mir's auch geglaubt; da werden's die Leut' ſchon erfahren, daß ich der Ev' aufgepaßt hab' und nicht jener. Und die Heiterethei ..."

Er blieb wieder ſtehen. Es fiel ihm ein, da die Heiterethei nichts mit ihm haben wolle, werde ſie ſich nicht ärgern, nähm' er die Ev'. „Und wenn ich's ihr nicht zum Trotz thu', ſo thu' ich's dir ſelber zum Trotz," ſagte er dann wieder zu ſich, „weil du ſie nicht aus den Gedanken kannſt bringen. Wild thu' ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Burſch! Du ſollſt mir die Ev' heirathen. Warum willſt du jene nicht vergeſſen?!"

Er hatte ſich ſelber am Kragen gepackt, ſo war's ihm Ernſt.

Es war das eine ſehr mittelbare Weiſe, ſich an der Heiterethei in ſeiner eigenen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt ſie feſt.

„Fräle," ſagte er zu der Großmutter, „ihr habt mir neulich von der — Valtineſſin-Ev' gered't, ihr wißt ſchon, was. Das könnt ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach' fertig ſein. Ich bin ihr ſchon lang' zu Gefallen gangen, — das könnt ihr ſagen — und hab' ſie nicht allein können antreffen."

Die Großmutter wunderte ſich, ihn einmal wieder in ſeinem Hauſe zu ſehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da ſie ſeinen Zuſtand gewahr wurde, ſeine Kleider naß und voll Schlamm, ihn fröſteln und von ſeinem verletzten Finger Blut fließen ſah, gerieth ſie außer ſich.

„Es iſt nix," ſagte er; „beim Weidenſchneiden bin ich in den Zehntbach gefallen."

Die Alte, voll Furcht, er könne ſich erkälten, wollte ihn im Hauſe behalten und bewegen, ſchnell zu Bette zu gehen oder wenigſtens die Kleider zu wechſeln. Er könne den Tod haben davon.

„Wär' mir juſt recht," dachte der Fritz. Er blieb darauf, ſo wie er ſei, nach ſeiner Werkſtatt zu gehen, und wenn ſie ihm den Bader etwa nachſchicke, der ſolle ſehen, ſeine andere Hand ſei noch geſund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß ſie ſagte: „Aber, du bös Tichterle, wenn du krank wirſt, oder der Finger wird ſchlimm, daß du nicht kannſt arbeiten?"

„Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich ſeh' nicht, wozu! Ich ſeh' nicht, wozu einer leben will!"" fuhr der Fritz auf. „„Wenn ihr was wollt thun, Fräle, ſo macht das geſchwind fertig, ich hab' euch geſagt, was. Oder ich geh' übermorgen nach Amerika.""

Die Vorſtellung, daß einer nach Amerika auswandere, war der Großmutter immer ſchrecklicher geweſen als die des Sterbens. Da, meinte ſie, komme man zu ſeinen Leuten und dort zu lauter Fremden. Die Valtineſſin-Ev' ſchien ihr nicht die Frau, die ſie ihrem Enkel wünſchen ſollte. Doch verſprach ſie ihm, die Sache möglichſt bald in Richtigkeit zu bringen, wenn ſie auch bei ſich dachte: „Das iſt die beſt' Eil, die nix übereilt, und Gott ſei's gedankt, der Menſchen Gedanken in ihren Köpfen ſind auch nicht ſo feſt, als die Erd' unter ihren Füßen."

Sie konnte nicht ſchlafen. Es fiel ihr nun erſt recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelroth, bald todtenbleich geſehen, ſein ganzes zerſtörtes Weſen, wie er zuweilen gewankt; wie viel Blut er auf dem Heimwege ſchon verloren haben müſſe. „Beſſer iſt beſſer," meinte ſie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengaſſe und weckte den Bader. Mit dieſem kam ſie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkſtatt an.

Den andern Abend saß der Morzenschmied ganz still im „Gringel.“ Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: „Ja, einen Schnupfen mag er schon gekriegt haben davon.“ Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah vor seine Augen, als wär' er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen, und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eigenen Schluchzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte schweigend und duchste hinaus.

Eben so duchsig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammengeschobenes und gefaltetes Gesicht eben so in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neugierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie so langsam eingeschlafen, als diesen Abend. Als es endlich doch geschehen, stand sie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: „Aber was ist denn? Was hast du nur wieder einmal?“

„„Du bist da?““ gegenfragte der Schmied über seine Schulter. Dann, indem er sich wandte: „„Hast du denn auch Thee genug daheim für die Nacht?““

„Wie kommst du auf den Thee, Morzenschmied? Hast's etwa wieder einmal in der Achsel? Ach, deinen Schlucker hast du einmal wieder!“

Der Morzenſchmied antwortete nicht, ſondern ſagte wie zu ſich ſelbſt: „Ich bin nur froh, daß ich froh bin.“ Dann wandte er ſich zu der Schmiedin: „Ich ſag' dir, es gibt nix Geſcheidter's auf der Welt, als wenn einer ſo eine geſcheidte Frau hat wie ich. So gut iſt heut nicht ein Jeder dran. Ja, ja. Das wird eine ſchöne Geſchicht'! Ich hab's mir gedacht, was mit der Wachtſtuben noch müßt' herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran ſchuld ſind! Ja, du weißt's wohl noch gar nicht? Die Heiterethei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht' nicht unter denen ſein, die ihr ſo lang' haben angſt gemacht, bis ſie deſperat iſt geworden.“

„„Die Heiterethei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es iſt gar ſo gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräle ſelber hat mir's geſagt.““

„Ja,“ ſagte der Schmied, „daß er noch lebt, das iſt nicht denen ihre Schuld; das Gericht ſieht darauf, wie's hätt' können werden. So ſteht's im Geſetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er ſollt' ertrinken, und dazu haben ſie die verrückten Wachtſtubenweiber gebracht. Sie haben ihr weis gemacht, der Fritz hätt' ein Beil bei mir beſtellt, und was noch ſonſt für dummes Zeug.“

„„Ja, haſt du's denn nicht ſelber geſagt?““ fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angſt. „„Und nu ſollen's die armen Weiber, du greulicher Mann?““

Der Schmied ſchien die Rede ſeiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. „Ja, wir beiden können lachen,“ fuhr er fort. „Ich hab' freilich auch ſo was gedacht, aber Denken iſt ein andrer Mann wie Sagen. Und der Morzenſchmied iſt kein Eſel ſeines Namens, daß er ſo ſchrecklich gefährliche Ding' auf dem Markt ausſchreit. Ich hab's Niemand geſagt, als dir, Lene; und hab' dir das Weiterſagen obendrein verboten. Sag' nix; ich weiß ja, das war unnöthig. Du biſt das vernünftigſt' Weib in der Stadt und verbrennſt dir von ſelber nicht die Finger. Weil ich ſo hab' geſeh'n, wie die andern Manner in Angſt ſind geweſt, da hab' ich erſt gemerkt, was ich an dir

hab'. Und da hab' ich dir ein ganz Päckle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitbracht, weil du die ſo gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten ſie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab' geſagt, du ſollſt's heimlich halten. Und da iſt auch Zeug zu einem Schöpple für dich. Du hätt'ſt längſt gern ſo eins gehabt. Siehſtu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zu Lieb' thun. Mach' doch und ißt, Lenele. Sie ſind wohl nicht ſüß genung? Sind von den beſten, wo er hat. Denn ſiehſtu, wenn auch die Heiterethei nicht deſparat wär' geworden, ſo haben die verrückten Wachtſtubenweiber doch geſagt, der Fritz will ſie umbringen. Ja, das will das Gericht nun bewieſen haben; wer weiß, müſſen die Weiber einen leiblichen Eid ſchwören vor einem Tiſch, der ganz ſchwarz aus iſt geſchlagen, und da liegt ein Todtenkopf drauf und die Geiſtlichkeit ſteht dabei und der Meiſter Schramm, ihr Hintertiertel, und unten auf der Gaſſ' ſingt der Cantor mit ſeinen Jungen. Der verwünſcht' Schlucker! Iß doch, Lenele. Ich mein', es iſt ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab' geben. Komm her, Lenele; thu nicht ſo ſchämerig; eine Frau braucht nicht ſo zu thun. Und wie dir das Schöpple wird ſteh'n! Ja, es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu laſſen bau'n, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Alſo Thee haſtu für die Nacht. Ich bin ſchrecklich müd'. Was ſchlägſt du denn die Händ' da unter'm Tiſch zuſammen? Ich meint', du wär'ſt ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtſtubenweiber? Warum ſind die ſo dumm!"

Damit duchſte der Schmied in ſeine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tiſch die Hände. Sie ſtand ſchon halb vor dem ſchwarzbeſchlagenen Tiſche, halb ſtak ſie im Trillerhauſe.

„Haſt auch Oel für morgen früh?" fragte der Schmied ſchon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie ſetzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem ſie die Haltebänder geknüpft, was nicht ſo ſchnell ging, da Händezuſammenſchlagen und Schleifenbinden

Dinge ſind, die zu vereinigen man ein Taſchenſpieler ſein muß, nahm ſie ihr Gehäuſe um und verſchwand in der Finſterniß der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaſpar der Heiterethei länger nachſehen können, der Kreuzberg hätte ſich wieder um ein Stück aus ſeiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte ſie nur den einzigen Gedanken gejubelt: „Der Fritz lebt! Du haſt ihn nicht auf deinem Gewiſſen! Du wirſt nicht geſchloſſen über die Gaſſe geführt, daß die Leute ausweichend ſchweigen, wenn du vorbeikommſt, und nicht eher flüſtern, als bis du vorüber biſt! Nicht im engen Gefängniß lange Monden lang ſitzen, du ſollſt frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirſche in dem Walde!“ Der Glanz des Ganzen, der ſo plötzlich die Finſterniß vertrieben, hatte ſie für's Einzelne geblendet. Nun ihr Auge ſich an ihn gewöhnte, trat auch dieſes hervor.

„Der Fritz lebt, aber ſein Arm iſt gelähmt, und das haſt du gethan. Wie ſoll er ſchaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er iſt ſelber gefallen, hat er geſagt.“ Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerſpitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. „Er ſchont dich: und du haſt ihm das gethan,“ meinte der Schmerz; das Süße daran iſt der Gedanke: „er ſchont dich.“ Denn heißt das nicht: „er iſt dir nicht feindſelig; er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böſes zu thun, vielleicht gar —?“ Aber dieſes voreilige Vielleicht mit ſeinem blauen Himmel ſchwindet. „Denn, freilich,“ ſagt ſie, „ſollt' es heißen, ein Mädle hat den ſtarken Fritz überwunden? Dazu iſt er zu ſtolz auf ſeine Stärk'. Und ich hätt's an ſeiner Stelle auch nicht können geſteh'n.“ — Warum aber iſt ſie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaſpar ſchüttelte den Kopf, ſäh' er ſie ſo vor ſich hingebückt gehen, als läſe ſie ihre Gedanken von der Erde auf.

So iſt's. Aber iſt es nicht noch unendlich gut, daß es nur ſo iſt? und nicht ſo unendlich ſchlimm, als es ſein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als ſie emporſehend ihr Häuschen erblickte und den alten Hollunderbuſch, wie er ſchon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

„Sind die dummen großen Weiber ſchon wieder da beiſammen? Nun iſt's doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug. Wie viel haben die nicht gered't, was ſie müßten verſäumen meinetwegen! Da ſollt' man meinen, ſie ſind nun beim Nachholen daheim. Ja, proſ't! um's Plaudern iſt's den Weibern zu thun geweſt, und das Häusle ſteht ſo juſt am End', da kann man hineinwiſchen, und es ſieht's kein Menſch, der es könnt' bereden. Nu, ich will mir's noch ein Tager etliche laſſen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen kehr' ich aus. Und ſo iſt's und nu iſt's fertig!"

Man kann ſich denken, mit welcher Freude die Heiterethei von den „Wachtſtubenweibern" empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiterethei gerettet, indem er den boshaften Auflaurer in die eigene Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiterethei in den Bach werfen wollen, in den er ſelber nun geſtürzt. Aber es fragte ſich ſehr, ob der Himmel ohne die Wünſche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein ſolch Exempel ſtatuirt hätte? Und dieſe konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den ſie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit; nur die kleine verſchämte Baderin, die kurz vor der Heiterethei in das Stübchen getreten, ſchien von anderen Gefühlen beſeelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängſtlichen Demuth vor den großen Weibern wagte ſie kein Wort und ſchien nur mit ſtummen Blicken und gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Geſtraften zu flehen.

Die Weberin ſpann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höheren Fügung, welche die verfolgte Unſchuld geſchützt, ein Ehrenkleid.

„Ja," ſchloß ſie ihre Rede, „den Böſewicht hat ſo recht der Finger der Vorſehung vom Steg getippt."

„„Da mög' einer,"" machte die Tiſchlerin begeiſtert die Nutzanwendung, „„Bonapart heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? das iſt der Vorſehung egal.""

„Denn Jeder," fügte die Tüncherin hinzu, „treibt's nur ſo lang', als es geht, und hernachen geſchieht was, worüber ſich Menſchen und Vieh verwundern."

„„Und wenn die Zeit gekommen iſt,"" ſagte die Beutlerin, „„hernachen iſt ſie da.""

„Und hernachen," nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, „ſagt alle Welt: So iſt's einmal recht! So hat's einmal müſſen kommen."

Bewirkte es nun der ſtumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Beſtrafung des Sünders zu dem höchſten Punkte geſtiegen, wo ſie nothwendig in Mitleid umſchlagen mußte, die Tiſchlerin ſagte ſanfter: „Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? man iſt doch ein Menſch."

„„Und,"" meinte die Weberin, die auch in der Milde Keiner nachſtehen wollte, „„er hat doch eigentlich auch ſeine ſchlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann ſtrafen, aber die Menſchen ſollen mitleidig ſein.""

„Zumal," beſtätigte die Tüncherin, „wenn einer hernachen ſo bußfertig iſt wie der Holders-Fritz. Denn das muß man ſagen, obſchon er ein Böſewicht iſt, ſo iſt er doch eine recht chriſtliche Seel'. Wie ein Lamm iſt er, hat das Holders-Fräle geſagt. Und er hat auch gar kein Bißle Reu' über das, was er hat gethan, ſondern er erträgt's als ein frommer Chriſt, der da aus ſeinem Katechismus weiß, der Gottloſe muß viel leiden. Und glücklich iſt, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern iſt, hat der Apoſtel Paulus geſagt."

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indeß nicht

entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Muth nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehen.

„Die Frau Baderin muß doch eigentlich wissen, wie's mit dem Holders-Fritz steht?“

Die Baderin erschrak, daß sie reden sollte. Sie erröthete über und über und stotterte eine Entschuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wissen, was so große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die sie geben konnte, hätte sie in jedem anderen Munde für wichtig und mittheilenswerth gehalten; in ihrem eigenen aber schien sie ihr so unbedeutend, als sie sich selber vorkam.

„Es muß sehr gefährlich sein,“ spann die Weberin. „Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu sagen.“

„„Dummes Zeug!““ lachte die Heiterethei, um sich selber die Furcht zu vertreiben. „„Er ist auf den Arm gefallen; daran stirbt so Einer nicht, wie der Holders-Fritz.““

Die Tischlerin wollte Beiden Recht geben. „Nein, daran gewiß nicht,“ sagte sie, „wiewohl's ihm kein Mensch könnt' wehren, daran zu sterben, wenn er's absolut will. Denn warum? Der Mensch ist wie ein Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch sterben.“

„Ihrer ist geholt worden?“ fragte die Weberin.

„„Ja,““ entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verschämt an ihrem Mantel herum, daß es nur Ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte sie sich ein Herz und fuhr fort: „„Das Fräle ist zu Nacht gekommen mit ihrer Latern' und hat Meinen in die Werkstatt geholt. Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von sich. Aber es ist nix —““

„„Was soll's denn auch sein?““ zankte die Heiterethei mit ihrer Angst. „„ Bei so einem Jungen!““

„Ich mein',“ fuhr die Baderin fort, und wußte nicht, wo sie hinsehen sollte, „daß ich's sag'; ich weiß, daß ganz andere Weiber da sind, und es ist nicht, weil ich dächt', es wär' was, weil ich's hätt' gesagt, und ...“

„„Mit wem iſt nix?““ gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. „„Mit dem Holders-Fritz ſeiner Krankheit?““

Die Baderin hatte ſich's ja gedacht, daß ſie die großen Weiber beleidigen würde. Sie ſeufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehen in Angſt und Selbſtverſchmähung ihr völliges Ebenbild war: „Mit mir.“

„„Und der Holders-Fritz iſt wirklich von ſich geweſt?““

Die Baderin nickte und zuckte die Achſeln, daß ſie's nur war, die entgegnete: „Und ſo iſt's geblieben. Meiner hat ſich alle Müh' gegeben, aber ſo iſt's geblieben . . .“

Die Tüncherin brach aus: „Ja, er hat noch geſagt: Ich bin allen Menſchen gut geweſt, drum will ich nu in Gott begraben ſein.“

„„Es iſt nicht wahr,““ ſagte die Heiterethei zornig und wollte ſich mit Gewalt glauben machen, es könne nicht ſein, wenn ſie's nicht zugebe.

„Es iſt der Marasmus geweſt, hat Meiner geſagt,“ fuhr die Baderin fort. „Und ſo iſt's geblieben . . .“

Die Tüncherin konnte ſich nicht mehr halten. Wie in ſchmerzlichem Triumph über die ungläubige Heiterethei wiederholte ſie mit ſchrecklichem Nachdruck nickend: „Das hat der Holders-Fritz geſagt. Ich will am Schmarasmus ſterben, hat er geſagt, und hernachen hat er auch noch geſagt: wie's mit der Leich' ſoll werden.“

Darüber gerieth die Beutlerin außer ſich.

„Da ſoll's wohl eine große Leich' geben?“ fragte ſie haſtig. „„Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Tambich; das wär' doch dumm, wenn's gerad' die Wochen wär'! Ich mach' mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn ſo die Kurrendſchüler ſingen und der alt' Meiſter Schramm, der Leichenbeſorger, wackelt ſo barmherzig mit dem Kopf, und der Vicares ſieht oben 'nauf, wo alles Gute kommt, vom Vater des Lichts. Und der Meiſter Schramm nimmt ſeine Pfeifen aus dem Mund und legt ſie auf den Teller, und hernachen geht's fort, ſo ſchwarz und weiß; da muß es

einen Hund erbarmen, und ſo einer iſt doch gleichſam nur ein Vieh, geſchweig' einen Chri—hi—ſtenmenſchen."

Aber nicht die Beutlerin allein ſchluchzte; die Frauen ſchluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieſes Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beiſpiel zu widerſtehen. Wie gewaltig dies ſei, wußten die Frauen recht gut. Denn ſo oft ihnen die Rührung ausgehen wollte, ſahen ſie einander an und erquickten ſich durch das Bewußtſein der Geſellſchaftlichkeit zu neuem, ſtärkerem Schluchzen.

Die Heiterethei war wie ein Marmorbild; ihr ſpannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöſte.

Die Weberin ließ den unſichtbaren Rocken, denn ſie hob die Arme wie tröſtend. „Sterben müſſen wir Alle."

„„Aber ſo jung!"" ſchluchzte die Tiſchlerin. „„Er kann noch keine Zweiunddreißig ſein. Er iſt grad' ſo alt, wie mein Traugöttle ſelig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch' nicht wieder gerett't. Und wenn's einen Wolkenbruch thut, muß der alt' Gerber ertrinken. Denn warum? Wenn ein Menſch todt iſt, muß man ſagen, was wahr iſt.""

Es entſtand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: „Bis Meiner ihm einen Topf kalt Waſſer hat über den Kopf goſſen. Hernachen iſt er aufgewacht."

Das war für die Frauen ſelber kalt Waſſer über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den Uebrigen die Augen trocknete, machte die Heiterethei erſt weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte ſie erſt ſeinen Tod und ihren Schmerz über dieſen und daß ſie ihn verſchuldet, als wär' er wirklich, da ſie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen ſah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

„Was?" ſagte ſie. „Da iſt er noch gar nicht einmal geſtorben? Da hab' ich für nix geflennt?"

„„Nun, und wenn er auch noch nicht geſtorben iſt,““ ſchluchzte die Tiſchlerin, die ſich nicht ſo leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte, „„denn warum? Den Leuten ihre Schuld iſt's nicht.““

„Ach,“ ſagte die Baderin leiſe, „ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zu Leid wollen thun. Er iſt auch ſchon lang' gar nicht mehr wild geweſt. Das Holders-Fräle hat geſagt: So ordentlich und ſo die Gutthat ſelber iſt gar Keiner mehr wie mein Tichterle.“

Das gab ein neues Erſtaunen. Aber wie man einmal über dieſes hinaus war, wunderte man ſich, daß man hatte erſtaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böſe Abſicht des Holders-Fritz geglaubt. Und nachdem die Frauen einmal ſo weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und ſie beſannen ſich, Jede hatte dieſen Unglauben auch ausgeſprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfſinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überſpannter Menſch auf eine ſolche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

„Aber ſo ſind die Leut',“ ſagte die Tiſchlerin. „Denn warum? Wenn's nur nix Gut's iſt vom lieben Nebenmenſchen; je ſchlimmer es iſt, je lieber glauben's die Leut'.“

„„Freilich! freilich!““ ſpann die Weberin mit beiden Händen. „„Weil er ein Beil beſtellt hat? Ich hab' gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es iſt zu verrückt. Da dürft' zuletzt kein Menſch mehr ein Beil beſtellen. Und er hat's ja ſelber geſagt, er iſt über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr ſoll hauen, womit ſoll er denn binden?““

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unſchuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

„Lieber Gott!“ rief ſie; ‚über die Leut'! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt', wo's alle Leut' hätten geſeh'n? Was wär' da erſt draus gemacht worden, wenn er's nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut' reden!“

„„Es iſt ſchrecklich,““ ſagte die Tiſchlerin noch zorniger. „„Wenn ich's nicht immer geſagt hätt', wenn's hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? hab' ich geſagt. Es darf gar Keiner mehr ordentlich werden auf der ſchlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wenn ſoll er denn Weiden hauen geh'n als wie bei Nacht? Da hat's geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut' eben ſo gut könnt ſagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? weil ſie immer da hat geärbet, wo Weiden ſteh'n.““

„Ja,“ ſagte die Baderin ängſtlich verlegen. „Aufgepaßt hat er dem Annedorle ſchon. Aber nur, weil er ſie hat wollen freien und hat's nur vor den Leuten nicht wollen thun.“

Das wäre ſchon wieder Stoff zum Erſtaunen geweſen. Aber das Unerwartete war dieſen Abend ſo oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und ſah die andern Frauen der Reihe nach an. „Was hab' ich gemeint, wenn ich's auch nicht hab' wollen ſagen?“

„„Ja,““ entgegnete die Tiſchlerin beiſtimmend. „„Denn warum? Man wär' ausgelacht worden. Aber darauf wird ſich Jede noch können beſinnen, was ich für ein Geſicht gemacht hab', wie zum erſten Mal iſt die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eicheldaus beim Annedorle gelegen.““

„Ja,“ fuhr die Tüncherin fort, „und wie die Tiſchlerin das Geſicht hat gemacht, da hab' ich die Tiſchlerin angeſeh'n und hab' geſagt: Das iſt eine Hochtzig!“

„„Und hernach hab' ich genickt und zwei Lacher gethan,““ ſagte die Beutlerin. „„Na, die Frau Weberin und die Andern werden ſich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab' gethan. So: Hahaha! Hahaha!““

Und wenn's ſonſt Niemand ihnen glaubte, ſie hatten ſich ſo hineingeredet, daß Jede wenigſtens von ſich überzeugt war, ſo habe ſie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden sei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte steif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeschwächten Jugend bedurfte die Heiterethei, den plötzlichen Wechsel der stärksten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! auch ihr ging's wie den Frauen. Ihr war, als hätte sie, selbst in der Aufregung, die sie zu der wilden That getrieben, im Innersten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um so entschuldigungsloser und schwärzer stand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun schoben die Frauen, indem sie ihr früheres Warnen und Aufregen verläugneten, die ganze Schuld ihr in's Gewissen. Das allein zwar hätte sie nicht so sehr aufgebracht gegen Jene; diese Verläugnung erzeugte im Gegentheil das Gefühl der Verachtung in der stolzen Seele der Heiterethei. Sie vergaß aber, daß sie damals die Frauen nicht so gekannt als jetzt. Und so kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentschuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf sich selbst, daß sie von solchen Menschen sich dazu verleiten lassen. Dazu verleiten! und durch solche Menschen! Die Heiterethei, die auf ihre Klugheit und Selbstständigkeit so stolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr selbst auf die Frauen hinzulenken. Und diese blieb nicht aus.

Dazu that sich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirths-Valtinessin im Sturmschritt. Hinter ihr her die Schlosserin drüben von den Weiden und die Russen-Sattlerin. Das geschah mit so eigenen Geberden und mit so beredtem Schweigen, daß die bereits Anwesenden vor Neugier und Verwunderung verstummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Versicherungen, die sonst zum Ceremoniel der „Wachtstube" gehörten, sich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wie viel die Valtinessin daheim zu

thun hätte, daß ſie eigentlich kaum aus dem Hauſe gucken ſollte und doch käme, weil es einmal „ſo“ ſei. Es hatte etwas Beängſtigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu ſein ſchienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eigenes Verhängniß nicht geſchehen laſſen wollen. Sie führten die angebotenen Taſſen mit zitternder Hand zum Munde, und ſtellten ſie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tiſch. Und mit Geſichtern! mit Geſichtern! Wunderbar war es anzuſehen, wie in der Spannung von Angſt und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Geberden der eben Angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtineſſin: „Ei, du Gerechter!“

Die Schloſſerin von drüben ſeufzte: „Nein, ſo was!“

Die Ruſſen-Sattlerin ſtöhnte: „Sollt' man's denn meinen!“

Dann war wieder Alles ſtill. Und wieder begann das Achſelzucken, wieder wurde der Kopf ſeitwärts geworfen, wurden die Hände zuſammengeſchlagen.

So eigen, man möchte ſagen: melancholiſch reſignirt und doch zugleich mit einer ſchmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Valtineſſin noch nie über ihrem rechten Ohr geſchwebt.

„Man ſoll nicht denken,“ ſagte die Valtineſſin endlich, als ſie ſaß, aber mehr zu der Stubendecke, als ſonſt zu Jemand, „man ſoll nicht denken, man hat Alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag Sechszig iſt geweſt. Der Holders-Fritz iſt in's Waſſer gefallen? O es fallen mehr Leute ins Waſſer! Er hat Weiden wollen hau'n? Ja, proſ't die Mahlzeit.“

Sie ſchlug erſt mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr ſie in Tönen fort, wie ſie der Gringel im Einfallen hören laſſen würde: „Obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': Da liegt eine Criminal-Juſtiz! In's Waſſer gerennt iſt er worden, der Holders-Fritz!“

Tauſend Ausrufe des Schreckens und Erſtaunens, eben ſo viel Fragen waren im Entſtehen. Sie alle erſtickte die Valtineſſin erbarmungslos in der Geburt, indem ſie fortfuhr:

„Einem Stuhl und einem Tiſch ſieht man an, wozu ſie gemacht ſind, einem Menſchen aber nicht. Oftmalen ſieht einer aus wie Marzipan und iſt aus eitel Galgenholz geſchnitzt. Und da findet ſich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottſeibeiuns ſelbſt iſt geweſt, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn Einer wild heißt, muß er auch wild ſein, und wenn eine fröhlichen Herzens iſt, ſo iſt kein Falſch an ihr. Ja, proſ't die Mahlzeit! Und wenn Eine hinter dem Schiebkarren hertanzt wie weiland der König David ſeliger vor der Bundeslad' — aber der Menſch red't ſich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag Sechszig iſt geweſt."

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles ſah erſtaunt auf die Heiterethei.

„Aber," fuhr die Valtineſſin fort, indem ſie ihre Haube auf das linke Ohr ſchwang, „aber es iſt nix ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh' iſt geweſt. Denn der Vorſehung iſt keine Creatur zu gering. Und kommt ſo was nicht vor die Gericht', ſo iſt's von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewiſſen hätt'. Aber darum ſoll Keine meinen, nun iſt ihr's geſchenkt. Denn dort über dem Häusle da —" ſie zeigte hinauf, wo man eben den Hollunder am Strohdach kratzen hörte — „dort oben, da iſt einer, und dem iſt's egal, ob einer König oder Kaiſer oder auch ein ledig Weibsbild iſt. Und der ſieht mit dem einen Aug' nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichsſteg. Und wenn ſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, und die Leut', die's trifft, mögen läugnen, wie ſie wollen, hier ſitz' ich und ſag': So iſt's!"

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch verſicherten Alle, ſie könnten's nicht glauben, ſie könnten's wirklich nicht, daß ſo Eine, die man für die Beſt', für die Gutthat ſelber gehalten, ſo was ganz Schrecklich's ſollte gethan haben.

Die Valtineſſin ſchlug auf ihre Kniee und wiederholte:

„Ja, mög's läugnen, die's gethan hat, wie ſie will; hier ſitz' ich und ſag': So iſt's!"

Die Heiterethei aber ſprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfere Valtineſſin ruhig ſitzen blieb.

„Läugnen?" ſagte ſie zornig. „Und vor wem? Vor euch? Was ſeid ihr denn, wennſchon ich ein arm Mädel bin, und ihr ſeid reich und denkt, ihr ſeid Wunder was? Und gut; wenn's ſo einen giebt über dem Häusle da, wie die Valtineſſin ſagt, ſo weiß er auch, wer Schuld daran iſt, und wenn ihr euch noch hundert Mal mehr wundert. Was ich gethan hab', das hab' ich gethan! Und wär's was Schlimmer's, ſo bin ich nicht, daß ich nun thät', als wüßt' ich nix davon, wie's Andere machen, die einen reizen dazu, daß man's thut, und hernach verklagen ſie einen noch."

„„Die einen reizen?"" rief die Valtineſſin voll Erſtaunen, als die Andern verlegen ſchwiegen. „„Hier ſitz' ich und frag': Wer hat einen gereizt?""

Da erhob ſich eine Stimme, in deren Ton ſich Angſt und Zorn wunderbar in einander verbiſſen hatten. Alle ſahen nach der Thür; in dieſer erſchien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz ſchimmerte in bläulichem Glanz, und hinter ihm rauſchte Unglück verkündend das lange Haubenband als Schweif.

„Und da meint die dort," ſchrie ſie, „daß man vor Gericht das glauben wird? und denkt, ſie will ſich weiß brennen, wenn ſie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, ſag' ich, muß einen leiblichen Eid leiſten, und nicht arme unſchuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich ſag' nur, mich ſollen ſie nicht trillern, eher lauf' ich in den Zehntbach. Ich hab' nix weiter gethan, als was Alle haben gethan, wo hier ſind. Und wenn ſie's dahin bringt, und die Weiber da laſſen ſich's alle gefallen . . ."

„„Wenn man wüßt', was ſie eigentlich will, die Schmiedin!"" unterbrach ſie die Valtineſſin. „„Ich für mein Theil, was

das auch mög' ſein, hier ſitz' ich und ſag': Ich laſſ' mir's nicht gefallen!""

„Und da wundert ihr euch auch noch!" entgegnete die Schmiedin. „Zum leiblichen Eid und in's Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber ſie ſoll nur vor Gericht ſagen, ich hätt' ſie angeſtift't!"

„„Angeſtift't?"" ſchrieen Alle zuſammen.

„Vor Gericht?" fragte erblaſſend die Tiſchlerin.

„„Zum leiblichen Schwur?"" rief entſetzt die Tüncherin.

Die Beutlerin ſchlug ſchreiend die Hände zuſammen: „In's Trillerhaus?"

„Und deſſentwegen," ſagte die Valtineſſin vorwurfsvoll, langſam die Haube ſchwingend, „ſind wir ſo geweſt? und haben uns aufgeopfert? blutig aufgeopfert? ſind alle Tag' hergekommen und ſind nicht ſo geweſt und haben das Unſrig' verſäumt?"

„„Ich hab' euch nicht verlangt,"" entgegnete die Heiterethei.

„Ja," ſagte die Valtineſſin und ſchlug den Tact dazu auf den Knieen, „freiwillig ſind wir gekommen, unverlangt ſind wir gekommen, nicht um gute Wort' und auch nicht um Lohn. Das iſt unſer Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab' gewußt, je größer der Dienſt, je größer der Undank: ich bin nicht umſonſt am Gründonnerstag Sechszig geweſt; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Thür, und wer fort geht, der braucht deshalb nicht wieder zu kommen."

Die Valtineſſin erhob ſich, warf die Haube auf das rechte Ohr und ſchritt der Thür zu. Viele ſchloſſen ſich ihr an. Aber an der Thür wandten ſich alle unwillkürlich zurück, die Valtineſſin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiterethei werde ſie nicht gehen laſſen. Unverkennbar ſah aus allen Geſichtern die Wehmuth, den Ort für immer verlaſſen zu ſollen, wo man ſo bequem ſich täglich geſehen, zuſammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Valtineſſin verſteckte dieſe Anwandelung unter feier-

lichem Ernſt und ſagte: „Die Schmiedin iſt zu ängſtlich. Das Annedorle wird ſich hüten, ſoche unkluge Ding' zu machen. Und wenn ſie's demohnerachtet thut, hier ſteh' ich und ſag': Meine Händ' waſch' ich in Unſchuld. Hier hab' ich geſtanden, und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich geſagt hab': Annedorle, der Fritz paßt Ihr auf, aber das braucht Sie ſich nicht zu Herzen zu nehmen."

„Ja und wahrhaftig," beſtätigte die Schloſſerin von drüben, „ſo hat die Valtineſſin geſagt, und wie ich dazu hab' geſagt: Wenn's die Valtineſſin ſpricht, kann Sie's glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenſter aufgeriſſen. Das iſt mir, als wär's geſtern erſt geweſt."

„Hernachen," betheuerte die Ruſſen-Sattlerin, „hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab' ich gemeint, es iſt, als ſagt' der Kaffee Ja."

„Hundertmal klecken nicht," rief die Tiſchlerin, „daß ich geſagt hab': Sei ſie geſcheidt, Annedorle; das iſt ja lächerlich da mit Ihrer Furcht."

Der Heiterethei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob ſie zornig werden oder lachen ſollte. Aber das Wort Furcht überhob ſie der Wahl. Der Tiſchlerin Rede traf ſie da, wo ſie am kitzligſten war.

„Furcht?" lachte ſie zornig. „Furcht? Ihr red't von Furcht? Ich fürcht' mich vor Niemand. Ich hab' mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht't und fürcht' mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt' vor den Gerichten ſagen, ihr ſeid ſchuld, daß ich's hab' gethan. Und nun wollt ihr Alles auf mich allein ſchieben, und das iſt erbärmlich. Nicht, weil mich's betrifft, aber daß die Leut' ſo ſind, das könnt' einem weh thun, wenn man nicht müßt' lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten ſo ſpräch', wie ihr meint, da würden die ſagen: Es iſt nicht das Geſcheidt'ſt, was ſie hat gemacht, aber wenn ſie denen gefolgt' wär', hernachen wär's erſt recht dumm. Ja, wenn ich ſagen thät': Ich hab' den

Wachtſtubenweibern gefolgt, da wär's für mich nicht beſſer, und ich würd' noch ausgelacht dazu."

Die Valtineſſin beſchwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, welche die Annemarie nicht „ausſagen" konnte.

„Wenn die Sach'," begann ſie dann, „nur der Müh' werth wär', daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich ſag': Ein Wort iſt kein Donnerwetter, und guter Rath kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle ſchon wieder vernünftig ſein. Ich mein', wir ſetzen uns noch ein Bißle. So jung kommen wir nicht wieder zuſammen."

„„Ja,"" ſagte die Heiterethei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange ſpielten. „„Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr ſagt, morgen wird das Annedorle ſchon vernünftig ſein, aber das Annedorle iſt's ſchon heint. Ihr denkt, ich ſoll mich in meinem eig'nen Häusle ſchlecht laſſen machen und ſoll euch noch Töpf' und Holz geben zu euer'm Kaffee? So wär' ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit ſolchen Leuten will ich nicht zuſammen ſein, die heint ſo reden und morgen ſo. Und ſo iſt's und nu iſt's fertig.""

Die Frauen hatten ſich's ſchon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernſt der Heiterethei nicht eher, als bis dieſe mit entſchloſſenem Schritt dem Heerd ſich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie ſie von hinten umſchlang, um ſie aufzuhalten, was half's, daß Tüncherin, Tiſchlerin und Beutlerin heldenmüthig ihre Leiber dazwiſchen warfen, daß die Valtineſſin beſchwörend ihren Arm gegen ſie aufhob! Das ſtarke Mädchen ſchob ſie mit leichter Mühe beiſeite. Sie achtete der Wehmuth im Geſicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob ſie den Topf, und die braune Flut ſtrömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielſtimmiger Schrei, in welchem zugleich das Erſchrecken kreiſchte und der Schmerz ausſtöhnte und der Zorn

drohte, klang in das Praſſeln der erlöſchenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch rathlos an den ziſchenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Gräuel einer Waſſersnoth. Und nun erreichte auch dieſe das Verhängniß, und ſie verſchwanden ſpurlos unter den Wogen der Flut.

Und ſchwarz ſtand der Heerd, die Opferſtätte traulicher Geſelligkeit noch vor einer Stunde, ſchwarz, als hätte nie ein Kaffee-Flämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulcan.

Ueber ihm aber erhob ſich die Valtineſſin, die Oberprieſterin des geſtürzten Opferdienſtes, in ihrer ganzen häuserbreiten Majeſtät.

Man ſah, noch immer war ſie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr ſchwingen, aber ihr fiel ein, ſie müſſe dieſe bedeutungsvolle Handlung aufſchieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeſchiedenen Geiſter des erſtickten Kohlenfeuers aber waren auferſtanden zu einem neuen Leben und glühten racheforderndo aus den Augen der Beleidigten die Heiterethei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. „Ich will die Thür zumachen," ſagte ſie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Valtineſſin auf ihrem linken Ohr ſchwebend erhalten. Die Valtineſſin ſchlug mit beiden Händen auf die Schürze und ſprach: „Nun wohlan! Woher wir gekommen ſind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderm Herzen. Aus anderen Stuben ſind wir gekommen in das arme Stüble da. Aber wir ſind nicht für uns gekommen. Das chriſtliche Mitleid zu üben, ſind wir gekommen mit Warnung und mit gottſeligen Lehren. Aber wem die Ohren ſeines Herzens verſtockt ſind, der macht auch die Ohren ſeines Leibes zu. Obſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, hier ſteh' ich und ſag': Das Annedorle wird wohl ſehen, was ſie hat gemacht. Und ſie ſollt'

lieber ſeh'n, wie ſie ihre Sach' könnt' verdunkeln (verſtecken), als daß ſie den Leuten ſelber auf ihre Sprüng' hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehau'n hat er. Wo ſoll einer anders Weiden hau'n, denn wo welche ſteh'n? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehau'n, weil ſie immer um die Weiden herum iſt geweſt? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenn's hat geheißen, der Holders-Fritz lauert ihr auf."

Die Heiterethei lief nach der Thür und öffnete ſie ſo weit, als ſie ſich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen ſah, wie ſie ſo ſchlank und hoch an der Thür ſtand, mit einem Holzſcheit in der ausgeſtreckten Hand den Frauen zeigend, wohin ſie ſollten. Die Lippen geſchloſſen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezogenen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wiſſen ſchien, leidenſchaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein ſchöner Modell zu dem Engel finden können, der die erſten Sünder aus dem erſten Paradieſe treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängſtlicher Haſt die großlinige ruhige Geſtalt. Der Arm, vor der Spannung der eigenen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegeriſch Werkzeug; es war ein Arm, in deſſen Hand das unſchuldigſte Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu dieſem Bilde gebrach, ſo war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unſterblichen. Und die Heiterethei war ſterblicher als Andere, weil ſie mehr Leben beſaß.

Die Valtineſſin fuhr einige Schritte zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels, und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn ſie dieſelbe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte paſſiren können. Sie verſtopfte ſich und den andern auf einen Augenblick die Paſſage, ſo daß dieſe im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen

Augenblick. Denn ſie war trotz ihrer Häuſerbreite eine raſche Frau, wenn es ſein mußte. Erſt als ſie den Bereich des ſcheitbewaffneten Armes überſchritten hatte, fand ſie den Faden ihrer Rede wieder. „Nun begreift man wohl," fuhr ſie fort, indem ſie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte ſie ſich mit dem Häuschen meſſen, „nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig' iſt geweſt, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat ſie müſſen lachen, wenn wir unſchuldigen Lämmer haben gemeint, wir müſſen ſie warnen vor demjenigen, den ſie ſelber hat verfolgt."

„Ja," ſagte die Weberin, indem ſie eilig bei der Heiterethei vorbeiſchlüpfend das Freie gewann, „ja weil ſie ſelber die ganz' Geſchicht' hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät' lauern. Es weiß Jeder, daß ſie toll auf ihn iſt geweſt."

Die Tüncherin war unterdeß dem Beiſpiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch ſie war im Sichern, als ſie begann: „So was Schrecklich's iſt noch nicht dageweſt von einem ledigen Mädle."

„Ja," fuhr die Ruſſen-Sattlerin fort, noch athemlos vom Sprunge, „am Gründer-Markt einem ledigen Burſch zu ſagen, er ſoll ſie frei'n! und ſie könnt' einen Mann aus ihm machen!"

„„Und wie er nicht will,"" ergänzte die Schloſſerin von drüben noch im Vorbeiwiſchen, „rennt ſie ihm den Schiebkarr'n an die Bein'.""

„Denn warum?" ſagte die Tiſchlerin, als ſie wieder Boden fand. „Weil wir nicht haben mitgethan, wie ſie den armen Burſch hat wollen verhetzen."

„O," ſeufzte die befreite Baderin vor ſich hin, „er ſagt, er iſt ſelber gefallen, und zum Lohn rennt ſie ihn vom Steg."

Die Angſt der noch in der Stube Weilenden ſtieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiterethei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil ſie der Thür zunächſt ſtand, ihren Sprung faſſen wollte, hängte ſich die Nächſtfolgende an ſie an, und an dieſe wieder eine Andere. Das Gewicht der ganzen Kette mit

ſich fortzureißen, war die Schmiedin denn doch zu ſchwach. So kam's, daß ſie in der Thür zu fallen kam, und die Uebrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten ſie ſich aus einander; über einander rollend und krabbelnd kamen ſie um ſo langſamer aus dem Bereiche der Heiterethei, als ſie das überſchnell in's Werk zu ſetzen ſich bemühten.

Die Heiterethei mußte im bitterſten Zorne lachen. Als die Letzte aus der Thür war, warf ſie dieſelbe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen ſchmolz.

Die Weiber draußen, hörte ſie, gingen noch nicht.

„Drum ſoll ſie doch ja nicht meinen," ſagte die Tiſchlerin noch, „es möcht' eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt' vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es gibt Leut', denen auch das iſt zuzutrau'n."

„Aber nu ſoll die ganz' Stadt wiſſen, wie die Sach' eigentlich iſt geweſt," ſagte die Weberin.

Eine ſchrie dazwiſchen auf: „Man holt ſich da nix als Unrath und Geſchmeiß."

Der alte Hollunderbuſch wirthſchaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

„Und wenn ſie's dahin nicht laſſen kommen," ſcholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, „die Gericht' werden ihr's ſchon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus."

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: „Ja, hier ſteh' ich und ſag', ſo ein Hocktzig, wie ſie hat wollen zu nichte machen, ſoll noch nicht in Luckenbach ſein geweſt."

„Und nu wird ſich's zeigen." rief noch entfernter die Beutlerin, „ob das ihrer Schweſter Kind iſt oder ihr's."

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: „Und obſchon mein Vater ſelig . . ."

Und nun war nichts mehr zu vernehmen, als das Rütteln des Hollunderbaumes am Häuschen und das Sauſen der Weiden im Winde.

„Ich wollt', wer weiß, was, drum geben," ſagte die alte Annemarie, indem ſie ihr Lämpchen anzündete, „wenn ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt ſind, habt ihr auf euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich euch wollt' abhalten, ſeid ihr nur immer noch wilder geworden."

„„Weil ich Recht hab' gehabt!""

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Davon wär' noch zu reden," ſagte ſie, „und wenn man auch nicht am Gründonnerstag Sechszig iſt geweſt."

Die Heiterethei ſah ſich nach der Alten um, ob dieſe die Redensart der Valtineſſin anwende, um ſie zu verſpotten. Da dieſe aber völlig ernſthaft, ja, mit Andacht weiter ſprach, öffnete die Heiterethei das Fenſter, um nichts weiter zu hören.

„Ja, wenn's eures Gleichen wär' geweſt," ſpann die Alte an dem unſichtbaren Rocken der Weberin. „Die armen Leut' haben nur gegen arme Leut' Recht. Die großen Leut' ſind wie das Wetter, das muß man nehmen, wie's kommt, und wenn's gut iſt, ſo iſt man froh und bild't ſich doch nicht ein, es hätt' gut Wetter müſſen ſein. Denn warum? wenn's ſchlecht iſt, muß man immer denken, es könnt' noch ſchlechter ſein, und man müßt' ſich's auch laſſen gefallen."

Die Heiterethei wandte ſich heftig vom Fenſter nach ihr um. „„Und da meint ihr, die armen Leut' müſſen denen ihre Wetterhähn' ſein und müſſen ſich dreh'n, wie die blaſen! Ja, ihr ſeid ſo eine, die Krumm läßt G'rad ſein, wenn nur die Valtineſſin einen gnädigen Nicker macht, wenn ihr an ihr vorbeigeht und euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben ſind ſie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht' mich vor der ganzen Stadt nicht, geſchweig' vor euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild.""

„Ich wollt'," ſagte die Annemarie, „ich wollt' lieber, ihr wär't vier Jahr' lang in keine Kirchen gekommen."

Sie ſetzte die Lampe, die ſie eben aufgenommen, wieder auf den Tiſch.

Aber die Heiterethei ſagte ungeduldig: „Der Diktes hat getüt't; macht, daß ihr 'nauf kommt in euer Stüble.“

Die Alte nahm die Lampe wieder und ſagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eigenen Ton: „Ich wollt' — ich wollt' — aber ihr — nicht einmal den Neiger habt ihr mir zu Lieb gethan — ihr ſeid — na, ich mach' ja ſchon. Ich wollt' — nu gute Nacht, Annedorle — ſchlaft wohl.“

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiterethei öffnete die Stubenthür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie ſo ganz andern Gefühlen ſie dies noch vor wenigen Tagen, ja, daß ſie es da ſo ſpät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

„Und wenn ſie mich ſetzen,“ ſagte ſie, indem ſie hinaus ging, „an dem Fritz hab' ich's zehn Mal verdient, und es iſt doch tauſend Mal beſſer, als der Fritz wär' todt und wüßt' auch keine Menſchenſeel', daß ich's hätt' gethan.“

Zwiſchen den Weiden am Bach kauerte ſie nieder, ſchöpfte mit der hohlen Hand von ſeinem Waſſer und warf es ſich in das brennende Geſicht.

Darüber vertiefte ſie ſich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möge. Je freudiger ſie ſich ihrer Kraft und Selbſtſtändigkeit der Welt gegenüber bewußt war, deſto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen; ſie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte ſich aus, wie er vergeblich ſich mühte, Schnitzmeſſer und Beil zu handhaben, und ſo lebendig, daß ſie unwillkürlich die Hand ausſtreckte, wenn ſie bald dieſe, bald jene Hülfeleiſtung nöthig ſah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon ſollt' er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr ſchwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im Großen und Ganzen, Reichthum ſei eine ſchöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem ſie ſich in die Einzelheiten ſeines unglücklichen Zuſtandes hineindachte, nahmen dieſe die Geſtalt

an, unter der das Unglück ſich vorzuſtellen, ihr in ihrem eigenen engen Kreiſe am nächſten lag.

Den Schmerz ſeiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden, hätte ihr noch weniger gelingen können, da dieſe Gefühle ihr fremder waren als die innere Geſtalt des Lebens in einem reichen Hauſe.

So ſtand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, ſie hat ſich aus Haß an ihm vergriffen.

„Wenn ich's ihm nur wenigſtens könnt' ſagen: es iſt nicht gern' geſcheh'n, und ich macht's gern ungethan, wenn ich's könnt'! Wenn er freilich ſo klug wär' und mich doch noch freit'. Er ſollt's nicht ſpüren, daß ihm der Finger fehlt, und es ſollt' trotzdem noch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin ſelber daran ſchuld; warum hab' ich mich von den dummen großen Weibern laſſen verleiten! Vielleicht, wenn er's erführ', daß ich's nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab' gethan. Aber wer ſollt' ihm das ſagen? Und wenn ich mir ſo was ließ' merken, wie würden die Weiber erſt reden! Und ich weiß nicht einmal, was er ſelber meinen thät'. Er dächt' wohl gar, es wär' mir um ihn zu thun! Ich brauch' Keinen, ich kann's noch ſelbſt ermachen. Mir iſt's nur darum, daß er mich dauert, und ich bin ſchuld daran. Ich wollt', ich könnt's machen, und er wüßt' gar nichts davon."

Sie ſann vergeblich auf das Wie.

Ein Windſtoß arbeitete ſich eben aus der Erlenkrone über ihr los, welche ihn mit den krausbelaubten Aeſten kämpfend feſt hielt wie ein Spinngewebe eine lärmende Bremſe. Er erinnerte ſie weckend, daß ſie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlenſteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erſt gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlenſteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehen geſehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln faſt erſtickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte ſie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf ſie auf das Kind, das im ſanfteſten Schlummer lag. Dann nahm ſie die Haue vom Nagel und eilig mit ſchnellem Schritt ging's erſt an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Eben ſo flüchtig als geſtern um dieſe Stunde eilte ſie durch das Thal. Eben ſo hatte ſie den Unterrock über den Kopf herauf geſchlagen, daß Niemand ſie erkennen ſollte. Wie geſtern erſchrak ſie, wenn es hinter ihr rauſchte. Wie geſtern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeſchärften Ohr. Eben ſo laut pochte ihr Herz und doch von wie ganz anderen Empfindungen als geſtern.

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb ſie ſtehen und gab dem Blute Zeit, ſich zu beruhigen.

Wie ſah der Acker aus! Das ſtand noch ſchlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte ſeine Kartoffeln ganz vergeſſen haben. Sie ſchüttelte immer von Neuem wieder den Kopf. Wie nöthig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie auf's Gerathewohl hingeſäet ſtanden die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein anderer wie in einem Thale. „Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen ſo feſt zu gehabt, als müßt' er die Räuſch' verſchlafen, die der Meiſter und die Geſellen ſich trinken.“ Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrloſung ſeines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor ſeinem Sauſen das Geräuſch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiſeres Lüftchen ſtrich nur mit den äußerſten Flügelſpitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wieſe ſumpfig iſt, läuteten Unken. Und wie das Rauſchen des nahen Wehrs, das ſie übertönend verbergen ſollte, bald leiſer, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiterethei die Nacht hindurch den Takt zu der heimlichen Muſik des Thales. Dazwiſchen tönte hier und da

einmal der ferne Stundenſchlag vom Kirchthurme der Stadt, den die Rathhausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes' Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachſende Helle dem heimlichen Geſchäft der Heiterethei Feierabend.

Der Mond erhob ſich, in bleiche, regenkündende Dünſte gehüllt, wie im bloßen Hemde aus ſeinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkſtatt in ſeinen Stadel zu gehen, erwies ſich als ein ſehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle that zwar, ſo ſchnell ſie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um ſo leichter, als der Mond durchs Küchenfenſter herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz ſpannte ſich hülfreich ihren ſchwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengaſſe mit den grünen Fenſterladen konnte ſie ſchon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür ſehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuſchchen theilte, und ihn zu verſtändigen, wohin und was er dort ſollte, das hatte ſeine Schwierigkeit.

Indeß war dieſe zu überwinden geweſen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verſtändniß zu Tage kam. Die Alte ſchritt voran, ſorgfältig dem Meiſter Schnödler leuchtend; ſie ſchien zu meinen, ſein unſicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel ſei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: „Da iſt ein Loch! da iſt ein Stein, Meiſter Schnödler!“ ſo verſtehen zu müſſen, als meine ſie, er ſolle in das Loch fallen und ſich an den Stein ſtoßen; wenigſtens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewiſſenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir ſeine kleine verſchämte Frau in der Wachtſtube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meiſter Schnödler fanden den Fritz in bewußtloſem Zuſtande auf ſeinem Lager.

Die Alte war außer ſich, aber der Meiſter Schnödler ſagte, um ſie zu beruhigen, geringſchätzig lachend: „Da gibt's noch ganz and're Ding' auf der Welt, Frau Holderin. Das iſt noch lang' kein Schieferdecker, der den Hals gebrochen, 's iſt bloß, daß ſein Blut iſt herausgelaufen.“ Er nickte der Jammernden wie ſchelmiſch zu: „Den wollen wir ſchon kriegen, Frau Holderin!

In der Siegesgewißheit wäre er faſt über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurtheile von Seiten der Frau Holderin vorzubeugen, ſagte er: „'s iſt bloß aus Durſt, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!“

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte dieſem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens ſuchte.

Die Alte hing in Angſt an des Meiſter Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: „es iſt aus mit ihm.“ Dieſer nickte ihr wieder ſchelmiſch lachend zu und ſagte: „Ein verwünſchter Kerl! Nicht einmal ſein Puls ſchlägt mehr; aber wir wollen ihn ſchon kriegen.“

„„Aber, Meiſter Schnödler, wo greift Er denn hin?““

Der Meiſter wurde ſeinen Irrthum gewahr, er rutſchte ſuchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um ſeinen Zuſtand nicht eingeſtehen zu müſſen, erklärte er der Alten, ſo ein Kerl, wie der Fritz, ſei nicht wie Jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das ſei keine Kunſt, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer ſei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers ſtand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erſt hinein. „Es iſt eine Schande, daß ſo ein Kerl Waſſer ſäuft. Das iſt nur dazu

gut.“ Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, sie solle nun aufmerken.

Das that die Großmutter, und mit einer Spannung, als meine sie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken gesund werden.

Und wirklich gab dieser nun ein Zeichen des Lebens von sich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. „Was? Schüttelt's ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn schon kriegen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt' gebrochen, das wär' ein ganz ander Ding.“

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; sie machte den Bader darauf aufmerksam. „Ach, Meister Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix schad't!“

„„Schad't?““ entgegnete der Meister. „„Da schneiden wir ihn 'runter.““

Die Alte sah ihren Enkel schon verstümmelt und schluchzte laut.

Der Meister aber lachte, um sie zu beruhigen, wie ein Teufel und sagte: „Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleisch genug am Leib, und thät' man ihm alle zehn 'runterschneiden und die Füß' dazu. Das geht wie ein Donnerwetter: wo hab' ich nur mein Messer hingebracht? Sieht Sie: eins! zwei! drei! Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

Die Alte hielt dem Meister in ihrer Angst beide Hände fest. Sie schien ihm zuzutrauen, er schnitt dem Fritz einen Finger ab, um nur ihr zu zeigen, wie leicht das ginge und daß sie darüber nicht ängstlich zu sein brauche.

„Was?“ sagte der Meister. „Das ist die Hauptsach', daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es soll Ihr nicht Angst werden; dafür bin ich da. Was ist's denn um's Sterben? Und für so einen Kerl? Der stirbt nur so; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch', das wär' noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

„„Ach, du lieber Gott, er stirbt!““ brach die Alte aus.

„Was denn?“ fragte der Meiſter. „Der? dem fällt's noch nicht ein.“

„„Aber Er hat's ja ſelber geſagt, der Meiſter Schnödler.““

„Ja, zum Exempel,“ entgegnete der Meiſter, „wie ich Sie beruhigen thät', wenn's der Fall wär', er ſtürb'. Aber das iſt ja Kinderei mit dem. Höchſtens ein tüchtig's Nervenfieberle und einen ſteifen Finger, weiter iſt's mit dem nix. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin.“

Dabei ſtreifte er ſich die Aermel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menſchlichen Händen zum Vorſchein. Er ſchüttelte ſie erſt, um ſich zu verſichern, er habe Alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könne. Dann kramte er ſein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

„Der Finger wird ſteif, weiter iſt's nix,“ lachte er dann der Alten zu, als meint' er ihr Wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. „Aber ſoll denn gar nix weiter da ſein, als Waſſer? Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken.“

„„Mein Tichterle,““ ſagte die Alte, „„trinkt nix ander's mehr als Waſſer.““

„Na und da ſind die Folgen davon! Hätt' er ruhig im Gringel geſeſſen und Eins getrunken, da wär' er nicht in den Bach gefallen.“

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meiſter Schnödler auch durch die ſorgloſe Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, ſie habe keine Urſache, ängſtlich zu ſein.

„Wenn ich einmal ſo Einen unter mein Meſſer hätt' gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab' ſtudirt! Was das für ein Bruſtkaſten iſt, und wie der heraufgezogen iſt! Ja, da iſt's keine Kunſt, wenn Einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da iſt die Heiterethei, das iſt auch ſo Eine!“

Der Name Heiterethei wirkte ſtärker auf den Kranken, als vorhin der Ueberguß mit kaltem Waſſer. Er erhob ſich halb und ſagte mit matter Stimme: „Was geht die mich an? Der

Gringelwirths-Ev' hab' ich aufgepaßt. 'Meint' ich doch, ich wär' in meiner Werkſtatt," ſetzte er, ſich beſinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, Ihren Fritz wieder bei Beſinnung zu ſehen! Sie liebkoſete ihm wie einem kleinen Kinde.

„Ihr ſeid's, Fräle? Habt Ihr das richtig gemacht, Ihr wißt ſchon was?"

„„Aber, Fritzle,"" entgegnete die Alte, „„du haſt mir's die Nacht erſt geſagt. Was denkſt du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten geh'n, wenn ſie ſchlafen?""

„So thut's morgen," ſagte der Fritz, „redet mit der Valtineſſin."

Er ſank wieder auf's Lager zurück.

„Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh," verſicherte die Alte. Dann ſah ſie den Meiſter Schnödler wiederum ängſtlich fragend an. Das Umſinken des Kranken beunruhigte ſie von Neuem.

Der Meiſter aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von dieſem ihr antworten wolle.

„Das Stehen wird mir ſauer," ſagte er, als ſie an die Schnitzbank kamen. „Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken." Er ſetzte ſich und fuhr fort: „Ich hab' morgen im Gringel zu thun; ich könnt's beſorgen."

Die Alte erſchrak. „Ja, was denn?"

„„Das Richtigmachen mit der Valtineſſin-Ev'.""

Die Alte wollte ihn noch nicht verſtehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er ſei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von Einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erſt die ganze Geſchichte von dem Auflauern ihres Enkels und wie man erſt geglaubt, er wolle der Heiterethei etwas Böſes zufügen, dann, er ſei ihr zu Gefallen gegangen, bis er ſelbſt erklärt, es habe der Gringelwirths-Valtineſſin-Ev' gegolten.

Das Letzte kam ihr, wie ſie bei ſich ſelber meinte, curios vor. Freilich die ganze Geſchichte klang curios. Das Holders-

Fräle war gar nicht ſchwer im Begreifen. Nachdem ſie, was ſie noch nicht wußte, dem Bader geſchickt abgefragt, ſo daß ſie das ganze der Begebniſſe, ſo weit ſie bekannt waren, überſehen konnte, begriff ſie den Zuſammenhang. Das Beſte ſchien ihr, den Fritz ſich erſt wieder beruhigen zu laſſen; denn ſein heftiges Verlangen, die Sache mit der Valtineſſin-Ev' richtig gemacht zu ſehen, ging, das ſah ſie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiterethei verſchmäht zu ſein. Wenn ſie ihm den Willen that, mußte er es ſpäter bereuen. Konnte ſie ihn nur ſo lang' in dem Wahne laſſen, ſie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte ſich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und Alles fügte ſich ſo, wie ſie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünſchenswertheſten ſei.

Das konnte der Meiſter Schnödler mit ſeiner Vermittler-Zudringlichkeit vereiteln. Drum ſagte das kluge Fräle nach einigem Beſinnen: „Ja, Meiſter Schnödler, was denkt Er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht ſo recht bei ſich iſt; das muß der Meiſter Schnödler beſſer wiſſen, als ich. Aber bei ſo einer Frau, wie die Valtineſſin, iſt's nicht, als wollt' ich eine Mäd dingen: da könnt' ich Euch wohl ſchicken. Aber zu der, da muß ich ſelber. Und hernachen wird der Meiſter Schnödler auch gegen andere Leut' ſtill ſein von der Sach'. Mein Fritzle iſt gar ein Wunderlicher. Weil die Leut' meinen er hat der Heiterethei aufgepaſſt, ſo will er den Leuten zum Trotz die Valtineſſin-Ev'. Sagen aber die Leut', es iſt ihm um die Valtineſſin-Ev', hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiterethei. Und wenn Er meint, daß die Valtineſſin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, ſo wird die Valtineſſin dem Meiſter Schnödler keinen Dank ſagen, wenn er die Sach' verderbt hat. Wenn mein Fritzle Euch vielleicht fragt, ſo ſagt nur: ich bin dort geweſen, und die Sach' wär' ſo gut wie fertig. Aber was meint Er denn zu meinem Fritzle? das iſt's eigentlich geweſt, was ich Ihn hab' fragen wollen."

„„Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtig's,"" entgegnete der Meiſter. „„Wenn eine Krankheit in ſo einen Kerl kommt,

da iſt's nicht, wie wenn ſie in einen Schneider geräth. Hernachen iſt's eine Luſt, wie ſie drin herum hantiert. Nur nicht ängſtlich, Frau Holderin. Morgen komm' ich wieder, und den wollen wir ſchon kriegen!""

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie ſah ihm beſorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm ſein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte ſich mühſam und verſicherte: „Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!" —

Des Mondes Prophezeihung erfüllte ſich. Die Heiterethei war noch nicht eingeſchlafen, als es ſchon zu rieſeln begann. Wie ſie erwachte, hörte ſie die fallenden Tropfen im Strohdach rauſchen und auf den Blättern des Hollunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde ſchlug, wo ſie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam ihr für heut die beſtellte Arbeit abzuſagen.

„Morgen wird's ſchon ander's Wetter ſein," meinte die Heiterethei.

Das Mädchen ſagte im Weggehen: „Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr ſchickt."

Die Heiterethei ſah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann ſagte ſie: „Schad't nix. Iſt's nicht da, ſo iſt's wo anders. Arbeit giebt's genung."

Die Annemarie that dieſen Morgen ganz einſilbig, als ſie herabkam, die Heiterethei in der Wartung des Kindes abzulöſen.

Eben ließ die Valtineſſin die Stühle und Taſſen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen ſchleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu ſehen, that der guten Alten in der tiefſten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte ſie

einen wehmüthigen Abſchied nach. Die vornehmen Beſuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiterethei hatten dieſer in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, einen Glanz, von dem ein Theil verklärend auf ſie ſelber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Anſehen ſeiner heruntergekommenen Herrſchaft ſein eigenes ſcheiden ſieht. Sie hatte die Heiterethei lieb und meinte ſich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiterethei mit den großen Weibern noch eine beſondere Liebloſigkeit gegen ſie ſelber zu ſehen. Es hatte ſie ſchon bekümmert, daß die Heiterethei nicht einmal den einzigen Neiger ihr zu Liebe gethan. Und wenn ſie auch den großen Weibern nicht unbedingt Recht gab, ſo begriff ſie doch in ihrem Reſpect vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen ſie könnte Recht haben wollen. Daß die Heiterethei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majeſtätsverbrechen vor.

Da die Heiterethei zu Hauſe blieb, war ſie überflüſſig und tappte kopfſchüttelnd langſam wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte ſich mit einer Näherei an das vordere Fenſter geſetzt — das hintere behielt ſich der Hollunderbuſch ganz allein zum Hereinſehen vor — und bemerkte in Gedanken vertieft den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem andern ſo unähnlich geſehen, als ſeit die Heiterethei zum letzten Mal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder ſein ganz eigenes Geſicht. Es war, als wäre das Stübchen ſeit ſeiner Erbauung zum erſten Male leer, ſeine Wände rückten immer weiter aus einander. Der Hollunderbuſch ſah wie glatzköpfig aus; ſo ſehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tauſendlockigen Perücke herausblicken zu ſehen. Das Kind, das um die Heiterethei ſpielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden

waren. Um die Stelle, wo die Valtineſſin geſeſſen, bewegte es ſich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabſchnitte. Vermied doch die Heiterethei ſelber, im Vorbeigehen mit der ſeitwärts ſchwebenden Haube der Valtineſſin zuſammen zu ſtoßen.

Außerdem vergaß ſie Alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Geſpräche der früheren, die Angſt und das Mitleid der letzten Tage hatten ſie ſo ſehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß ſie es nicht mehr wußte, wenn ſie es that.

Eine eigene Wirkung hatte dieſes Denken an den Fritz. Das Bewußtſein ihrer Verſchuldung, ihr Sinnen, wie ſie das, was nicht mehr ungethan zu machen war, wenigſtens zum Theil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußeren Dinge des Lebens geſchlummert hatte. Das zeigte ſich bald auch in ihrem äußeren Anſehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daſeins in ihr lesbar geweſen. Es hätte ihn an jene topographiſchen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit ſchwächeren Linien die beabſichtigten Umgeſtaltungen eingezeichnet ſind.

Und Zeit hatte ſie und ſollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwickelung dieſes neuen Daſeins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pauſe gemacht; noch vor der Sonne des nächſten Tages begann er wieder ſeine eintönige Muſik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Hollunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten gerieth der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich Grau in Grau auf die wachſenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerfloſſen; er nahm ſeinen ſchärfſten Stift und ſchien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, ſie unzerſtörbar einzugraben. Das Wachen ſelber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit ſelber wurde ſchwermüthig bei dem eintönigen Liede, das er ſich dabei ſang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechſel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr beſaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterſchieden ſich nur noch durch das Oben und Unten.

Erſt ſah man jede Stunde nach dem Wetterglaſe, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erſt ſehnte man ſich, wieder Grün und Blau zu ſehen, zuletzt hatte man vergeſſen, daß es noch andere Farben gab, als Grau; man ſah die Zeit kommen, wo Rechen und Hacke zu fabelhaften Alterthümern wurden, über deren einſtige Beſtimmung man ſich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte und das Heu-Einernten für ein ſchönes Märchen alter Tage galt. Die beſonnenſten Leute mußten confus werden, wie ſie ſich in der neuen Welt einrichten ſollten, wo das Waſſer an die Stelle der Luft zu treten ſchien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergeſſen können, daß man einen Magen beſaß! Von der Herzgrube aus eroberte ſich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erſte Glied der Kette von Schlüſſen, durch welche die Gegenwart von Neuem an die Vergangenheit feſtgemacht wurde.

Wenn nun ein ſolches Wetter zur Zeit der Heuernte ſelbſt den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinſtehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es geſtern verdient! Und doch war die Heiterethei auch bei ſolchem Wetter nie zu feiern gezwungen geweſen. Als Tag um Tag verging und Niemand ihrer begehrte, weder zum Waſchen, noch zum Scheuern, noch zu ſonſtiger Haus- und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzuſehen, was ſie, wie die Valtineſſin geſagt, angerichtet hatte. Aber ſie wollte es lieber den Umſtänden in die Schuhe ſchieben, als ſich ſelbſt. Freilich, wer ſoll jetzt waſchen, wo keine Ausſicht auf Trockenwerden? wer ſcheuern laſſen, wo jeder Eintretende den halben Luckenbacher

Flur an den Schuhen mit in die Stuben ſchleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin geſtand ſie ſich ſelber willig ein. Denn ſie ſah das Gegentheil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt bei ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin ſtand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meiſten Leuten ihres Standes. Wenn dieſe ſelber einmal einen Brief oder ſonſt etwas zu ſchreiben haben, däucht ſie das ſo ſchwer und peinlich, daß ſie für jeden Buchſtaben gern ein Scheit Holz ſägten oder hackten; an einem Anderen kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und ſie halten es für unnöthig, obgleich es ihnen nöthig genug vorkam, ſich darum Stunden lang zu quälen.

„Und an ſolcher Faulenzerei," fuhr die Heiterethei dann in Gedanken fort, „hab' ich ſelber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder ſchön Wetter werden!"

Sie weiß ja, daß ſie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie iſt ſo weſentlich und unentbehrlich zur Heuernte, als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! bis dahin iſt verzehrt, was ſie für ein mögliches Krankenlager bisher ſich abgedarbt hat; nicht für ſich — daß ſie krank werden könnte, iſt ein Gedanke, der Niemandem einfallen wird, am wenigſten der Heiterethei ſelbſt — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie iſt dafür auf einmal deſto geſuchter. Bald wird ſie zu der Valtineſſin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie ſpricht jeden Tag vornehmer, ſie fängt ſchon an, die Haube zu balanciren wie die Valtineſſin, aber natürlich im richtig bemeſſenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Haubenwerfen verhält ſich zu dem der Valtineſſin wie ein Schweineſchwänzchen zu einem Löwenſchweif. Und geht ſie breiter, denn ſonſt, ſo iſt ihre Grazie gegen die maſſive, ſteinerne der Valtineſſin nur eine aus Holz und Lehm, und ſie ſelber nur ein beſcheidenes bretternes Hintergebäude.

Nur ſelten kann ſie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten

hereinzuſehen, und dann läßt ſie gutmüthig, ſo viel in der Eile möglich iſt, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Geſtalt der Heiterethei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat ſie nicht den Muth, wenn auch die Luſt. Denn ſie kennt die Heiterethei. Und die giebt ſich auch nicht das Anſehen, als ob ſie etwas bedürfe. Ja, ſie treibt noch Poſſen mit der Annemarie. Sie ſpielt die Perſon der Valtineſſin und der Weberin gegen ſie, und weiß das mit ſolcher Geſchicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß die Annemarie zuweilen ihr ſüßſaures Lachen vergißt und, in unwillkürlicher Täuſchung befangen, ſich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiterethei wirklich jene große Frau ſelber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war, als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiterethei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen erſah die Heiterethei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

„Ich bin keine von euren großen Weibern," ſagte ſie, „daß ihr erſt vom Wetter müßt anfangen, wenn ihr mir was wollt ſagen. Da iſt nur Eins zu machen, entweder ihr red't oder ihr red't nicht. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab' angezünd't."

„„Vor meinetwegen brennt die Lampen gar nicht an, Bäs Dorle,"" entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm ſuchte zu ihrem Vorbringen.

„Nu, doch wegen dem Liesle da, damit ſich die nicht ſtößt."

„„Das Liesle ſitzt ja ſo ruhig, und das Oel, das wird ſchrecklich theuer bei der Witterung.""

„So will ich's noch laſſen geh'n, aber nu hätt' ich gedacht..."

„„Ja,"" ſagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß es ſein, und gab ſich ſelber einen Stoß, daß ſie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

„„Weil ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen,"" ſagte ſie, „„und es iſt groß genug dazu; ſonſt übrigens außerdem blieb' ich lieber bei euch wohnen, als wo anders.""

„Ihr wollt fort aus meinem Häusle?" fragte die Heiterethei.

„„Ja,““ ſagte die Annemarie, „„und der Hollunderbuſch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Bruſt nicht mehr ertragen.““

„Der hat abgeblüht,“ entgegnete die Heiterethei ruhig. „Und wenn er's einmal hat gethan, ſo thut er's das ganz' Jahr nicht zum zweiten Mal.“

„„Und der Bach““ fuhr verlegen die Annemarie fort.

„Ja, der Bach,“ half die Heiterethei der Alten, weil ſie ſah, dieſe wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. „Der Bach, der iſt halt ſchrecklich naß. Habt ihr heint ſchon an's Auszieh'n gedacht, wie ihr Mittag ſeid dageweſt?“

Die Alte bejahte und gerieth ſchon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiterethei ihre Antwort benutzen könnte.

„Ja, nu weiß ich,“ ſagte dieſe, „warum das Oel ſo theuer iſt, und warum ihr gerad jetzt kommt, wo's finſter iſt. Ihr habt gedacht, ich ſeh's euch ſonſt an, daß ihr Vorwänd' macht. Wär't ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt' geſchlafen, da wär's noch beſſer geweſt; da hätt' ich's auch nicht gehört. Und nu will ich's euch auch nicht zu Leid thun und die Lampen anbrennen, eh' ihr wieder fort ſeid. Ich bin freilich nicht ſo höflich wie ihr. Damit's nicht zu grob herauskommt, wenn ihr Einmal die Wahrheit red't, wollt ihr mir lieber zwei Lügen weiß machen. Bei euern großen Weibern iſt das vielleicht das Recht', zumal, wenn ihr noch einen ſchönen Neiger dazu macht. Aber ich mein', wenn mir einer Lügen weis will machen, ſo iſt das die größt' Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr ſeid euer eigener Herr und könnt in der Valtineſſin ihre Brillenſcheiden ziehen, wenn ihr wollt. Ich hab euch nix zu ſagen und mithin auch nix übel zu nehmen. Was das Liesle da angeht, ſo muß die Sach' gehen, wie ſie kann. Mir kann's einerlei ſein und iſt's auch, und nu iſt's fertig.“

Bei der Annemarie war's aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne ſie. Nicht als hätte ſie gewünſcht, die Heiterethei vermöge das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, ſo ſehr ſie

ihr ſchon entfremdet war, im Grunde ihres Herzen doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnten's für eine Sünde halten, wenn ſie bei der Heiterethei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlaſſen, darin man ſo lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin geweſen, daß man ihm fehlen werde, das iſt ſo leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbretzel auch faſt gar nichts geweſen, und gab ſie dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Aehnlichkeit ihres Schickſals mit dem dieſer Bretzel, was ſie dabei ſo mit Wehmuth erfüllte.

„„Wenn ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle!““ begann ſie mit zitternder Stimme, in der Thür ſich noch zurückwendend. „„Und wenn ihr mir nur wenigſtens den Neiger zu Lieb hättet gethan vor meinem End', aber ſo . . .““

Den Anſtrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die vom Schluchzen unterbrochene Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptſächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr ſehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß ſie gegangen war.

Draußen ſtand ſie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem ſie ſelber keine bewies.

Aber die Heiterethei hatte ſich eben ſo ſeltſam widerſprochen, da ſie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran, daß ſie ſelber in demſelben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei war's ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil ſie daraus, daß ſelbſt die treue Alte ſie verließ, erkannt hätte, wie ſchlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Dieſe hatte über ein Menſchenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher ſchon da gewohnt, ehe die Mutter der Hei-

terethei hereingeheirathet hatte. Eins nach dem Andern neben der Heiterethei hatte das Häuschen verlaſſen. Vater und Mutter und ihre eigenen jüngeren Geſchwiſter hatte ſie hinaustragen ſehen; die ältere Schweſter hatte ſie ſelbſt hinaustreiben müſſen. Nun, da auch die Annemarie ging, ward's erſt leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch ſchon ſo lange geregnet und regnete noch. Und der alte Hollunder rauſchte jetzt wieder eben ſo eigen wie damals, als ſeine Zweige den Sarg nicht hinauslaſſen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufathmend ſich leiſe ſetzen.

Das Alles war ihr beim Abſchied der Alten gekommen, und ſie hätt' es der Annemarie geſagt. Dieſe wär' entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiterethei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn ſie rede. Und ehe ſie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Weſen" ſehr verdächtigte, blieb ſie lieber ſchweigend an ihrem Fenſter ſitzen.

Verfolgte nun das Schickſal die Heiterethei, ſo nahm es ſich eben ſo ſichtbarlich der Annemarie an. Den Entſchluß, das Häuschen der Heiterethei zu verlaſſen, ſchien es ſelber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte ſie ihre wenigen Habſeligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeſchafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot dieſem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügenderen Schutz. Selber bis in ſein Innerſtes von deſſen Waſſern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgeſogener Badeſchwamm, vermehrte es durch ſein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimſuchten. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der ſie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beiſpiel der belohnten Verräther mehrte ihre Zahl. Was die Heiterethei hineinklebte, nahm der Regen in derſelben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie ſonſt wohl

geſchehen. Und ging einer vorüber, ſo geſchah es nur, eine offene Schadenfreude zu befriedigen. Der Hollunder konnte nichts, als rathlos ſeine Zweige zuſammenſchlagen; ſie wurden ihm immer ſchwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu ſehen, wie feſt ſie noch ſeien, und nach jedem Pochen ſchüttelte er ängſtlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beſchwören, er ſolle nun endlich nachlaſſen. Der hatte keine Antwort für ihn, als ſein ewiges plätſcherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerſchlimmſter Nachbar. Er goß Oel in's Feuer oder vielmehr Waſſer ins Waſſer. Er ſammelte all den Regen, der auf ſeine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die geſammelten Waſſer ſich ein Bette nach dem Häuschen hin ſchufen und von ſeiner Kante darauf herabſtürzten, als hielten ſie das Häuschen für ein Mühlrad, das ſie in Bewegung ſetzen müßten.

Jetzt ſank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgeſunken, hätte nicht der Fels mit zu ſpätem Erbarmen jene erſetzt und das wankende mit der eigenen Schulter geſtützt. Und nun begann auch der größte Theil der Vorderwand zu weichen. Sie bog ſich matt vornüber, als wolle ſie um die Ecke nach Hilfe ſehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da ſank ihr, ein Bild ſtiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch dieſe ein, und der Tod löſ'te zu früh, wenn auch mit ſanfter Hand, einen ſo innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geſchloſſen.

Nun glich das Häuschen einer Waſſerkunſt. Ueber die Furchen des Strohdaches ergoſſen ſich die Waſſer vom Felſen herab in hüpfenden Cascaden. Unzählige Oeffnungen ſchluckten ſie gierig ein, eben ſo viel andere ſpieen ſie in ſchönen Bogen wieder von ſich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend ſo luſtig wie eine Wieſe, und der alte Hollunder ſtand daneben abgeſpannt und ſchlaff, wie ein durchnäßter Regenſchirm in einer Ecke, und ſchlug die Zweige über ſeinem Kopfe zuſammen aus Entſetzen vor ſolchem Frevel.

Die Valtineſſin that, als der Bader die Nachricht von dem Schickſal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas Aehnliches. Sie ſchlug mit beiden Händen auf die Kniee.

„Da ſieht man doch, daß man richtig hat geweiſſagt," meinte ſie. „Es hat wohl öfter ſchon geregnet, aber der Regen da, das iſt ein ſichtbar Strafgericht vom Himmel. Und das ganz' Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt, der weiß, was er red't. Hier ſitz' ich und ſag': Ein Regen ſoll das ſein? Eine Sündfluth iſt's."

„„Ja,"" ſagte der Meiſter Schnödler mit unſicherer Zunge, „„die Heiterethei, das iſt ſo ein Kerl, wie die Töchter der Rieſen ſind geweſt. Aber ich will euch ſchon kriegen!""

„Und der Herr hat wieder einen unſchuldigen Noah gerett't, wie ſelb'mal," fuhr die Valtineſſin fort. „Die Annemarie da, das iſt der ander' Noah."

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen Neiger. Sie lächelte, aber innerlich ſeufzte ihr Herz über das Schickſal des Häuschens.

„Ja, es iſt curios," ſagte der Morzenſchmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. „Es ſcheint, das ganz' alte Teſtament geht noch einmal für in unſer'm Luckenbach. Erſt iſt die Austreibung aus dem Paradies geweſt; jetzund iſt die Sündfluth; nu muß der babyloniſch' Thurm noch kommen und der Auszug der Kinder Iſrael aus Egyptenland."

„„Der iſt geweſt, der Auszug,"" ſprach die Valtineſſin. „„Aber nu iſt er erſt fertig. Der Pharao, der ſein Herz hat verſtockt gehabt, nu liegt er im rothen Meer. Ich hab' manchmal beinah' gemeint, man hätt' ihr zuviel gethan, aber nu hat der Himmel ſelber gered't.""

„Zuviel gethan?" beruhigte der Meiſter Schnödler nachträglich. „So ein Kerl wie die Frau Valtineſſin, die kann ſchon eine Sünd' mehr thun. Wozu wär' denn einer reich auf der Welt? Das iſt noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Valtineſſin. So Eine kann gar nicht zu viel thun."

„„Ja,““ meinte der Schmied, „„das Zuvielthun iſt andern Leuten ihre Sach'.““

Der Meiſter Schnödler ſah den Morzenſchmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorſicht für jeden Fall ſagte er dann: „Keinen Tropfen, Meiſter Langgut. Der Tropfen, den ich heut' getrunken hab' . . .“

Er wollte ſich eben eines hohen Schwurs vermeſſen, aber die Valtineſſin unterlief ſeine Zunge, indem ſie feierlich warnend die Haube ſchwang. „Meiſter Schnödler! Aber was iſt denn da in Seinem Glas geweſt?“

„„Das iſt Bier geweſt, Frau Valtineſſin. Wenn ich ſag': Einen Tropfen, hernachen mein' ich einen Bittern.““

Die Valtineſſin ſagte: „Ja, wenn Er's ſo meint!“

Der Schmied und die Uebrigen gingen. Der Meiſter Schnödler rannte die Valtineſſin an. In ſeinem weißlichen Rock ſchien er mit ihr Nachtfalter und Pfingſtroſe ſpielen zu wollen. Es ergab ſich aber, er hatte beabſichtigt, der Valtineſſin etwas in's Ohr zu flüſtern.

„Von wegen,“ ſagte er und zeigte auf die Ev', die eben hereintrat.

„Ev'!“ rief die Valtineſſin.

„Nu, wie iſt's denn mit dem?“ fragte die Ev' leichthin, als ſie herangekommen war.

„Ja, ſo ein Kerl,“ lachte der Meiſter Schnödler. „Das iſt eine Luſt, wenn ſo ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Valtineſſin, wollt' ich, träg's einmal. Die ſollt's herumreißen. Das iſt noch lang' nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Valtineſſin. Wir wollen ſie ſchon kriegen. Ja, wenn's ihn hat, da red't er von nix als der Heiterethei. Ich kann ſie nicht los werden, ſchreit er. Da ſteckt ſie feſt. Jetzt iſt ſie da, jetzt da. Und deutet bald auf ſeinen Bruſtkaſten, bald an ſeinen Schädel. Ein verwünſchter Kerl, aber wir wollen ihn ſchon kriegen. Und wenn er einmal zu ſich kommt, dann fragt er: Fräle, habt Ihr's richtig gemacht mit der Valtineſſin? So iſt er auf die Jungfer Ev' verſeſſen.“

Die Gringelwirths-Ev' ſchien anderer Meinung. Aber: „Wenn ich ihn nur erſt hab'," ſagte ſie zu ſich. „Ich will ſie ihm ſchon herausbringen."

Der Meiſter Schnödler war innerlich der Meinung der Ev', wenn er es auch aus Galanterie oder ſonſt einem anderen Grunde nicht wollte merken laſſen.

Der Valtineſſin allein fiel es nicht ein, der Fritz könne Neigung zum König Pharao haben, oder es ſchien ihr nicht der Mühe werth, ſich ſo etwas einfallen zu laſſen.

„Und das Fräle?" fragte die Ev', und ein liebevoller Zug um den Mund ſagte, ſie brauchte eigentlich gar nicht zu fragen.

„Sie will's abſolut nicht, daß ich's in Ordnung bring'. Das iſt ein Kerl! Aber ich will ihn ſchon kriegen. Wenn's eine Mäd zu dingen gält', meinte ſie, das könnt' ich verrichten. Aber zu einem Kerl, wie die Frau Valtineſſin, da müßt' ſie ſelber kommen. Und das geſchäh', ſo wie ſie's nicht mehr in den Beinen hätt', daß ſie den Schloßberg könnt' ſteigen. Und weiter ſagen ſoll ich nix. Der Fritz wär' ein Wunderlicher. Wenn die Leut' ſagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirths-Ev', da könnt' er aus Trotz die Heiterethei noch nehmen."

„„Hm!"" dachte die Gringelwirths-Ev'. Das Mordmädle errieth richtig, daß das Holders-Fräle ſie nicht haben wollte. Sie dachte: „Wenn's nur erſt fertig iſt, der will ich's ſchon eintränken."

„Ich meint', er wär' ſelber alt genung," ſagte ſie, „und könnt' ſchicken, wen er wollt'. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zuſammenthun mit dem rohen Ding da unten und kann ſie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverſchämtes Geſicht. Wenn's einer machen thät', einen großen Kuppelpelz kräg' er nicht von mir."

Der Meiſter Schnödler verſtand wohl, daß das hieß: „der kräg' einen großen Kuppelpelz von mir."

Er ſchmachtete ſie an und ſagte: „Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das iſt noch ein ganz anderer Kerl, als das Holders-Fräle."

Aber die Valtineſſin ſchwang ihre Haube, ſo daß dieſe auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen ſchien.

„Das Holders-Fräle hat Recht. So Einen ſchickt man nicht zu der Gringelwirths-Valtineſſin," ſagte ſie, „in ſolcher Sach'. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu reſpectiren hat. Und es wird ihr ſchon aus den Beinen herauskommen, daß ſie den Schloßberg kann erſteigen. Hier ſitz' ich und ſag': Der Gringel wirft ſein Mordmädle Niemand an den Kopf."

Das Mordmädle griff nach einer Flaſche, darauf geſchrieben ſtand: „Spaniſch Bitter," und ſchenkte dem Meiſter Schnödler unverlangt zweimal nach einander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und ſagte: „Der Meiſter Schnödler braucht ſich mit der Sach' nicht weiter unnütz zu beſchweren. Wie meine Mutter meint, ſo mein' ich auch."

Der Meiſter Schnödler verſtand; er nickte der Ev' mit lachendem Geſicht zu und gab, nach der Valtineſſin hindeutend, zu verſtehen: „Ein verwünſchter Kerl, die Frau Valtineſſin! Aber wir wollen ſie ſchon kriegen."

Der Meiſter ging, und die Valtineſſin wandte ſich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

„Ja," ſagte ſie, „Annemarie, wär' der gerecht' Zorn der großen Weiber nicht geweſt, ganz Luckenbach hätt' mit dem König Pharao müſſen erſaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, ſo wär' vielleicht der ganz' Regen nicht geweſt. Was denkt ſich die Annemarie dabei?"

„„Ach," " ſagte die Annemarie; „„aber was meint die Frau Valtineſſin nur? So würd' ich mir doch das nicht zu Schulden kommen laſſen. Und wenn's zehn Mal ſich für arme Leut' ſchicken thät', daß ſie was denken thäten dabei, was die Frau Valtineſſin ſagt. Und die Frau Valtineſſin weiß es ſchon einzurichten, wenn ſie was ſagt, daß nix dabei zu denken iſt. Und wenn's ſein könnt'; in der Frau Valtineſſin ihrem Beiſein mich's

zu unterſteh'n, das wär' mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer ſo reich iſt, wie die Frau Valtineſſin, und iſt am Gründonnerſtag Sechszig geweſt!'"

„Die Annemarie iſt eine recht vernünftige Perſon für Ihre Umſtänd'," genehmigte die Valtineſſin dieſes Erſterben in Demuth, „drum hat der Herr Sie auch ſo ſichtbarlich mit ſeinem Arm behüt't. Und an dem Exempel da kann Sie's erſeh'n, daß der liebe Gott die Welt nicht ſo in den Tag hinein hat erſchaffen, ſondern hat ſich was dabei gedacht, warum er reiche Leut' und arme Leut' hat erſchaffen."

Die Valtineſſin dachte, als ſie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß ſie noch vor Kurzem den Unfall des Holders-Fritz eben ſo beſtimmt den Gäſten des Gringels als ein ſolches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch ſchien ſie Recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiterethei ſo weit vollzogen, als wir geſchildert haben, und ſchon machte ſich ein Morgenwind auf, dem weiteren Regen zu ſteuern.

„Ja," ſagte die Valtineſſin, als zum erſtenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern ſah, „das iſt ſichtbarlich. Ordentlich gewart't hat der Wind, daß er nicht eher losgebrochen, bis das Strafgericht iſt vollend't geweſt. Und daß er nicht hat müſſen warten, bis das Häusle ganz verſtört wär geweſt, daraus kann man erſeh'n, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, ſondern hai thn nur wollen demüthigen und hat ihn durch Demüthigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb' Gott ſo was vorhat, ſo ſollen die Menſchen behülflich ſein. Und was mich anbetrifft, hier ſitz' ich und ſag': was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebeſſert, das ſoll ehrlich und getreulich geſcheh'n."

So triumphirte die Valtineſſin in der Seele des Schickſals und faßte den Entſchluß, ihm zum Beſten der Heiterethei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenſchlag — denn als ſolcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar

ſtolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte ſie doch über das Schickſal des alten Häuschens und die Verſtocktheit und Liebloſigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte ſich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunſt, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenſchlag, da ſie Beides allein genießen mußte. Im dickſten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, ſcheuen Schrittes wie ein Geſpenſt um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein ſeinen Lauerer haben. Seit der Fritz die Stelle niedergelegt, verſah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte ſie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie Alles hätte ſo ganz anders werden müſſen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarer Weiſe that ſie das in den vornehmſten und verbindlichſten Redewendungen, die ſie der Valtineſſin und der Weberin abgelauſcht. So hatte ja ſie immer die Neiger gemacht, die eigentlich die Heiterethei hätte machen müſſen, und jetzt war es, als könne ſie noch rückwirkend Alles gut machen, wenn ſie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiterethei ihr Unglück verſchuldet, nachträglich für ſie erſetzte. Und ſo oft ſie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in welchem die Abſchiedsbretzel untergegangen war, ſchluchzte ſie wiederum mitſchmerzlichem Vorwurf: „Wenn ſie nur wen'gſtens hätt' geſagt, ich wollt' lieber, ihr blieb't! Aber die —! Nicht einmal den einzigen Neiger hat ſie mir noch zu Lieb' gethan vor meinem End'."

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüthe zu Beſuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des ſüßeſten Weſtlüftchens geſchienen, als das rauhe Weſen des alten trockenen Geſellen.

Denn rauh und ſtreng mußte er ſein, um all das heruntergekommene Wolkengeſindel, das wochenlang mit ſtrotzenden Waſſerbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurück zu jagen. Unter ſeinem zornigen Schnauben raffte es ſich zuſammen aus ſeiner Zerfahrenheit und floh zurück nach ſeiner Heimath

dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er ſich zum Ruhen legte nach der ſchweren Arbeit, das hing hoch wie ſchneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da ſpann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit roſiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborſtenen Leibe des Grau all' die Farben wieder erſtanden, die es verſchlungen hatte! Wie Scharlachſpinnchen auf grünem Papier rannten auf den grünen Wieſen die rothen Unterröcke durch einander, dazwiſchen dunkle Jacken und Beinkleider wie ſchwarze Käferchen oder wie lebendig gewordene Dintenkleze. Wie vorher der Regen vom Himmel zur Erde gefallen, ſo in tauſend Strömen ſtieg jetzt der Heuduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anſtatt des grauen Regengeplätſchers erklangen unermüdlich die bunteſten Vogelſtimmen. So verlaſſen hatten noch nie der Webſtuhl und die Brücke geſtanden in der dumpfigen Stube, die Scheere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Senſe oder Rechen zu führen wußte, konnte ſchwitzen ohne Hollunderthee. Kein Paar geſunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das geſundeſte, regte ſich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in welchem es ſtak, Dank den Anſtrengungen des Regens, luftig genug geworden, luftig bis faſt zur Durchſichtigkeit.

Die Heiterethei hätte ſich beim Ein- und Ausgehen das Thüröffnen erſparen können. Es war faſt komiſch, daß ſie nicht neben der Thür durch die Wand ging. Die hätte ſie nicht erſt zu öffnen gebraucht. Ja, ſie ſchloß die Thür ſorgfältiger als je, wennſchon ſie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das, etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn ſie dies jetzt mit noch leichteren Schritten und aufgerichteteren Hauptes that und dabei ein luſtiger Liedchen ſang als je zuvor, ſo ſah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geſchah.

Wäre ſie neben der Thür durch die Lücke gegangen, ſo hätte ſie dieſe förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte ſie den Spöttern nicht.

Selbſt ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unverſehrtes Schlafgemach hätte ſie als ein Zugeſtändniß angeſehen, durch welches erſt der Zuſtand ihres Häuschens eine feſte Thatſache geworden wäre. So ſaß ſie den ganzen Tag über, da Niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden ſichtbar an ihrem Tiſche. Aber ſie ſchien Niemanden zu ſehen; für ſie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Feſt für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder ſuchte der nothwendigen Arbeit wenigſtens ſo viel Zeit abzuſtehlen, als er brauchte, die Heiterethei ſo daſitzen zu ſehen, und irgend einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüſtern, eben noch laut genug, um von der Heiterethei ſelber verſtanden zu werden. Aber nur, wenn ſie etwa in der Thür ſtand oder durch das eine übrig gebliebene Fenſter ſah, nahm ſie von dergleichen Notiz. Dann hatte ſie, ohne irgend ein Zugeſtändniß in Rückſicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein friſches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen war's freilich anders. Zunächſt half ihr's noch, daß ſie ſich erſt an das Bewußtſein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden ſichtbar zu ſein, und jedes Geräuſch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun ſo lange draußen Alles ſtill geweſen war und ihr Stolz die unnöthige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte ſich aber auch, wie ſehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein ſo unzertrennlicher Gefährte ihrer einſamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiterethei aus dem kurzen, erſt ſpät gekommenen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Wiederſchein ſeines erſten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der faſt verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knospen. Schnell ſprang ſie aus dem Bette, und wirklich! ſie ſah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben haſtiger als ſonſt und ſo niedrig, daß ſie faſt das

Waſſer des Baches berührten. „Nu werden ſie doch müſſen kommen,“ lachte ſie in ſich hinein. „Das viele Heu, daß noch draußen liegt! Und ſo ein Gewitter vor der Sonn' kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang' dauern, ſo werd' ich geholt; aber hernachen thu' ich gewiß nicht, als wär' mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder dabei geweſt, hernachen iſt mir nicht bang'. Wenn ſie nur einmal wieder geſeh'n haben, was ich ermachen kann.“

So ſchnell war ſie nie fertig geworden mit Anziehen und Waſchen. Sie hatte ihren leichteſten Rock angethan, um recht ausbündig ſchaffen zu können. Und bald pochte es auch, erſt einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derſelbe, der gepocht; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Hollunder. Von einem ſo werthgehaltenen Freunde wahrlich ein ſchlechter Spaß! Sie war nahe daran, zu glauben, auch den alten Buſch hätten ihr die Weiber verhetzt. Und je höher die Sonne ſtieg, deſto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken ſo gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchſchien. Jetzt war er leer, und ſeine Ränder lieſen von jenem eigenen grauröthlichen Dufte an, den man den Heerrauch nennt und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiterethei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog ſich, wie der äußere ſich aufklärte, und es fehlte nicht viel, ſo regneten ihre Augen.

Da näherte ſich durch das Gras draußen ſchleichend ein ſchwerfälliger, hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die ſie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wieſen hinausgeſchüttet. Wer konnte es ſein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienſtbote oder Lehrling, der, etwas Vergeſſenes nachzuholen, in die Stadt geſchickt, ſich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiterethei wieder oben; ſie ſaß in ſtraffer Haltung und ſang ein luſtiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiterethei that nicht, als hörte ſie den ſchweren Athem des nun Stillſtehenden, ſie ſah nicht nach ihm um. Der Athem klang ihr wie der der Valtineſſin; das Blut drängte ſich nach den Augenbrauen, aber ſie ſang noch beſſer als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuſpern, aus dem Verwunderung und Unwille heraus zu hören war. Endlich ſagte zürnend die Stimme der Reicker Wirthin: „Aber Mädle, biſt du denn der Verzeihmirsgott? Was iſt das für eine Aufführung da?“

Die Heiterethei verdroß in ihrer Gereizheit der Ton, in welchem die Frau das ſagte. „Sie iſt eben auch eine von den Großen, oder will's wenigſtens ſein,“ dachte ſie bei ſich; „ſie ſoll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder.“ Dann rief ſie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiſeſte Wort hätte verſtehen können: „Iſt Jemand da draußen vor der Thür?“

Dieſe Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt ſein wollte. „Mit mir ſtellſt du keine Faxen an,“ ſagte ſie. „Du biſt nicht der Mann danach.“

Trotzdem ging die Heiterethei erſt an's Fenſter und öffnete daſſelbe auch noch mit großer Umſtändlichkeit. „Ihr ſeid's, Frau Dotin? Aber warum kommt ihr nicht herein ins Häusle? Ich laſſ' das Fenſter nicht gern auf; das Liesle hat's mit den Zähnen, und da kann's die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenſter zu iſt, kann man's nicht gut hören, wenn Jemand draußen ſpricht.“

Die Reicker Wirthin ſchüttelte mit dem Kopf und dachte: „Sollt's mit der nicht richtig ſein hinter der Stirn? Aber danach iſt ſie doch nie geweſt, daß das mit dem Häusle ſie ſo ſehr hätt' ſollen angreifen.“ Sie wollte durch die Lücke hinein, da ſie aber die Thür aufſchließen hörte, meinte ſie: „Wenn ſie

wirklich so ist, solchen Leuten muß man den Willen thun, sonst können sie einem was zufügen in ihrer Wuth."

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirthin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als sie die Heiterethei so nahe vor sich stehen sah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geschichten von Verrückten ein. Als sie aber die Heiterethei genauer betrachtet und von verwirrtem Wesen, wenigstens von den Anzeichen eines nahen Wuthausbruches nichts gefunden, hinkte sie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

„Guten Tag herein," sagte sie dann; „wenn man dir nämlich was Gut's zu wünschen braucht. Deinem Gesicht nach sollt' man meinen, es wär' nicht nöthig."

„„Ach,"" entgegnete die Heiterethei lustig. „„Gut's kann man immer brauchen. Und wenn man gleich Keiner ist von denen, die nix genug können kriegen. Aber ihr fürcht't euch wohl gar vor mir?""

„Du denkst, du bist die Einzig', die sich vor gar nix fürcht't," lachte die Wirthin in ihrer Erleichterung. Denn sie sah wohl, die Heiterethei war noch ganz die Alte. Indem sie sich in dem Stübchen umsah, ärgerte sie sich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiterethei nach solchen Erlebnissen und Thaten noch die Alte sein konnte. Drum fuhr sie fort, und nicht mehr im Tone des Scherzes: „Aber nu läßst du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernsthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch fortgeh'n ohne das, das sag' ich dir."

Die Dotin setzte sich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das sie mitgebracht, vor sich auf den Tisch. Die Heiterethei holte ihren Stuhl vom Fenster und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Busentuch; das gehörte zu den nöthigen Vorbereitungen, wenn sie Jemandem eine Predigt halten wollte. Dann strich sie die Schürze glatt, lehnte sich hintenüber, setzte die Brille auf und begann: „Aber Mädle! Mädle! was machst du mir da für Ding'! Kennst den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frei'n, und wie

dir die großen Weiber deine Unart verweiſen, biſt du noch ſo nuſſinnig und jagſt ſie aus dem Häusle!“

„„Weil er mich nicht will frei'n?““ unterbrach ſie die Heiterethei zornig. Die Wirthin nahm die Brille ab, wie jederzeit, ſo lang ſie nicht ſelber ſprach. Die Heiterethei aber fuhr fort: „„Das habt ihr euch weis laſſen machen und hättet doch daran ſollen ſehen, was zu euern großen Weibern iſt. Und ſie ſollen erſt an ihr' eig'ne Unart denken, wie ſie mir ſo lang' in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt mir auf und wollt' mir was thun, bis ich's hab' geglaubt.““

„Das mög' ſein,“ entgegnete die Wirthin, nachdem ſie die Brille wieder aufgeſetzt, „das mög' ſein, wie's will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach' iſt geweſt. Das Ding iſt ſo: Du biſt ein arm Mädle, und das ſind große Weiber. Das iſt die Sach', und nicht, wer ſchuld iſt und wer nicht ſchuld iſt. Denn Reden, ſiehſte, das ſind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer red't, ſondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, ſiehſte, die Weiber den Fritz ſelber 'nein gerennt hätten, das bleibt ſich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht ſo kommen, wie du gekommen biſt. Ich hab' mir's immer gedacht, daß das mit deinem Weſen einmal ſchlimm wird ablaufen. Armuth und Hochmuth, die führen zuſammen eine ſchlechte Eh', und wird nicht gut, bis ſie ſich ſcheiden und die Armuth freit die Modeſtigkeit. Der Hochmuth hat dir alle Leut' erbittert und hätt' dir das Häusle eingerennt, hätt's auch nicht der Regen gethan. Aber die Modeſtigkeit, ſiehſte, wenn du die gehabt hätt'ſt, da wär' die Wand wieder zugewachſen, du hätt'ſt ſelber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich bei Zeit bekehrſt! Drum gehſt du heint noch herum und bitt'ſt den großen Weibern dein Unart ab. Die Valtineſſin iſt eine herzensgute Frau, wenn ſie nicht einer mit Gewalt reizt, wie du's haſt gemacht. Hernachen . . .“

An der Heiterethei Backen hatte ſchon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den andern gejagt; jetzt

fiel ſie jener in das Wort. „„Ich dächt' auch, ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in Einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommt's auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich ſag' euch nur ſo viel: In meine Ohren geht nicht das Zehntel, als in euern Mund.““

Die Wirthin ſetzte die Brille wieder auf und ſagte ruhig: „Das iſt deine Sach'. Mach' du, was du willſt; hör' oder hör' nicht. Ich red', weil's meine Schuldigkeit iſt, und es ſoll mir kein Menſch einmal nachſagen, ich hätt' meine Schuldigkeit nicht gethan, und du ſelber nicht, wenn dich's einmal reut. Da mit dem Liesle, das wär recht gut und ſchön, was du an der thuſt, wenn du kein arm Mädle wärſt, das genung für ſich ſelber zu ſorgen hat. Ich weiß, wem's iſt, aber das wiſſen nicht alle Leut', und manchmal will einer nicht wiſſen, was er weiß. Und du denkſt, du meinſt's gut mit deiner Schweſter, wenn du ihr die Ruthen abnimmſt, die ſie ſich aufgebunden hat? wenn du ihr die Sorg' abnimmſt, die ſie vernünftig machen könnt', beſſer als deine Reden, damit ſie ſo leichtſinnig fort kann machen, wie ſie angefangen hat?"

Die Heiterethei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr ſtand, mit beiden Armen umſchlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu ſehen, was die Heiterethei auf ihre Reden ſagen könnte, entgegnete dieſe mit leiſerer Stimme als gewöhnlich: „Ich red' nicht gern davon." Und indem ſie das Liesle auf ihren Schooß ſetzte, fuhr ſie, mehr zu dieſer, als zur Dotin gewandt, fort: „Es muß Jeder eine Leut' kennen und muß wiſſen, ob das Elend ſie nicht noch ſchlimmer kann machen, ſtatt beſſer; und wenn eine ſchlimm wird, iſt's beſſer, ſie wird's allein, als daß ſie noch ein Ander's mit ſchlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die Andern ſollten abbitten, und auseinander bringt uns auch Keiner, es müßt' denn der Todtengräber ſein. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht geſagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich euch hab' mitgebracht vom Gründer Markt? Wär's nur ein lebendiger geweſt, der hätt' euch aufgefreſſen,

ſtatt ihr ihn. Und eine rothe Naſe hätt' er nunmehr auch von euerm Bier."

„„Ja,"" ſagte die Wirthin, indem ſie ihre Brille wiederum im Buſentuch unterbrachte, „„lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf ſeine alle Vier'. Und wenn man denkt, du biſt einmal vernünftig, da biſt du geſchwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und ſtark du biſt, ſo biſt du doch nix, als ein pures Kind. Ich hab' dir geſagt; mach', was du willſt; aber denk' nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willſt, wenn du mir nicht folgſt. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht' verderben um deinetwegen; wie wohl ich nicht wüßt', warum ich das ſollt' thun. Aber es ſoll auch nicht heißen, die Reicker Wirthin hat ſie in ihrem Trotz beſtärkt. Und nun will ich auch einmal ſagen: und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Behüt' dich Gott!""

„Ja, wie ihr's ſagt, da klingt's auch nach was!" lachte die Heiterethei. Sie ſah die Dotin ungewiß, ob ſie durch die Lücke gehen ſollte, oder durch die Thür. Es iſt eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man herein gekommen iſt. Hätte nicht unbewußter Weiſe auch die Reicker Wirthin dieſe Nöthigung gefühlt, die Heiterethei wäre mit dem Thüröffnen zu ſpät gekommen. Die Wirthin wartete darauf und ſchüttelte doch ſelber verwundert darüber den Kopf, und ſchüttelte ihn noch, als die Heiterethei ſie nicht mehr ſehen konnte.

Der Heiterethei war es nicht ſo um's Herz geweſen, als ſie die Wirthin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen ſtehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die ſie durch eine Lücke in den Weiden hindurch ſehen konnte. Die Dotin war die Einzige, von der ſie noch Theilnahme und Hülfe erwarten durfte gegen die Noth, die mit ſchnellerem Schritte dem Häuschen zueilte, als die Alte ſich davon entfernte. Mehr als einmal meinte ſie, ſie noch errufen zu müſſen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede beſtanden, und abbitten konnte ſie nicht, wenn ſie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte ſie dann nur noch in ihrem Trotze beſtärkt.

Waren das böſe Nächte geweſen ſeither für die Heiterethei, ſo zeigte ſich die heutige um nichts beſſer.

Die Noth drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter, als je. Sie war nie erbitterter auf die Menſchen geweſen, die ſo unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte ſie nie dringender gefühlt, wie nöthig ſie dieſelben hatte.

„Meinetwegen?“ ſagte ſie, kummervoll aufſitzend im Bette, denn nichts verſtärkt das Gefühl innerer Bedrängniß empfindlicher, als die äußere Hülfloſigkeit der liegenden Stellung. „Meinetwegen? O, wenn ich allein wär', ſie ſollten mich zu nix zwingen, ſo lang's Wurzeln gibt auf den Wieſen und Waſſer im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ich's ſo aufgebracht hab' mit Ziegenmilch und Thee! Und hätt' ich's nur wenigſtens ermachen können, daß ich die Geis behalten hätt'! Und ſie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh ſein, wenn ich für Geld welche krieg'. Und das iſt nun auch alle. Aber abbitten thu' ich doch nicht! Mich anbieten zur Aerbet, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen ſoll, daß ich zu den Leuten ſoll ſagen: Gebt mir Aerbet, wo ſie ſich vorher haben geriſſen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch thun um dem Liesle ſeinetwegen. Und das thu' ich morgen; aber jetzt denk' ich nicht mehr drau. Die Gedanken machen einen desperat. Gut; lachen ſie äußerlich, ſo lach' ich innerlich. Am End' müſſen die Leut' ſich ſchämen und nicht ich. Und thun ſie das nicht, ſo thun ſie was Ander's. Ich ſchlaf' aber nun, und nun ſeid ſtill, ihr Gedanken, ich ſag's euch zum letzten Mal, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

Dazu machte die Heiterethei eine entſchiedene Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Geberde zu leihen. Aber es ſchien vergebens. Der Schlaf, den ſie gerufen kam ihr noch nicht zu Hülfe. Inſtinktmäßig ſuchte ſie nach einem Punkte, an den ſich eine andere Gedankenreihe knüpfen ließe.

Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schweſtern und Bettgenoſſinnen ſich ſchon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchſtaben des Namens ihrer künftigen Männer heraus zu leſen. Sie ſelber hatte dann dieſes Treiben verſpottet; die Schweſtern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geſchrieben ſtehe, ſo werde ſie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihr's darum zu thun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu gerathen, that ſie, was ſie damals nicht gethan. Und ſeltſamer Weiſe, als ſie eben dieſes Treibens halb ſich vor ſich ſelber ſchämen wollte, meinte ſie, ganz leſerlich ſtänden zwei verſchlungene Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte ſich über und über erröthen und wollte nicht wieder hinſehen; denn ſo keck und friſch vor den Leuten, ſo ſchamhaft war ſie vor ſich ſelbſt.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter ſah und nach ſeiner Weiſe mit ihr zu reden begann, da fürchtete ſich die Heiterethei vor ſeinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die ſie eben entdeckt. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort ſprechen konnte, dennoch ſuchte ſie es auf andere Gedanken zu bringen.

„Sei nicht dumm, Liesle," ſagte ſie ſchnell, um ihr zuvor zu kommen; „es iſt ja nicht wahr. Der Mond guckt 'rein, ob du ein gut Kind biſt und ſchläfſt, und hernachen ſagt er's ſeinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck', er iſt ſchon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erſt Eins, hernachen legt er ſich auch nieder und ſchläft."

Das Kind war ſchon wieder im Entſchlummern und ſank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anſtrengung mehr, ſich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte ſich eine Gedankenreihe an, die ſtark genug war, ſich gegen jede andere zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiterethei ſich bei ſich ſelber entſchuldigen müſſe, daß ein F. und ein H. auf ihrem Handrücken

ſtand. Denn daß am Ende aus den Verſchlingungen des Geäders zu leſen war, was man wollte, daran dachte ſie in ihrer Unbefangenheit nicht.

„Dummes Zeug," ſagte ſie zu ihrem Handrücken, „ich brauch' keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht', ſo wär's ein Bruder. Schön ſein muß es doch, wenn man einen Menſchen hat, dem man Alles kann ſagen. Ja, und zu einem Bruder, da ließ' ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär', und ich wohnt' bei ihm, wie wollt' ich ihm ſeine Sach' zuſammen halten! Da wollt' ich den ganzen Tag in ſeiner Werkſtatt mit ihm ſein und ihm helfen. Er ſollt' nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär', da macht' ich Ordnung in der Werkſtatt' und ſcheuert' und macht', was zu machen wär'. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief', ich wollt' nicht meinen, ich thät' zu viel. Zuerſt müßt' er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quaſten ſchnitt' ich gleich den erſten Tag von ſeiner Pfeifen. Rauchen möcht' er meinetwegen; es iſt, als wenn's einmal zu einem Mannsbild gehört'. Und ohne Weſten, wie ein Schlenkerles-Jörg dürft' er mir auch nicht mehr auf die Gaſſ'. Es iſt ein Jammer, wenn ſo ein hübſcher gewachſener Menſch ſo gar nix auf ſich hält. Er iſt der ſchönſt' Burſch', den ich geſehen hab'. Aber die langen wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen ſoll; wird nur der Rockkragen ſchmutzig davon. Und ſein Maß Bier den Tag, das wollt' ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt' ich haben. Er iſt die Gutthat ſelber, und wenn er welch's hat, ſo haben's eigentlich and're Leut', und wo ſelber genug haben im Haus."

So ſinnt ſie. Aber ſchon verſagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß ſie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben ſprechen.

Der Eine ſagt: „Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau nothwendiger, denn zuvor, mit ſeinem gelähmten Finger."

Die Heiterethei denkt im Einſchlummern: „Die meinen den Fritz.“

„Und wenn die Ev' iſt,“ entgegnete der Andere, „wie ihre Mutter, die Valtineſſin! Das iſt eine Tüchtige. So eine könnt' ihn zuſammenhalten.“

„Die Ev'“ — denkt die Heiterethei noch, dann nichts mehr. Sie iſt eingeſchlafen.

Und wie lang' ſchläft ſie dasmal! Als ſie erwacht, iſt's ſchon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber ſie hat keine Zeit, ſich zu verwundern; ſie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen ſagen: „Die Heiterethei ſoll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswieſen noch 'rein.“ Sie zieht ſich eilend an, während die Valtineſſin dem Gretle antwortet. „Jetzt ſchlägt die Valtineſſin auf ihre Kniee,“ denkt die Heiterethei, „und nun geht's los. Richtig!“

„Denn obſchon mein Vater ſeliger ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag': ſie wird gleich kommen, das Annedorle.“

„„Denn warum?““ fügt die Schreinerin hinzu, „„ſie will ja noch auf der Ev' ihre Hochzeit.““

„Aber daß das Annedorle ſich in Acht nimmt!“ ſagt die Schmiedin. „Er hat ſchon wieder ein Beil bei Mein'm beſtellt.“

„„Dummes Zeug!““ ſagt ſie ſelber, nämlich die Heiterethei. „„Ich fürcht' mich vor zehn Solchen nicht.““ Dabei wundert ſie ſich über ſich ſelber und denkt: Das iſt ja eigentlich Alles lang' vorbei.

Aber ſchon iſt ſie draußen und wundert ſich wiederum, daß ſie den Schiebkarren mit ſich führt. Den braucht ſie doch eigentlich nicht. Und ſie iſt auch ſchon weit über des Walkmüllers Ulrichswieſe hinaus. Sie iſt ſchon im Ulrichsholze; ſie fährt ſchon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter ſich. Die Tannennadeln duften ſo ſtark, es nimmt ihr faſt den Athem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, ſondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt ſie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

„Laß mich los,“ ſagt ſie; „ich hab' gern meine Händ' frei.“

Sie ſieht ihm ins Geſicht; das iſt blaß, aber ſo gut, daß es ihr in der Seele weh thut. Und was iſt das auch für ein Blick, mit dem er ſie anſieht! Sie denkt: „Wenn ich immer ſo daſtünd', und er ſäh' mich immer ſo an!“

„Gelt,“ ſagt ſie zu ihm, „Du haſt mich gewollt? Du haſt dir kein Beil beſtellt? Ich hab' ja auch immerfort gedacht, du ſoll'ſt mich nehmen, damit dein' Sach' gut gehalten wird. Daß ich ſo bei dir könnt' ſteh'n und könnt' dir das ſelber ſagen, das hätt' ich mir nimmermehr eingebild't, und es wundert mich noch, indem ich's zu dir ſag'. Aber daß du nun die Ev' willſt frei'n!“

„„Ja,““ ſagt der Fritz und ſieht ſie immerfort dabei an, „„das iſt freilich ſchrecklich ſchlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingethan werden. Ja, da iſt's nun nicht mehr zu ändern.““

Das begreift die Heiterethei. „Wenn's ſo iſt,“ meint ſie traurig, „da iſt's freilich zu ſpät. Aber halt' mich nicht ſo närriſch bei der Hand!“

„„Thut dir's weh? Ja, ich bin ſtark. Ich bin der wilde Fritz.““

„Deßwegen? Und wenn du noch zehnmal ſtärker wär'ſt, vor dir fürcht' ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerſpitzen kommen und ſchlängeln ſo heiß den ganzen Arm herauf bis in's Herz. Mir iſt Angſt, die thun mir was daran. Es pocht auch ſo ſehr; ich kann kaum Athem kriegen! Und ſieh mich auch nicht mehr ſo an, ich kann's nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willſt du mit der Gringelwirths-Ev'?! Guck', ſo Eine iſt nix für dich. Du kannſt Keine brauchen, als mich. Hätt' ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkſt du, ich mag dich nicht. Du meinſt, weil ſie ein hübſch Geſichtle hat? Und es iſt nicht einmal ſo hübſch. Nein, hübſch iſt's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirths-Ev' ihr Geſicht! Wenn

ich mir denk', wie's einmal aussehen soll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat liegen lassen. So ist ihre Mode; sie kehrt nix weg, als was von selber geht. Du denkst, ihre Leut' haben Geld; aber sie haben auch Kinder genung; und, wer weiß, leben sie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir thust! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt', ob dein Stadel wieder offen ständ'. Das wird sie hin- und herwerfen aus einer Ecken in die ander', wie sie's macht. So ging ich hin, damit's säh', wie's mich dauert. Aber ich sag' dir's noch einmal, laß' mich los! So um die Achsel laß ich mich nicht angreifen. So leid' ich's von meiner Schwester nicht, geschweig' von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich sonst thu'. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mir's ist! So ist mir's mein Lebtag nimmermehr gewest. So müßt's im Himmel sein, wenn nicht die Angst dabei wär'!"

„„Vor was denn?""

„Ja, das weiß ich nicht."

„„Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär', oder du hätt'st ein ander Kind, aber es wär' dein?""

„Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß sie nur ein Bein hat. Da kann sie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf."

„„So?"" sagt der Fritz. „„Hat sie nur eins? Das hab' ich nicht gewußt. Aber sie kann besser davon laufen, als Andere mit zwei.""

„Das ist alles so närrisch," meint die Heiterethei. „Aber so närrisch Zeug hab' ich ja die ganz' Zeit erlebt. Und warum soll ich das nicht glauben? Hab' ich doch das Ander' geglaubt."

„Aber da kommt gar der Hollunderbusch an mein'm Häusle. Wo der nur dem alten Schramm seinen rothen Kirchenfrack her hat gekriegt! Und er bringt die Valtinessin geführt. Wie die geputzt ist! Das ist auch noch nicht passirt, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter ist Brautjungfer gewest. Ach, nimm sie nicht, Fritz! Nimm sie nicht, die Gringelwirths-Ev'! Und laß' mich

los, ſonſt muß ich dich ja drücken, bis du todt wirſt, und hernachen kannſt du die Gringelwirths-Ev' nicht frei'n."

„„Drück' mich todt! Drück' mich todt!"" ſagt der Fritz, umſchlingt ſie und legt ſeinen Mund auf ihren.

„Laß' mich los," ruft ſie zornig und hält ihn doch ſelber feſt. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen in's Geſicht. Sie giebt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeſchleudert wird, wie damals vom Ulrichsſteg; daß ſie ſelber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es iſt faſt, als wär's gar kein Baum, als wär's eine Kalkwand. Sie taſtet daran herum, denn es iſt plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber iſt etwas heller; ſonſt iſt die ganze Gegend finſter um den Garten herum.

Ja, es iſt eine Wand, an der ſie ſitzend lehnt. Der Boden unter ihr iſt weich, wie ein Bett. Neben ſich hört ſie einen leiſen Athem. Sie fühlt, ſie iſt im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Geſicht. Der Fritz hat ſie geküßt! Und wie hat ſie mit ihm geredet! War ſie denn das ſelber? So kann ſie ja nicht geſprochen haben! Von einem Manne kann ſie ſich ja nicht haben küſſen laſſen! Aber ſie fühlt ja noch den Druck, mit dem ſie ihn an ſich preßte, an ihrer Bruſt. Sie fühlt ſeine Wärme noch auf ihrem Munde, das Gefühl noch, das ſie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leiſe Athem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erſcheint, als die übrige Umgebung, iſt ihr Kammerfenſter. Sie ſitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag geweſen ſein, ſeit ſie zum letztenmale einſchlief. Ob das ein Traum geweſen iſt? Ja, ſo hat ſie ſich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wär' das gut! Da wär' auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirths-Ev' freit'. Denn das könnte ſie nicht ertragen. Aber auch, daß er ſie, die Heiterethei, lieber

hätte, wär' dann nur ein Traum. Und das muß ſie wiederum ſchmerzen.

Wenn ſie von Neuem einſchliefe, träumte ſie vielleicht ſo fort, und die ſeltſame Angſt, die ſie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was ſie noch thäte im Traum! Und ihr Geſicht brennt noch über das, was ſie ſchon gethan. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erſt reden!

Sie weint vor Entrüſtung über ſich ſelbſt, daß ſie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja nicht los werden möchte, um Alles nicht!

„Ich will nichts vom Fritz," ſagte ſie laut. „Mag er die Gringelwirths-Ev' frei'n. Ich mag ihn nicht! Ich mag Keinen! Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig." Sie kann ſich zwingen, ſo zu reden, aber nicht, daß ſie ſo fühlt, wie ſie ſpricht. Sie wird aus ſich ſelber nicht klug. Immer wieder verwechſelt ſie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt.

Sie ſieht aus dem Fenſter, um ſich zu kühlen; die Luft ſcheint ihr ſo heiß, als ihr Geſicht.

„Wenn ich baden ging'," ſagte ſie zu ſich, „dann müßt's anders werden."

Das Liesle, das weiß ſie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht ſich an. Denkt ſie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt: „Wenn du ein ander Kind hätteſt, aber es wär' dein?" da ſchmerzt ſie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte ſie's verleugnen wollen. Sie bittet's der Schlafenden ab. Dann eilt ſie dem Bade zu.

Und wie ſie nun an der heimlichen Stelle ſteht, wo ſie ſo oft um dieſe Nachtzeit gebadet, da kann ſie's nicht über ſich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonſt entkleidete ſie ſich ſo unbefangen wie ein Kind und ſtürzte ſich in die kühle Flut. Und nun — ſie weiß, es ſieht ſie Niemand —, dennoch kann ſie ſich nicht entkleiden. Sie ſchämt ſich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Waſſer, vor der Nacht und vor ſich ſelbſt.

Hat ſie denn etwas Böſes gethan?

Denkt ſie der Gringelwirths-Ev', ſo ſchnürt's ihr die Seele zu. Da ſteht ſie; die vertraute Tiefe lockt ſie mit tauſend heimlichen Lauten, ſich hineinzuſtürzen, wie ſie geht. Ein leiſer Windſtoß erſchreckt ſie; erſt ſucht ſie ſich in ſich ſelber zu verſtecken, dann flieht ſie heimwärts wie ein ſcheues Reh.

Hat ſie der erſte Traum ſo ganz geändert? Sonſt fürchtet ſie Niemanden. Aber es iſt auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eigenen Schwäche iſt's. Und dieſe hat ſie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erſte Roth des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochenen Spiegel entgegen, als ſie, heimgekehrt, athemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie ſieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abweſenheit. Es hatte ſich aufgeſetzt und geweint; das fühlte ſie an der Bettdecke, wo ſein Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen entſchlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn geſunken. Ihr war's, als könnte das Liesle über nichts geweint haben, als über ſie ſelber. Sie kniete an das Bett hin und ſchlang den einen Arm leiſe um das Kind.

„Glaub' mir's doch nur, Liesle," ſagte ſie zu der Schlafenden, aber flüſternd, um ſie nicht zu wecken, „ich laſſ' dich gewiß nicht, ſo lang' ich lebe. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht ſchlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle; und die Mutter ſelig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch nicht im Traum wieder muß thun."

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdeß ſeine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. „Ja," ſagte er, als er auf einem Stuhle in ſeinem Stadelgarten ſaß, „es iſt doch curios, wie Alles will gelernt ſein, auch das Krankſein, und hernachen auch das Wiedergeſundſein. Ja, wenn man läuft und red't und hantirt, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erſt hat einzeln auswen-

dig müſſen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man ſie will machen, als wenn's halt von ſelber geſchäh'. Und wenn ich wieder geſund bin, hernachen werd' ich's auch nicht begreifen, daß ich erſt in's Geſundſein gar nicht recht hab' hinein können kommen, und daß ich's erſt wieder hab' müſſen lernen. Es heißt, wer geſund wär', der thät' nicht wiſſen, daß er einen Magen hat. Da möcht' ich meinen, er müßt' auch nicht wiſſen, daß eine Sonn' iſt und ein Himmel und Gras und Bäum'. Jetzund ſpür' ich das Alles, wie ein Kranker ſeinen Magen. Die Bäum' drücken mich, der Himmel iſt, als wenn er ſich auf mich legen wollt' oder ſchon läg' mit ſeiner ſchrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, ſo grün iſt's. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da iſt's, als müßt' ich mich dagegen ſtemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein confus. Das iſt verwünſcht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das ſich ſeine Flügel putzt, und jeden Grashalm ſpür' ich einzeln. Da ſieht man erſt recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun iſt geweſt. Gegen das da helfen die Fäuſt' nix, da kann man ſich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, ſo kann er doch ein Mann ſein und ein rechter dazu. Den Mann macht's, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig feſt auf dem, was er einmal hat geſagt."

Jetzt ſah er ſeine Großmutter vor ſich ſtehen. Sie weinte.

„Was weint ihr denn, Fräle?" fragte der Fritz.

Die Alte ſchluchzte: „Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! daß du nu wieder daſitz'ſt und biſt geſund, das dauert mich ſo."

Es iſt eigen, oft fühlen wir das Mitleid erſt recht, wenn der Grund dazu ſchon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geſchenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer, als vorher der Hunger aus ſeinem Geſichte. Vielleicht, weil wir nun erſt an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangenen Entbehrens ermeſſen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu ſehr erſchreckt, als daß wir den Muth hätten, ſeiner Mitempfindung uns hinzugeben.

„Ihr ſeid ein dumm's Fräle," ſagte der Fritz. — „Habt ihr das nu fertig gemacht, da mit der — ihr wißt ſchon, was?"

„„„Mach' nur erſt, daß du wieder ſtark biſt und deinen Beſuch kannſt abſtatten.""

„Weiter fehlt nix?" fragte der Fritz. „Und ſie wiſſen, daß ich auf die Ev' gepaßt hab', ob ich ſie allein könnt' ſprechen?"

„„„Freilich, Fritzle, freilich,"" entgegnete die Alte. „„„Es iſt aber doch närriſch mit den Menſchen. Guck', ſag' mir einmal, Fritzle, haſt du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt iſt geweſt in der Werkſtatt?""

„Ihr meint, in der alten Zeit?" So nannte der Fritz die Zeit vor ſeiner Aenderung.

„„Ja,"" entgegnete die Großmutter.

Dem Fritz fiel's ein. „Ihr habt einmal heimlich das Zeug 'reingeräumt, weil ihr gemeint habt, ich werd' wild, wenn ich's weiß. Damals bin ich auch wild geweſt; ich hab' nix können finden."

„„Ja,"" meinte die Alte, „„glaub's wohl; weil du unter den Spänen und in allen Ecken haſt deine Sach' aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erſt eine halbe Stund' haſt vergebens müſſen ſuchen, da haſt du gemeint, es ſchneid't nicht.""

„Ja", ſagte der Fritz. „Es iſt den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag geweſt, wo ich — ihr wißt ſchon, was; ich denk' nicht gern an die alt' Zeit. Im Anfang bin ich wild geweſt, daß ich die Sachen dort hab' müſſen ſuchen, wo ſie haben gehört. Auch die Stadelthür iſt angelehnt geweſt."

„„Und rath' einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bin's nicht geweſt.""

Der Fritz beſann ſich und ſagte dann zornig vor ſich hin: „Muß mir denn allemal zuerſt die einfallen? Und wenn's was Unmöglich's wär', die fiel mir dabei ein, als hätt' ſie's gemacht. Und das iſt auch unmöglich, daß die das ſoll geweſen ſein."

„„Nu, ich will dir's ſagen, Fritzle, die Heiterethei iſt's geweſt.""

„Alſo doch?" Dem Fritz ſtieg Dunkelröthe in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: „Von der Valtineſſen-Ev' habt ihr wollen ſprechen."

So ſagte er, und doch hätt' er gern gewußt, war's wahr, was die Alte geſprochen? Aber hatte er nicht in ſeiner verbundenen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegentheil? Ueber ſeine Schwäche zornig, fuhr er fort: „Wenn's nicht richtig iſt, bis ich wieder kann ausgeh'n, zieh' ich nach Amerika."

Die Alte erſchrak. Sie fing an, zu glauben, ſie werde ihren Plan nicht durchſetzen. Damit es nicht auffiele, wenn ſie plötzlich von der Heiterethei abbräche, und weil ſie meinte, ſie müſſe nun noch das Mögliche verſuchen, den Fritz von ſeiner Meinung abzubringen, die Heiterethei verſchmähe ihn, plauderte ſie wie unabſichtlich weiter:

„Aber was red'ſt du immer noch, Fritzle? Die Sachen iſt abgemacht. Es iſt Alles fertig. Die Valtineſſin hat auf die Kniee geſchlagen und hat geſprochen: Hier ſitz' ich und ſag: ſo ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel ſelber zuſammen gefügt. Er ſoll nur kommen, der Meiſter Holder. Sie iſt eben guter Laune geweſt über der Heiterethei ihr Häusle, wo der Regen beinah' hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiterethei ſo lang' Angſt gemacht — nu kann ich dir's ſchon ſagen, Fritzle —, du thät'ſt ihr mit dem Beil auflauern und wollt'ſt ihr, wer weiß, was thun, bis die Heiterethei iſt deſperat geworden, und du weißt ſchon, was hernachen iſt paſſirt. Und wie die Heiterethei gemerkt hat, es iſt nicht wahr, was ihr die Weiber haben geſagt, da iſt ſie noch einmal deſperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die ſie haben dazu verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle."

Es war ein Wagniß von der Großmutter, jetzt ſchon vor dem Fritz der Heiterethei That an ihm zu erwähnen und ſo ihn merken zu laſſen, man wiſſe trotz ſeiner Bemühungen, ihn zu verſchleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte ſie auf andere Weiſe ihm nicht beibringen, daß die Heiterethei, von der er ſich aus Haß angegriffen meinte, nur Nothwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, ſich freuen

müßte, daß ihre Verſicherung, ſie unterhandle mit der Valtineſſin, ein bloßes Vorgeben geweſen. Aber ſein jetzt noch eben ſo heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirath und ſeine Drohungen erlaubten den Aufſchub der Mittheilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Geſichte ihres Enkels hafteten, während ſie, nur wie beiläufig, des nöthigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie ſie miterblaßte, als ſie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen ſah. Sie mußte nun die Vorausſetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen deſſelben aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er ſich in der Heiterethei geirrt, zeigte ſich in des Enkels Geſicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den ſie darin aufſteigen ſah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe ſich in der Heiterethei geirrt, hätte bringen müſſen, kam ſie nicht zu ſpät. Es war Zorn auf ſich ſelber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt mit der Ev', den er nun feſthalten mußte, mit ſo großer Beſchämung er auch einſah, er ſei zugleich ein alberner geweſen. Das Glück mochte er ſich nicht ausmalen, da er es auf Nimmerwiederkehr von ſich gewieſen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiterethei ihn in den Graben geworfen, ſie wußten ſogar, warum ſie es gethan. Er meinte, ſie müßten über ſein ſchulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiterethei der Ev' aufgepaßt, eben ſo verächtlich denken, als ihn ſelber Trotz und Scham zwang, zu thun. Aber er mußte es feſthalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er ſelbſt, ſondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorne darüber auf: „Mit euern Leuten! Was wiſſen die? Die ſagen, ich hätt' der Heiterethei aufgelauert, damit ſie ihren Aerger und ihren Hohn recht könnten auslaſſen!"

„„Na,"" ſuchte die Alte ihn zu begütigen, „„du denkſt, Fritzle, ſie haben dir's verdacht, wie ſie haben gemeint, du biſt dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck', Fritzle, ſo iſt's

nicht geweſt. Darum haben ſie dich gelobt. Aber daß du's ſo wunderlich haſt angefangen, das, haben ſie gemeint, wär' nicht das Richtig' geweſt. Wer die Leut' wollt' blind machen, der thät' ihnen erſt die Augen auf. Und wenn einer was wollt' verſtecken, ſo meinen ſie, es müßt' auch danach ſein, daß man's müßt' verſtecken; und was Gut's verſteckt man nicht. Daß du dir ſo viel aus den Leuten hätt'ſt gemacht, und wär'ſt ſo heimlich gegangen, und hätt'ſt die Heiterethei ſelber mit deſperat gemacht, und hernachen wieder der Leut' wegen geſagt, du wär'ſt der Gringelwirths-Ev' zu Lieb' gangen, das wär' nicht das Geſcheidt'ſt geweſt. Auf die Leut' dürft' man nix geben, haben ſie gemeint.""

Die Sorge der Großmutter wandte ſich auf ſeinen augenblicklichen Zuſtand. Sie war bekümmert und unwillig auf ſich, daß ſie dieſen veranlaßt. War ihr doch vom Bader auf die Seele gebunden worden, alle Urſache zu Zorn und Aerger von ihm fern zu halten. Sie ging, ihm einen niederſchlagenden Trank zu beſorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm ſchwer, im Zorne zu bleiben; und ein traurig Geſicht ihr zu zeigen, oder Gedanken an die Heiterethei darin leſen zu laſſen, das litt ſein Trotz nicht. „Es wär' verkehrt geweſt, daß ich zuviel auf die Leut' hätt' gegeben?" ſagte er zu ſich, indem ſie ging. ‚Und wer hat das gemeint? Die Leut'? Wer ſind denn nu eigentlich die Leut? Die da ſagen, man ſoll nix auf die Leut' geben, das ſind ja ſelber wieder die Leut'. Himmelelement! Wer da nicht confus ſoll werden! Und das iſt verwünſcht, daß ſie wieder Recht haben. So wär' doch wirklich ein Narr, der auf die Leut' was gäb'. Und der ihnen was zum Trotz will thun, noch mehr, als wer ihnen zu Gefallen will leben. Im Fieber, da hab' ich immer mein link' Bein für einen Hund angeſeh'n, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab' wollen treten, da hab' ich mich ſelber getreten. Die Leut' ſind nix, wie ſo ein verwünſchter Fieberhund. Du haſt gemeint, die Leut' bellen dich an, und haſt ſie wollen treten und haſt dein Glück zertreten. Und da haſt du gemeint, du biſt ein anderer Kerl

worden und ein rechter Denker, und — halt' nur still, Burſch, du ſollſt mir nix mehr vormachen, das ſag' ich dir! Iſt das Alles, was du ſeither haſt gemacht, was anders geweſt, als dein alt Wild- und Dummthun, wo du haſt gemeint, du biſt drüber hinaus? Und haſt nicht wieder gemeint, das iſt was Apart's, wo du biſt auslachenswerth geweſt, und wo du was Geſcheidt's haſt wollen thun, da haſt du dich geſchämt? O Himmelelement! Und wenn ich' noch wenigſtens könnt' verlaufen oder ausarbeiten; aber ſo muß ich ſitzen bleiben bei meiner Dummheit, wie das Kind bei dem, was es hat gemacht."

„Ja, wenn's wär', was ich mir da denk'! Aber es könnt' auch wieder ſo ein Fieberhund von Denkerei ſein, wie das die Zeit her iſt geweſt. Das Fräle hat kein Mal recht damit heraus gewollt, ob ſie die Sach' mit der Ev' hat fertig gemacht, und hat immer von dem Annedorle gered't, daß es ſollt' heraus kommen, als wär's zufällig geweſt. Ja ſo ein alt Fräle hat auch noch ihre Aeſt'. Das wär' gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur ſo hätt' geſagt und wär' noch gar nicht bei der Valtineſſin geweſt. Weiß ich nicht, was ich thät vor Plaiſir, wenn's ſo wär'. Aber ſagen könnt' ich dem Fräle nicht, wie lieb' mir's wär'. Wenn doch am End' ſchon Alles fertig wär', und eher freit' ich den Teufel, als daß ich könnte ſagen wie ein klein Kind: Vorhin iſt mir ſell nicht recht geweſt, jetzund iſt mir wieder das nicht recht. Das Wildthun, das ſoll mir nicht noch einmal kommen, es mög' ſich ſtellen, wie's will; den Fieberhund kenn' ich nu ſchon. Aber die Mannesehr', die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat geſagt, dabei muß er bleiben, und ſollt' ihm darüber das Herz entzwei geh'n im Leib. Und ſo was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt', ich wär' morgen wieder geſund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun; das dauert mich. Und muß nun denken, ſie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur ſollt' wiſſen, was ſie dächt', wenn die Leut' ſagen, ich hab' ſie gewollt! Ob ſie's recht ſehr reuen thät'? So recht ſehr? Ob ſie wohl könnt' weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt' was weis

gemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt' thun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt' ausholen! Aber der iſt auch pfiffig genung. Es wär' verwünſcht, wenn ich die Ev' nu müßt' nehmen; ich könnt' nicht wieder recht geſund werden danach; das weiß ich. Und ich möcht's auch nicht."

Der Meiſter Schnödler merkte, trotz dem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken, was der Fritz wiſſen wollte.

Es lag im Vortheil der Valtineſſin-Ev', wenn er ſo antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte. Er ſtellte alſo die Sache mit der Ev' als ganz fertig dar und zugleich als völlig ſtadtbekannt. Die Leute hätten die Heirath längſt voraus geſehen; deßhalb finde die Rede einiger Wenigen, die ſich ein weiſes Anſehen zu geben ſuchten, wenn ſie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiterethei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache ſich auch noch über die weiſen Leute luſtig. Ein ſo wunderliches, grundloſes Hin und Her mit ſeinen Abſichten und Entſchlüſſen traue man einem ſolchen Manne, wie der Holders-Fritz iſt, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung ſeines Gemüthes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ ſich wieder zu ſeinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch dieſen Umſtand. Er ſuchte die Alte auf und brachte ſie durch wohl angewandte Beruhigungs-Reden bald in die größte Angſt.

Der Fritz, ſagte er ihr beiläufig, ſcheine zu glauben, daß ſie ihn zum Beſten habe mit vorgeſpiegelter Erfüllung ſeines Wunſches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zuſtand des Geneſenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuſcht zu ſein, herrühre. Sie ſolle, da ein gefährlicherer Rückfall in Ausſicht ſei, ein Geſpräch darüber mit ihm vermeiden.

„Was der verwünſchte Kerl ſagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn ſchon kriegen. Was? der

braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann ſo ſterben. Er braucht kein Schiff; wenn's geräth, braucht er nicht einmal ſeine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, curirt ihn vielleicht die Seeluft. Das iſt ein ganz anderer Kerl, als ſo ein Landwindle. Ich ſoll ſeh'n, ob's wahr iſt, das mit der Valtineſſin, daß das fertig wär'. Und iſt's nicht, ſoll ich's machen. Nur nicht ängſtlich Frau Holderin; auf der See geſtorben, das iſt noch lang' kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen."

„„Ja, Meiſter Schnödler,"" begann die Alte. Aber der Meiſter konnte ſich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung ſeines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen ſcheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vortheil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen laſſen müſſen. Da beide Ausſichten ihm nicht behagten, that er entſetzlich eilig, ſprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er ſie hatte zu Worte kommen laſſen.

Da ſtand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes keinen Rath. Der Bader ging wahrſcheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatte ſie vollends niedergeſchlagen. Sie hatte das Vertrauen eines ſolchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuſchung rechtfertigen oder auch nur entſchuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zuſtand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgeſtellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß ſie ſich nicht ganz vergaß, — ſo lief ſie Gefahr, ihre Stellung zu deſſen künftigem Haushalte ſelbſt zu untergraben. Und ſo ſchwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Unſchicklichkeit einer Werbung durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, ſich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe ſie blos ſchrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungs-Keim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als ſie ihn bleich und matt wieder auf ſeinem Bette liegen ſah, ſogleich wieder erſtickte. Im Eintreten hörte ſie ihn noch mit ſchwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

„Ach Gott," dachte ſie, „der Bader hat doch Recht gehabt: das Fritzle faſelt ſchon wieder. Wenn er wirklich ſollt' ſterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die letzte Lieb' nicht hätt' gethan mit der Valtineſſin-Ev'. Und ich wär' noch obendrein damit ſchuld an ſeinem Tod."

„Da, Fritzle," ſagte ſie, indem ſie mit zitternder Hand den Cremortartari-Trank neben ihn ſtellte.

Im Fritz war die Hoffnung, ſeine Großmutter habe ihn zu ſeinem Beſten getäuſcht, noch nicht ganz erſtorben. „Der Schnödler," meinte er, „kann von dem Fräle angeſtellt ſein." Zwar ſchienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu ſtimmen, den er bei der Großmutter vorausſetzte; aber im Ganzen ließen ſie ſich nach ſeinem Wunſche auslegen. Er nahm ſie ſo, obgleich er wußte, wenn er ſich ernſtlich fragte, müßte er ſich antworten: „ich glaub' es freilich doch nur, weil ich möcht', es wär' ſo."

„Fräle," ſagte er, „ihr habt's nicht fertig gemacht, ihr wißt ſchon was. Ihr ſeid wie der Fieberhund . . ."

Die Alte ſchlug in Gedanken die Hände über den Kopf zuſammen. „Aber Fritzle . . ."

„„Die Leut', mein ich. Ihr ſeid wie die Leut'. Ihr wollt's nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine Andere aufdringen.""

Der zornige Ton, mit dem er das ſprach, klang ſo von Schwäche angewelkt, daß er die Alte mehr erſchütterte, als der Inhalt ſeiner Rede ſelbſt. Sie hörte im Geiſt die Sterbeglocke dazu läuten.

„Aber Fritzle, wie kannſt du das denken?" ſagte ſie weinend. Sie ſah ſchon den Meiſter Schramm im ſchwarzen Mantel an der Thür ſtehen, und es ſchien ihr nun ſelber, als habe ſie das

thun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm ſich vor, ſobald es möglich, noch nachträglich wahr zu machen, was ſie ihm bisher vorgeſpiegelt.

„Es iſt ja fertig, und guck', Fritzle, was noch dran fehlen ſollt', das iſt ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, ſonſt wird's ſchlimmer mit dir."

Der Fritz ſah ſie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge ſie vielleicht erſt, das zu thun, wovon er ſo ſehnlich wünſchte, es ſei noch ungethan. Gleichwohl wollte er ſich nicht bloßgeben.

„Wenn's noch nicht iſt," fuhr er daher fort, „ſo laßt's bleiben, Fräle. Hört ihr?"

Sie traute ihren alten Ohren nicht; ſie wandte ſich und nahm die Augen zu Hülfe.

Ihr ſcharfer Blick zeigte ihm, er ſei im Begriff, ſich zu verrathen. Er meinte, ihr müſſe es eben ſo verächtlich ſcheinen, wenn ſie ſehe, er ſei mit ſeinem Zorn und ſeiner Reue ein kleines Kind, als ihm ſelber das, durch die Augen beſchämten Trotzes angeſehen, vorkam.

„Ich kann's ſchon ſelber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weis macht, was man will. Ihr ſollt meinetwegen nix thun, was ihr nicht gern mögt."

Dieſe Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

„Hört ihr, Fräle? Und wenn ich's nicht ſelber kann, ich find' ſchon einen."

„„Den Bader,"" dachte die Alte mit einer Art eiferſüchtigen Schmerzes. „„Vielleicht komm' ich doch noch eher, als der; es ſind, wer weiß, wie viel Schenken an dem Weg bis zum Gringel.""

„Von euch will ich's nu nicht. Ihr ſollt's nu nicht. Hört ihr? ſonſt verdrießt mich's noch mehr."

„„„Was du redt'ſt, Fritzle! Ja, wenn's nicht wirklich ſchon fertig wär'! Aber es iſt ja ſchon. Und du wirſt noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könnt'ſt ein Bißle ſchlafen!""

Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſchien ſich in ihr Geſtrick zu vertiefen. Sie wollte ſein Einſchlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz faſt wieder irr gemacht. Er ſah ein, daß er in der Weiſe, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe ſeiner Sehnſucht mit ſeiner trotzigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch dieſe Scham nichts weiter ſei, als ſein altes Wild- und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüthe der Großmutter ſeine eigenen Grillen fürchte. Er triumphirte wiederum mit ſeinem Denkerſtolz, um ſeinem Gedankenergebniß die nöthige Wucht zum Todesſtoß auf die widerſtrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken geweſen, ſo mußte er freilich inne werden, daß dieſes ſelbſt weder in ſeinem Ausgangspunkte, noch in ſeiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verläugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen ſollte, Trotz und Scham zu überwältigen, dürfte er ſein Geſicht den klugen Augen der Großmutter nicht ausſetzen, ſo wandte er ſich nach der andern Seite.

„Fräle, ich will euch was ſagen, aber — ja, wenn ich wüßt' — na, ſeid nicht etwa dumm —"

Er fühlte die Scham ſchon auf ſeinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dieß aber gar nicht geſchah, ſo fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in ſeinen Gedanken unbemerkt, leiſe aus der Thür gegangen ſein. Er kehrte ſich, ſo raſch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an ſeiner Stelle. Erſchrocken ſetzte der Fritz ſich im Bette auf. „Nu iſt ſie erſt zur Valtineſſin gangen!" fiel ihm ein. „Nu iſt's aus mit dem Annedorle!" Er fühlte nun erſt recht, wie in dieſer all ſein Glück beſchloſſen war. „Und ich muß die Valtineſſin-Ev' frei'n! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da ſein! Hört doch nur!"

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Valtineſſin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es gethan.

„Es wird ſo werden," tröſtete er ſich grimmig, „ohne das."

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er ſich das Wort, von Stund' an ernſtlich alles Wild- und Dummthun abzuſchaffen und unter keiner Maske mehr an ſich zu laſſen, ſie ſei ſo verführeriſch, als ſie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es iſt eine Eigenheit guter Entſchlüſſe, daß ſie gewöhnlich zu ſpät kommen.

„Glaub' mir's nur, Liesle," ſagte die Heiterethei, vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geſchlungen, leiſe zu dem ſchlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal ſagen, und da ſie es doch nicht wecken wollte, ſo flüſterte ſie: „Ich laſſ' dich gewiß nicht, ſo lang ich leb'. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht ſchlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle! und die Mutter ſelig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch im Traum nicht wieder muß thun."

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernſt war mit dieſen Vorſätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; ſie fielen, eines um das andere, vor ſeiner Gewalt in ſich zuſammen, und die Heiterethei ſah halb froh, halb traurig die Geſtalt der Wirklichkeit aus den ſinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte ſie nicht mehr zu begreifen, wie ſie ſolch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewiſſer, die wachende Heiterethei hatte für das, was die träumende gethan oder noch thun konnte, nicht einzuſtehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verſcheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traum zu Grunde lag.

Bis zu dieſer Nacht war die Seele des geſunden, kräftigen Mädchens in geſchlechtlicher Hinſicht noch ein Kind geweſen. Wenn ſie erſt den Fritz ungern in ſeiner Verwilderung geſehen hatte, ſo war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmüthigkeit geweſen. Dann hatte das endloſe Warnen und Rathen der Wachtſtubenweiber ſie gewöhnt, ihn zum ſteten Gegenſtand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angſt und Selbſtanklage hatten dieſes Denken an ihn zu inniger Theilnahme geſteigert und ihre Seele vertieft, die aber immer noch geſchlechtslos blieb, bis die Eiferſucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter geweſen, die nach Befruchtung der Blüthe abfallen konnten ohne Nachtheil für das Wachsthum der Frucht. Und dieſe reifte ſchnell zu der ſchwellenden Fülle, die ſie auf ſo ſaftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: „Wenn nur das mit der Ev' bloß geträumt iſt geweſt! Hernachen iſt Alles gut."

Die Milch zum Frühſtück für das Kind koſtete der Heiterethei ihre letzten Kreuzer. Das berührte ſie nicht. Dieſe tiefen, ſtrömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerſpringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun, Geſicht an Geſicht, vor ihr ſtand, verlor, von ihnen angeſtrahlt, alle ſeine Schrecken. Ohne daß ſie es ſelbſt wußte, kleidete ſie ſich, als wär' ein hoher Feſttag. Auch darin zeigte ſich ihre Wandlung.

Wie ſie an dem kleinen Spiegel ſtand, den ſie auf- und abwenden mußte, um ihre ganze Geſtalt darin ſehen zu können, wurde ſie zum erſtenmale in ihrem Leben gewahr, wie hübſch ſie ausſah. Gegen dieſe volle und doch ſchlanke hohe Geſtalt iſt die Ev' nur ein Schatten. Und auch ſolche Haare hat ſie nicht, ſo klar und dicht, wie ſie jetzt der Heiterethei über die Schulter fallen, herab bis faſt auf die Kniee, und ſie einhüllen, daß ſie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl iſt's in dieſem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, welches ſie dem Liesle zurufen läßt: „Es wird Alles gut, Liesle, es wird Alles gut." Sie wundert ſich, daß deſſenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen.

„Nimm's doch nicht übel, Liesle, daß ich so luſtig bin!“ Sie fühlt ſchon, daß ſie es auch bald nicht mehr ſein wird.

Und wirklich, es iſt nun hohe Zeit, wenn ſie gehen will, ſich anzubieten; ſonſt trifft ſie Niemanden mehr zu Haus.

Sie iſt fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann ſie's nicht im Häuschen laſſen. Daß es um den Fritz wär' — wie leicht würde ihr das Sich-Anbieten ſein! Um den Fritz könnte ſie den großen Weibern knieend abbitten und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wolluſt des in ihn Sich-Verlierens erhöhen. Wie iſt das Alles ſo anders in ihr, als nur geſtern noch! Sie drückt das Kind an ihre Bruſt; ſie fühlt halb mit Schrecken, ſie iſt ihm Erſatz ſchuldig, denn ſie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum iſt ſie ſchon in der Stadt. Sie fragt ſich, wohin ſie zuerſt will. Daß ſie zu keiner von den Wachtſtuben-Weibern gehen wird, iſt natürlich. Da ſteht ein Haus, die obere Hälfte grün angeſtrichen, die untere blau; die Beſitzer der beiden Hälften ſind ſich feind und verkünden das ſolchergeſtalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wieſen; er fährt auch ſelbſt mit ſeinen Kühen; vor dem Hauſe ſteht ein Leiterwagen. Der Mann iſt beſchäftigt, die Achſen daran zu ſchmieren; die Frau ſieht aus dem Fenſter und ſpricht mit ihm.

„Einen guten Morgen,“ ſagt die Heiterethei in ihrer gewohnten Weiſe. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünſche er, es mög' es Niemand hören. Die Frau ſieht auf die Seite.

„Weil ich einmal da vorbeigeh'. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk' ich, gibt's noch ander Wetter. Da werd't ihr mehr Leut' müſſen anſpannen.“

Es kommt ihr keine Antwort zu Hülfe, kein: „ja, wenn ihr könntet helfen.“ Der Heiterethei ſchwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt ſie ſich bezwingen. „Ich wär' im Stand und hälf' euch den Vormittag aus,“ fährt ſie fort.

„„Ich meint,““ ſagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, „„dort käm' der Bäs Valtineſſin ihr Knecht. Mach', daß du 'rein kommſt.““

Die Heiterethei ſieht wohl, die Leute fürchten ſich vor der Valtineſſin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht ſie weiter und ſagt im Gehen: „Ja, es wird mir doch nicht paſſen. Ihr müßt euch ſchon allein behelfen dasmal.“

Der Mann, der ſchon in der Thür war, ſieht, daß ſie geht, und kommt wieder heraus, um ſeine Arbeit fortzuſetzen.

„Was kann's helfen!“ ſagt die Heiterethei; „du mußt Milch haben und Brod, du arm's Liesle. Und wenn nur das mit der Ev' ein Traum iſt geweſt, ſo will ich mir gern noch mehr laſſen gefallen!“

Da kommt der Gurken-Kaſpar daher. Ehe er der Heiterethei anſichtig wird, zankt er mit ſeiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, Alle mit Rechen bewaffnet. „Das kommt von deinen Anſtalten! Hätt'ſt du beizeit dazu gethan, ſo hätten wir nun Leut'. Aber dir fällt's nicht eher ein, daß du Eins willſt beſtellen, als wenn's ſchon verſprochen iſt.“

„„Da komm' ich grad' recht,““ denkt die Heiterethei.

„Glück zu ins Heu!“ ſagt ſie laut und ſetzt hinzu, als wenn ſie ſpaßte: „Das Annedorle möchtet ihr gern mit haben; ich ſeh's euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil ihr wißt, ich bin immerfort ſchon auf Wochen hinaus verthan.“

Der Gurken-Kaſpar erſchrickt und ſtottert verlegen: „„Ja, manchmal, da möcht' man wohl — wunderlich Wetter, das iſt — wenn nicht — ſo aber — hat man ſich beinah' zuviel vorgeſeh'n . . .““

Der Heiterethei ſchlägt die Gluth in's Geſicht. „Ich glaub' doch gar,“ lacht ſie, „Er denkt, ich biet' mich an?“

„„Ja ſo,““ ſagt der Gurken-Kaſpar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechſeln; ſeine Frau aber rannte ihm abſichtlich unabſichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaſpar war der Mann, der einen Wink verſtand und wenn er noch feiner war. Er ſchluckte hinunter, was er hatte ſagen wollen, und ging ſchweigend fürbaß.

Eine von ſeinen Töchtern aber wandte ſich im Gehen: „Weißt du's noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag' macht der Holders-Fritz Hochzig mit der Gringelwirths-Ev'.“

Der Heiterethei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der ſie mit hundert Krallen faßt, hört ſie die Mädchen kichern. Sie rafft ſich mit aller Kraft zuſammen und lacht: „Das wißt ihr heut' erſt? Ich hab's beinah ſchon wieder vergeſſen!“

Eine junge Frau, die ihr begegnet, ſagt zu einer andern: „Wie das Annedorle ſich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint ſchon iſt die Hochtzig.“

Die Heiterethei drückt unwillkürlich das Kind gegen das ſchwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. „Werd' ich doch noch was Beſſer's anzuzieh'n haben zur Ev' ihrer Hochtzig,“ lacht ſie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet ſie ſich zum Liesle auf ihrem Arm: „Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb'. Sie denken, ſie wollen uns weh thun damit. Lach', Liesle, lach'! Und wenn's uns weh thät' bis in den Tod, wir laſſen's doch Niemand merken. Daß die Gringelwirths-Ev' 's erführ' und ſchnitt' ein Geſicht, wie ſie's macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erſt recht fertig werden thät'? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergeſſen ſein? Ich hab' ihn nicht gemöcht und möcht' ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär'. Ich mag den nicht. Ich mag gar Keinen! Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

Aber ſie ſagt das nur mechaniſch. Sie ſieht ſich verwundert um, wo ſie iſt. „Ich hab' doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach', ſo lang' mich die Leut' ſeh'n! Ja, anbieten hab' ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht.“

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht geſehen worden iſt, ſeit das gute hölzerne Städtchen auf ſeinen ſteinernen Füßen ſteht. Man meinte, wer nach ſolchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müſſe auch Reue zeigen und ſich demüthigen. Aber das that die Heiterethei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Uebermuthe, der größer und beleidigender erſchien, als ihr früherer, weil er müh-

ſam erkünſtelt war. Hinter jedem Lachen ſtak ein mühſam zurückgedrängtes Weinen, und jenes geberdete ſich nur deßhalb ſo wild, damit dieſes nicht den Muth gewinnen ſollte, hindurch zu brechen.

Wenige waren ſo ehrlich, zu geſtehen, daß ſie in dem Gewebe von Vetter-, Baſen- und Arbeitskundſchaft mit Armen und Beinen gefangen ſeien. Der Hohn, der ihr an anderen Orten unverſteckt entgegen kam, ſteigerte ihre künſtliche Laune nur immer höher. Es war, als ſei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen und ſie verlange, man müſſe ſich bedanken, wenn ſie dieſelbe nur annähme. Und wenn es Jemand nicht über ſich gewinnen konnte, ihr geradeaus abſchlägig zu antworten, half ſie ihm ſelber Vorwände zu erfinden. Es ſchien, ſie ſei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Uebermuthe und innerlich zuſammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf ſie auf dem Heimwege mit dem Meiſter Schramm zuſammen, der ihrer Mutter Curator geweſen war und nun ihrer war.

Der Meiſter ſah ſich kopfſchüttelnd um. Er war derſelbe, deſſen rothen Kirchenfrack der alte Hollunder angehabt, und ging vielleicht nur deßhalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben. Er war, wie wir wiſſen, das lebendige Localblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letzteren ſpielte er — wir haben das aus der poetiſchen Beſchreibung im Munde der Beutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieſer Mann ſah ſich faſt ängſtlich um, als er von der Heiterethei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen anſichtig geworden, ſagte er: „Ich bin eigentlich ſo zu ſagen auf dem Weg zu Ihr.“

Die Heiterethei nahm keine Rückſicht darauf, daß er ſich über ſein eigenes Vorhaben zu wundern ſchien; ſie ſagte: „Da haben wir einen Weg,“ und ſchritt voran.

Der Meiſter wußte es ſo einzurichten, daß kein Vorüber-

gehender merken konnte, er folge der Heiterethei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gravität etwas zu vergeben; so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiterethei erst nach dem Schlüssel suchen und dann die Thür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung in Betreff der unnöthigen Ceremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen setzte die Heiterethei das Kind, das ihr nie so schwer geworden, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Ueberbleibsel des Wachtstuben-Glanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: „Sie ist heut herum gewest wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgewest, wie sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt' ich Ihr freilich auch nicht können geben — von wegen . . ."

„„Weiß wohl,"" half ihm die Heiterethei. „„„Er hat der Leut' schon zu viel. Ich dacht' auch nur, weil ich eben vorbei bin gegangen."""

„Der Leut' wegen so just eigentlich gerad' nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab', vom Essen hätt' immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt' Sie Sich das bei Abend holen von wegen der Leut' halben."

Dieses Anerbieten war der Heiterethei kränkender als aller Hohn, den sie heut erfahren. Der weiße Druckflecken zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: „Essens wegen?"

Der Meister aber schien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu schütteln. „So wär's doch wahr," sagte er halb unwillig, halb bedauernd, „was die Leut' sagen, daß Sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man ihr angesehen hätt', Sie ging so ordentlich recht just bloß zum Schein um Aerbet, und Ihr wär's um Aerbet gar nicht zu thun? Und ich seh', Sie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär' am Sonntag gut genung in die Kirchen, was Sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß Ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so was aus Ihr

wär' geworden, da hab' ich doch erſt noch eine Vormahnung wollen verſuchen."

Die Heiterethei hielt ſich mit ſolcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie ſchob dem Ausbruche, den ſie ſelber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werden.

„Er merkt wohl, wo ſolche Reden hingehören," ſagte ſie. „Was ſteckt Er denn da in der Ecken? Da iſt ein Stuhl und eine Ofenbank."

Der Meiſter Schramm aber drückte noch inniger die Wand an ſich oder ſich an die Wand.

„Ich meint' doch," ſagte er, „es iſt juſt gerad' recht genung, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt' mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut', Ihr iſt's gar juſt gerad recht geweſt, daß der Regen die Wänd' hat verſchwemmt; ſo könnten's die Leut' in der Nachbarſchaft nicht am Thür-Auf- und Zugehen hören, wenn's zu Nacht etwa Beſuch gäb' bei Ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut' hätten Recht. Aber eine ledige Weibsperſon, wo allein wohnt, ſollt's gar nicht dazu kommen laſſen, daß ſo eine Frag' nur überhaupt ohnehin überdies könnt' entſtehn. Das Annedorle, mein' ich, kann nix Beſſer's thun, als daß ſie ſieht, wie ſie, je eher je lieber, unter die Hauben kömmt. Denn man vernimmt ja, daß Der und Jener noch Luſt hat, ſie drunter zu bringen. Und die können ſich weiterhin auch noch der Sach' bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut', wird ſie auch benutzt. Ein'm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von ſelber ſchon ſcharf nachgerechnet, und wo die Leut' gern das Schlimmſt' glauben, da geben ſie ſich nicht noch Müh', die Sach erſt nachzuſeh'n, ob ihr wirklich ſo an dem iſt. So machen's die Leut'. Ich meinestheils, was mich betrifft, will gern nix Schlimm's von Ihr meinen, und darum wär mir's recht, wenn Sie den Beck nähm'. Der hat mir's ſchon lang laſſen merken, daß er Luſt hat, das Annedorle zu frei'n, ſo gut und ſchlimm, wie ſie iſt. Aber das Kind da, das müßt' Sie freilich erſt von Sich thun."

Die Heiterethei fuhr vor Entrüſtung von dem Stuhl empor, auf den ſie ſich geſetzt. „Den?“ ſagte ſie mit Verachtung. „Der ſein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimm's von mir glauben und meint, ich nähm' den?“

Der Meiſter Schramm ſchüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. „Bei dem,“ meint er, „bedächt' ſich die Valtineſſin ſelber nicht. Er hat acht Küh' und kann's kaum erbacken, was er verkauft.“

„Warum heirath't er,“ fuhr das Mädchen fort, „die Küh' nicht ſelber, wenn er ſich ſo in ſie verſchamerirt hat? Ich mag keine Kuh und auch kein'n Ochſen. Ich kann's noch allein ermachen. Ich brauch' Keinen, und wär' er der Herrgott ſelber. Und mit ſeinen Leuten? Als wenn ich den'n was Lieber's thun könnt', als daß ich ſchlecht thät' werden.“

„„Mög' das ſein, wie es will,““ ſagte der Meiſter, indem ſeine Verwunderung einen Amtsrock anzog. „„Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen ſo ein Aergerniß werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen Stadt gibt. Und Sie wird wohl thun, wenn Sie's nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu Ihr ſchicken.““

Der Heiterethei erblaßte der ganze Arm. „Es ſoll mir nur einer kommen,“ ſagte ſie, „ich will's ihm ſchon ſagen! Das Häusle iſt mein. Es gibt mir Niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd' heraus mach' und nix laſſ' ſteh'n, als die bloße Decken. Ich will's Ihm ſchon ſagen, daß er für Sich ſoll ſorgen und and're Leut' in Ruh' ſoll laſſen.“

„„Ihr red't wie ein Weibsbild,““ entgegnete der Meiſter und wunderte ſich über die geiſtige Ueberlegenheit, die er der Heiterethei gegenüber entwickelte. „„Ihr red't wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt Ihr denn, der Polizeier kommt für ſich? Ihn ſchickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Aergerniß nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt,

wenn er wird geſchickt. Na, ich hab' Ihr geſagt, was ich als Ihr Curator Ihr hab' müſſen ſagen. Thu' Sie nun, was Sie will, aber mir kann Sie hernachen keine Schuld geben.'"

Damit knüpfte der Meiſter die Weſte unter ſeiner Schürze zu und ſchien ſich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er ſich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiterethei Augen verſchwand.

Die Heiterethei hatte keine Zeit, Betrachtungen über ſeine Verwunderung anzuſtellen, ja, nicht einmal über ihre eigene Lage. Das Kind forderte ungeſtüm das Stückchen Brod, das es nach der bisherigen Hausordnung ſchon vor einer Stunde hätte haben ſollen. Sonſt, wenn es ſo vor ihr ſtand und mit drolliger Ernſthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte ſie es lachend zu küſſen. „Recht ſo, Liesle," ſagte ſie dann wohl; „du wirſt auch einmal eine Heiterethei und bleibſt den Leuten kein' Red' ſchuldig!" Dasmal, nachdem ſie vergeblich Alles durchſucht, wo noch ein Kreuzer ſich verkrochen haben konnte, riß ſie das Kind mit plötzlichem Entſchluſſe in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verſchließen. Faſt hätte ſie unwillkürlich das Vorhandenſein der Lücke durch die That anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem ſtattlichen Hauſe des Becken. Die Heiterethei hätte ſich von der Wahrheit der Meinung ihres Curators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die Aeußerſten der ganzen Armwelt vorſtellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenſter heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabſichtlich in Colliſion mit einander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andere einer überreifen Magd. Aber die Heiterethei hatte für das Alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an dieſen Beweismitteln vorüber und mit ſolcher Haſt durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl ſah, ſie eilte, einen Entſchluß auszuführen, ehe derſelbe ſie gereuen könnte.

Der dicke Meiſter war eben in der Stube und ſaß behaglich beim Frühſtück. Er ſah aus wie die geſegnete Mahlzeit ſelber und ſchwitzte leiſe vor Wohlſein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; ſeine weiße Jacke dehnte ſich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf ſeinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlſtaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausſchuhe, Alles zerfloß vor Ueppigkeit.

Erſt ſchien er ſich über das Kommen der Heiterethei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüſternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: „Hm, iſt das wilde Ding endlich mürbe?“ halb der Heiterethei ſelber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiterethei vor Scham und Unwillen erröthen. „Er braucht nicht ſo zu nicken,“ ſagte ſie zwiſchen Verachtung und Zorn. „Das Kind da will eſſen. Weiter iſt's nix.“ Sie ergriff ein dort liegendes Brod, und man ſah an der Bewegung, mit der ſie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf ſeine Waare überging.

„Ja,“ rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: „Wenn das Dorle bei mir bleibt, ſoll das Kind zu eſſen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kann's auch dableiben.“

Die Heiterethei wandte ſich in der Thür. Das Kind kam ihr beſchmutzt vor, wenn er es nur nannte.

„Das Kind iſt mein, und Er ſoll's nicht auf die Zunge nehmen!“ ſagte ſie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. „So ſeh' ich nicht,“ entgegnete er, „warum ich ihm zu eſſen geben ſoll, wenn's mich nichts angeht.“

Die Heiterethei ſtand einen Augenblick überraſcht. Die Wahrheit der Aeußerung traf ſie ſo ſtark, daß ſie das Brod wieder auf den Tiſch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär' es nicht darum, ſagte ſie: „Daß Er meint, es wär' geſtohlen? Von Seinem Brod' ſoll's gar nicht eſſen. Und es mag's nicht einmal!“

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnt' er ſich vor behaglicher Gewißheit. „Elend macht ein ſchön Feuer unter die Leut'. Wenn das Küchelchen noch nicht gar iſt, mir iſt's gar nicht bang, daß ſie's nicht noch wird."

Die Heiterethei aber ſang und ſcherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis ſie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brach's wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein Solcher ein braves Mädle nur in ſeinen Gedanken ſchlecht machen und beſchmutzen konnte! Daß man's ihm nicht wehren konnte, von Einer wie von der Andern zu denken!

Aber draußen hatt' es ſchon einige Male gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen ſo laut, daß ſie es durch den inneren Tumult hindurch hören mußte.

Mechaniſch drückte die Heiterethei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es Jemand wagen konnte, in ihr innerſtes Heiligthum einzudringen, verwiſchte ſchnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes ſchon einem Wüſtling Muth gemacht?

Alle Muskeln der großen, ſchlanken Geſtalt ſchwollen an, wie ſie's herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut ſtand ſie da.

„Guten Tag herein," ſagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erſchien eine weibliche Geſtalt, kleiner als die Heiterethei und ihr zugleich ſo ähnlich und ſo unähnlich, als ein Mädchen dem anderen ſein kann. Es waren zwei ganz verſchiedene Worte, aber mit denſelben Schriftzügen geſchrieben. Eben das, worin ihre Aehnlichkeit lag, machte ſie ſich unähnlich. Wie anderer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Muthwillige an der Heiterethei, wie anderer an ihrer Schweſter! Wie ſpröde, geſchloſſen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiterethei, wie ſorglos hingegeben und doch abſichtlich lockend im Anſehen und Weſen der Schweſter; die Heiterethei immerwährende Spannung, ſteter Nachlaß die Schweſter. Daſſelbe

Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig ſehen und zeigte hier ſein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze roſige Zahnfleiſch zugleich ſichtbar. Und ähnlich verhielt es ſich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Weſen.

Die Heiterethei erkannte die Schweſter und trat ihr ernſt abwehrend entgegen. „Du haſt vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle ſollen kommen," ſagte ſie; „was willſt du ſchon, wo das zweit' erſt angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrſchaft zu mir und was willſt du?"

„„Als wenn man immer geſchickt müßt' ſein,"" entgegnete die Schweſter, indem ſie ſich geſchmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. „„Und eine Herrſchaft hab' ich eben nicht.""

„Sie hat dich fortgeſchickt?" fragte ernſt die Heiterethei.

Die Schweſter tritt erſt unwillkürlich vor dem Blicke der Heiterethei einen Schritt zurück, dann ſagt ſie trotzig, aber ſie weiß, daß der Trotz ſie hübſcher macht: „Ich bin ſelber gangen. Die Leut' meinen, Tanzen iſt Sünd', und ich will meine jungen Jahr' genießen. And're machen's auch, ſo heilig ſie ſich ſtellen." — Das ganze Zahnfleiſch wurde ſichtbar, als ſie lachend an der Heiterethei ſich vorbei ſchmeicheln wollte. „Und nun ſei nicht mehr dumm. Was macht's? Iſt's geſund?"

Die Heiterethei vertrat der Schweſter den Weg zu dem Kinde. Es ſah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut ſich um eine hindernde Marmorſäule herum vorbei winden wollte.

„Wär'ſt du ordentlich worden," ſagte die Heiterethei; „aber ſo, ich ſag' dir, du rührſt's nicht an."

„„Hm; weil du ſo ordentlich biſt?"" lachte die Schweſter, und nie ſah ſie der Heiterethei unähnlicher. „„Ich war einmal ſo dumm, daß ich anders hab' werden wollen, weil ich gedacht hab', du wär'ſt ſo; weil ich nicht gewußt hab', daß du dich nur ſo ſtellſt. Du brauchſt mich nicht ſo von oben anzuſeh'n. Wenn's was Schlimm's iſt, ſo iſt die, die vor den Leuten nicht beſſer

will ſein, als ſie iſt, immerfort noch nicht die Allerſchlimmſt'. Und zumal, wenn's die Leut' doch wiſſen.""

„Was wiſſen die Leut'?" fragte die Heiterethei, indem ſie einen Schritt nach der Schweſter zu that.

Die wich zurück und ſagte nicht ſo muthig, als vorhin: „„Frag' ſie ſelbſt, aber ich denk', du wirſt's immer noch beſſer wiſſen, als die Leut'.""

„Du gehſt hinaus," ſagte die Heiterethei gebietend. „In dem Häusle da waren immerfort brave Leut'."

Die Schweſter fügte mit noch kleinmüthigerem Trotze hinzu: „„Kann ſein, einmal.""

„Einmal und immer noch, und darum ſollſt du hinaus. Wen die Leut' ſchlecht machen, der iſt darum noch nicht ſchlecht."

Die Schweſter wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß ſie, daß die Schlimmere noch den Sittenrichter ſpielen wollte. Ueberdies war ſie die Aeltere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbiſſen heraus: „„Aber wer's ſelbſt thut, meinſt du, und drum biſt du's nicht.""

„Ich ſag' dir's noch einmal," fuhr die Heiterethei fort; „die ſelig' Mutter hat ſich meiner noch nicht geſchämt, wenn ſie hat herunter geſeh'n. Und drum lach' ich nur, was die Leut' ſagen."

Die Schweſter ſammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küſſen. Es ſchrie und langte nach der Heiterethei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwiſchte, was die Schweſter an ihm berührt.

„Ich ſag'" drohte die Heiterethei, „und das Kind ſoll wieder brav werden, wie ſeine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der macht's, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehſt du und kommſt nicht wieder, bis du brav worden biſt, daß es zu dir mag und du darfſt es angreifen. Weil ich's hab' genommen, daß es ſoll brav werden, und plag' mich ſeinethalben Tag und Nacht, ſagen die Leut', es iſt mein Kind. So ſind die Leut', und du weißt, wem es iſt, und könnteſt daran erkennen,

wie die Leut' ſind. Red', wie du willſt; du mußt mir's noch einmal danken. Du müßteſt ſagen: ſo iſt ſie nicht, wie ſie die Leut' machen, aber dir wär's recht, wenn Alle wären wie du, daß du nicht brauch'ſt zu denken, du ſollſt auch beſſer werden. Und drum glaubſt du's mit Gewalt, obſchon du weißt, es iſt nicht wahr. Und — nun kennſt mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell' fortging'ſt. Kommſt du brav wieder, ſoll' ich deine Schweſter ſein und das dein Kind. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!"

Die Schweſter machte noch eine vergebliche Anſtrengung, ſich der Heiterethei gegenüber ſo ſtolz aufzurichten, als dieſe that; dann brach ſie zuſammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Muth, noch ein leichtfertig Wort zu ſprechen; aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugeſtehen. Einen Augenblick ſtand ſie noch unſchlüſſig, ohne das Anſehen der Heiterethei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo ſie beſſer war und glücklicher, die ihr der alte Hollunder zurauſchte, oder der Zuſtand des Häuschens, in dem ſie Kind geweſen war: etwas traf dieſes leichtſinnige Herz, ſtark genug, ihm eine Thräne abzupreſſen. Sie rang noch einen Augenblick ſtillſtehend mit ihrem Trotze, dann kam ſie zurück und bot der Heiterethei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie ſagte: „Wenn du wieder brav biſt, hernachen komm!"

Die Schweſter wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und ſie war in den Weiden verſchwunden.

So lange wartete die Heiterethei, dann ſchloß ſie die Kammerthür hinter ſich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum erſten Male völlig zuſammen im Geſtändniſſe: „Ein ledig Weib iſt das elend'ſt Ding auf der Welt! Wie anders hat's da ein Mann! Nicht allein, daß ſie recht thut, ſie muß auch ſorgen, daß ihr's recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib iſt wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es Niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all' ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verläumdung kann ſie der ſtärkſte Arm

nicht ſchützen. Der ſchwächſte Mann iſt ſtark gegen ſie. Nicht einmal ihr etwas übel zu nehmen, hält man der Mühe werth. Ein Mann kann aufſtehen, auf den Tiſch ſchlagen und zur Rechenſchaft ziehen, wer ihn ſchlecht machen will. Und woran wär' er ſo tief zu verletzen, als ein Weib an ſeiner Ehre? ſo unwiderbringlich? mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?"

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann ſie nicht. Lieber ſterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; ſie kann's nicht ſtützen. Das Häuschen, darin ſie als Kind gelacht und geweint und die Mutter ſie lieb gehabt. Hätte ſie nur Ein Herz, von dem ſie wüßte, es trüg' unausgeſprochen an ihren Schmerzen mit! denn klagen könnte ſie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker; die Annemarie iſt fortgezogen; ihre Schweſter hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat ſie täglich geſprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage faſſen kann. An den alten Hollunder, der eben über ihr kratzt und rauſcht, als wollte er ſie an ihn erinnern, denkt ſie nicht; und wenn ſie an ihn dächte, er hat andere Leiden und Freuden, und ſie muß ihm erſt die Seele leihen; ſeine Seele iſt ihr eigen Mitleid und ihre eigene Mitfreude mit ſich ſelbſt. Und was ſoll aus dem Kinde werden? Wird ſie's erhalten können und brav erziehen, wie ihre Mutter ſie? Wenn ſie ſtirbt, was ſoll aus ihm werden, wo Niemand es lieb hat, und ſo arm, ohne Mutterpflege und Vaterſchutz? „Am End' iſt's beſſer für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut' durchaus ſchlecht wollen haben!"

Immer lockender rieſelt draußen der Bach, ſo viel Mühe ſich auch der alte Hollunderbuſch gibt, ihn zu überrauſchen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo ſie ſo oft und erſt dieſen Morgen noch kaum die Luſt überwunden, ſich hinein zu ſtürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Dieſen ganzen Tag hat ſie's immer in ihre Gedanken hineinrauſchen hören, als rief' es ſie; ſie wußte nicht, warum; jetzt weiß ſie es. Und der Fritz — der ſie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirths-Ev' — wenn er's hört, es muß ihn

ſchmerzen, er muß an ſie denken, ſo oft er Weiden haut; jeder Reif auf ſeiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die ſchönſten Weiden ſtehen und wo ... Es packt ſie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entſchluſſe. Sie wendet ſich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm ſpaßen. Es ſchlägt die Hände zuſammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es ſinken und ſinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis ſie Alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belaſtet.

Wie ſchüttelte ſich der alte Hollunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiterethei einfiel: „es iſt noch Welt außer Luckenbach, wo's nicht mehr heißt: Reſpect muß ſein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen ſie mich die Heiterethei? Warum hat mir der lieb' Gott die ſtarken Arm' gegeben und das luſtig' Herz, wenn ich's nicht ſollt' brauchen für das Liesle und mich ſelber?!“

Wieder nimmt ſie das Kind auf den Arm: ſie jauchzt mit dem Kind um die Wette. „Guck', Liesle, wie wir dumm ſind geweſt! Der reiche Metzger am Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir geh'n gleich hin!“

Als ſie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun iſt ihr's gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagsſonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der iſt eben auf dem Weg vom Hollunderbuſch in das Gärtchen drüben. Dort ſetzt er ſich auf eine rothe Bohnenblüthe gleich neben dem großen Stachelbeerbuſch. An dieſem bleibt das Auge der Heiterethei, das ihm folgte, haften.

„Wenn die Stachelbeeren reif wären! du biſt hungrig, du arm's Liesle, und ich auch. Das merk' ich jetzt erſt. Ja, die alt' Annemarie hat Recht gehabt. Wenn's nur den Menſchen einmal wieder hungert, hat ſie geſagt, hernachen iſt dem Tod ſein Heu verregnet.“ Dazu kommt dort — aber er iſt's doch nicht? Ja, er iſt's doch! Der Holders-Fritz iſt's; der Holders-

Fritz iſt's wirklich, der dort von den Weiden herauf kommt. Wie ſieht er anders aus, als ſonſt! Er hat eine weiße Weſte unter ſeinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er —?

Faſt wäre die Heiterethei ſo thöricht geweſen, vergeblich zu erſchrecken. Was ſollt' er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es iſt der kürzeſte Weg zu ſeiner Braut; der hochmüthige Giebel da oben, der iſt ja vom Gringelwirthshaus.

Aber ſie iſt ſchon erſchrocken, ſo thöricht das iſt.

Wenn er ſähe, daß ſie über ihn erſchrocken iſt — das darf er nicht wiſſen, wie ihr's um das Herz iſt. Niemand darf's wiſſen. Um Alles nicht! Das wär' erſt ein gefunden Freſſen für die Leut', für die Gringelwirths-Ev', für die Valtineſſin, für alle die großen Weiber und — für ihn ſelber mit! Und wenn ſie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den ſeinen könnte ſie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der ſo ausſähe, keinen Laut von ihm, der ſo klänge!

Sie ſetzte das Kind an dem Stachelbeerbuſch nieder; zum erſten Male vergaß ſie, daß es unreife Beeren abreißen und eſſen kann. Sie ſelber ſieht ſich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er ſie nicht gewahr werden ſoll. Aber ſchon kommt er näher. Sie bückt ſich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelblack-Stöckchen, das mitten in der Peterſilie ſteht. Der Athem vergeht ihr faſt; ſie ſieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angſt, als hinge Tod und Leben für ſie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angſt wächſt, wie ihr der Traum einfällt. Hier ſtand ſie ja im Traume mit dem Fritz. So hell war's und ſo warm, und ſo ein fröhlich Rauſchen zog durch Büſche und Kräuter.

Der Holders-Fritz iſt indeß an den Zaun gekommen.

„Sieh," ſagt er, „was ich dir hab' mitgebracht, Liesle!"

Er hält einen Stromweck in die Höhe, ſo gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund ſtecken wollte. Es kommt an's Staket und langt danach. Der Holders-Fritz gibt ihm den Strom-

weck, und es fürchtet ſich ſo wenig vor dem „wilden“ Fritz, als wär's all ſeine Tage mit ihm zuſammen geweſen.

Der weiß aber auch nicht, was er ſagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er iſt ein ganz andrer als ſonſt. Da iſt nichts mehr von dem übernächtigen, gedankenloſen Blick, von der dunkeln Röthe in ſeinem Geſicht; nichts mehr von dem herausfordernden, ſchlagfertigen Weſen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in ſeinen Zügen, das lange Haar iſt bedeutend kürzer geſchnitten und fliegt nicht mehr ſo wild verworren ihm um das Geſicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus ſeinem Innern hervor; die Stimme iſt nicht mehr ſo heiſer und gewaltſam in die Höhe getrieben. Er iſt ſchlanker als ſonſt; Alles an ihm iſt milder und beſcheidener und dennoch männlicher. Er iſt ein ganz Anderer; er iſt nun erſt der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erſchaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein; der Fritz ſpricht erſt mit ihr und überſetzt ſich die Reden, die ſie in unbekannten Sprachen hält, ſo gut es gehen will; während deß iſt er herangetreten an den Zaun; nun ſagt er ganz leiſe: „Dorle!“

„„Das iſt doch dieſelbe Stimme, wie den Morgen im Traum,““ denkt die Heiterethei in ihrer wachſenden Angſt. „„Und wie er ſo freundlich mit dem Liesle iſt, das alle Leut' ſonſt ſcheel anſeh'n! Das iſt ſchön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergeſſen, und wenn er . . .““

„Dorle,“ ſagt er noch einmal.

Aber ſie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe ſie thut, als würde ſie ihn eben erſt gewahr. Und ſie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß ſie die Augen nach ihm hinzuwenden ſcheint.

„Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find',“ fährt er nun fort. „Ich wollt' dich nur was fragen.“

Mit einem Blicke überſieht ſie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen iſt.

„Mich?“ fragt ſie ſo gleichgültig und verwundert, als ſie kann.

„„Ja, dich,““ entgegnete er.

„So frag'. Aber mach'; ich hab' nicht viel Zeit.“

„„Du haſt bei mir aufgeräumt . . .““

„Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?“

„„Ja, du; und bei mir. In meiner Werkſtatt in den Städeln, da am Gründer Weg.““

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja ſpräche! Die Heiterethei kann's nicht, und hinge, wer weiß, was davon ab.

„Guckt doch,“ lachte ſie. „Ich hab' weiter nix zu thun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum'!“

Der Holders-Fritz wird dennoch ſichtlich freudiger.

„„Wenn du nicht roth würd'ſt, wollt' ich's glauben,““ ſagt er ſchnell. „Und du wirſt noch immer röther.““

„Er thät' ſich freu'n,“ denkt ſie, „ſagt' ich Ja. Warum nur? Was hat er damit?“ Aber ſie ſagt: „Freilich, weil ich mich ſchäm', daß du ſo einfältig red'ſt. Und weil ich mich gebückt hab'. Der Bader ſagt immer, ich ſoll aderlaſſen. Wenn du deinen Spott haben willſt, geh zu Deiner.“

Der Holders-Fritz ſagt, ſo ernſt er kann: „„Ich ſpott' nicht. Ich denk' eben, du ſollſt die Mein' ſein.““ Ein kleines Bißchen Schelmerei war unter den Ernſt gemiſcht, mit dem er fortfuhr: „„Ich hab gedacht, du brauchſt's nicht bei Nacht zu machen; du könnt'ſt's am Tage thun.““

Die Heiterethei hörte den Ernſt nicht vor der Schelmerei.

„Ich hab' dir nix gemacht,“ ſagte ſie gereizt, „und dein Gered' leid' ich nicht. Und nun gehſt du deiner Weg'. Ich hab' noch nichts mit einem ledigen Burſch gehabt, geſchweig' mit einem verſprochenen; am wen'gſten mit dir. Ich dächt', du weißt's gut genung. Und ich hab' mehr zu thun, als Maulaffen feil halten, und du läßſt mich geh'n; und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!“

Der Holders-Fritz ſchwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „„Dorle, hörſt du?““ Und als ſie hartnäckig ſchwieg und that, als meinte ſie, er ſei ſchon gegangen, ſetzt' er hinzu: „„Na, nix für ungut. Ich hab' nur wollen wiſſen, wie du denkſt.

's war nur gefragt, und eine Frag' iſt kein Donnerſchlag."" — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er ſieht, ſie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert während deß wieder am Lackſtock und rauft unbarmherzig in die Peterſilie hinein, damit es ſcheinen ſoll, ſie habe wirklich nothwendig zu thun. Aber ſie fragt ſich: „Ich denk' eben, du ſollſt die Mein' ſein — was will er damit?"

Der Hollunder nickt ihr von drüben zu: „Laß ihn nicht fort." In den Bohnen vor ihr flüſtert die Luft: „Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willſt ihn nicht, muß er ja zur Gringelwirths-Ev'. Schon aus Stolz ja muß er das nun." Doch ſie weiß ja ſelber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber ſie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn ſie auch einen wüßte. Ja, ſtänd' er vor ihr und fragte noch einmal, ſie könnte ihn nichts merken laſſen. Um ſo weniger, je mehr ſie fühlt. Es iſt, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! immer weiter außen iſt die Welt, immer tiefer drinn die Seele.

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Diktes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er ſtehen, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm ſchwer. Er iſt ja noch krank, und daran iſt ſie ſchuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn Niemand zurück? Und doch erſchrickt ſie, wie ſie rufen hört: „Fritz!" Das Kind iſt's, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es „Fritz!" gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder ſtehen, er kehrt um.

Wer hat das Kind „Fritz" ſagen gelehrt? Die Heiterethei ſelber, ohne daß ſie es wußte, wenn ſie vom Fritz mit ihm ſprach. Das wird er nun errathen. Er muß denken, ſie hat's dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und ſchon ſteht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüthen des Zauns.

„Du haſt mich gerufen, Dorle," ſagt er matter als vorhin. „Ich konnt's ohnehin nicht glauben, daß du mich wirſt gehen laſſen."

„„Ich?““ entgegnete ſie, das brennende Geſicht abwendend. „„Was dir einfällt! Ich hab' nicht an dich gedacht.““

„So war's das Liesle.“

„„Das?““ lachte ſie.

Er fragt das Kind, das er mühſam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf ſeinem Arm die Hand vor den Mund. „Sei nicht ſo dumm,“ ſagt ſie haſtig zu ihm. „Das Kind kann kein Wort reden.“

„„Als nur Fritz?““ fragt er, bläſſer als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. „„Das iſt doch curios.““

„Das iſt nicht curios,“ ſagt ſie noch haſtiger. „Weil dem Nachbar ſein Kater Fritz heißt.“

„„Der dort?““ fragt der Fritz und lockt ihn: „„Komm, Fritz; Fritz, komm. Der muß anders heißen,““ fährt er fort, „„oder er hat ſeinen Namen vergeſſen. Das Vergeſſen ſcheint überhaupt hier Mode.““

Die Heiterethei iſt ganz verwirrt, blutroth, zornig vor Scham. „Der Kater,“ ſagt ſie, „hört bloß auf ſeine Leut', und nicht auf jeden Narren.“

Der Fritz ſcheint ſich an ihrem Zuſtande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiſer redend, man ſieht, er wird immer heiterer.

„Warum hält'ſt du dem Liesle den Mund zu?“ fragt er; „es will mir noch was ſagen.“

„„Es iſt nicht wahr, was es ſagen will,““ ſpricht ſie. In immer noch wachſender Verwirrung traut ſie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Abſicht zu, ſie zu verrathen. Und nun wird ſie auch noch gewahr, ſie zeigt dem Fritz, indem ſie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchſtaben darauf leſen und mit dieſen Alles, was ſie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch bläſſer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umſinken

und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefſtes Herz ſchwillt in Mitleid und Liebe auf, aber der Gedanke: „wenn es Jemand ſähe!“ beherrſcht ihr Aeußeres.

Es war gut, daß der Zaun zwiſchen ihnen ſtand, ſonſt wär' ſie umgeſunken. In einem Arm hat ſie den Fritz und das Kind, den anderen ſtützt ſie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von deſſen wilden Röschen ſchwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwiſchen beiden und zittert zugleich vom Athem Beider. Eben ſo, Wange an Wange, lagen ſie in ihrem Traume; ſie fühlt, daß ſein Auge, welches ſie vor der zu großen Nähe nicht ſehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es iſt dieſelbe Stelle wie im Traume. Dieſelbe Wonne-Angſt dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie ſieht hinüber nach dem Hollunderbuſche und könnte ſich verwundern, ihn nicht in des Meiſters Schramm rothem Kirchenfrack herüber kommen zu ſehen.

„Wenn ich könnt' ſitzen,“ ſagt der Fritz. „Es wird gleich vorüber ſein. Wegen dem Finger hat's nix zu bedeuten; du brauchſt dir kein Gewiſſen deßhalb machen. Der Bader ſagt, es wird bald wieder ganz gut ſein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es iſt auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht.“

Die Heiterethei ſollte ſich darüber freuen, und doch kann ſie es nicht. Er wird ihr fremder, er iſt ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verſchuldung gegen ihn, ihr Selbſt-Vorwurf war ein Band geweſen, das ſie an ihn gebunden. Sie fühlte nur, daß ein Liebesband gelöſ't war. In dieſem Gefühle ſagt ſie, und das Drängende des Augenblicks gibt den Ton dazu: „Geh zu deiner Braut.“

„„Braut?““ fragt der Fritz. „„Das iſt dummes Zeug.““

„Zur Gringelwirths-Ev',“ fuhr die Heiterethei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müſſen, und dachte nicht, daß der Zorn eben ſo gut ein Verräther war, als Thränen.

„„Die Ev'?““ fuhr der Fritz fort. „„Ja, der Fieberhund, die Leut' mein' ich, hätten mich beinah' dazu gebracht. Weil ich hab' geglaubt, du haſt mich aus Zorn in den Bach gerennt —““

„Und du willſt doch zu der," ſagte das Mädchen, der das Athmen ſo ſchwer wurde wie damals im Traume.

„Zu dir wollt' ich," ſagte der Fritz. „Ich wollt' wiſſen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen."

„„Schon wieder?""

„Und noch um was." (Die Heiterethei fürchtete, er müſſe ihr Herz ſchlagen hören.) „Warum du mich vom Steg haſt gerennt."

„„Weil ich dacht', du wollteſt mir was thun.""

„Ich?"

„„Du haſt mir doch aufgepaßt,"" ſagte ſie, von Neuem roth, „„und die Leut' —""

„Freilich aufgepaßt, aber nicht —"

„„Sagten, du wär'ſt wüthend,"" eilte ſie, um über das Geſtändniß hinauszukommen, daß ſie ſich doch gefürchtet.

„Ja, freilich erſt," entgegnete er. „Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab' ich erſt nicht gewußt, was ich dir ſollt' thun. So war ich des Teufels vor Deſperatheit auf dich, und noch den ganzen anderen Tag."

„„Was ich hab' gered't, das iſt die Wahrheit geweſt.""

„Eben darum," entgegnete der Fritz. „Guck', Annedorle, was ich dir jetzt will ſagen, das hätt' ich noch vor ein Tager acht nicht können ſagen, dir nicht und auch einem anderen Menſchen nicht. Ich hab's erſt dem Nagelſchmied ſeinem Hund, hernachen hab' ich's meinem Fräle vorerzählt; alle Stunden ein paar Mal, bis ich das unrecht' Schämen hab' verlernt und nicht mehr hab' geſtottert und bin roth geworden dabei. Du haſt eben in Allem Recht gehabt, und auch darin, daß du haſt geſagt, wenn ich dich freit', da — könnt' — noch Einer aus mir werden. Da iſt mir's doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dir's die Haar' verſengen thät', Burſch, du red'ſt weiter. Wir wollen dich ſchon kriegen, wie der Bader ſagt. Schäm' dich, daß du dich ſchämſt, wo's verkehrt iſt. Ja, da hab' ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wollt'ſt nehmen. Aber da bin ich heimlich geweſt wegen der Fieberleut',

und bin Nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich haſt gefürchtet.“

„„Gefürchtet?““ lachte die Heiterethei. „„Und wohl vor dir?““

„Ja, du biſt eben noch, wie ich damals bin geweſt,“ entgegnete der Fritz. „Du biſt deinen Fieberhund noch nicht los. Du ſchämſt dich noch, daß du dich ſollſt ſchämen.“

„„Du haſt dumm Zeug genung gemacht,““ ſagte die Heitherethei, „„du haſt Urſach' genung. Ich hab' nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch' zu ſchämen.““

„Nu, meinetwegen,“ entgegnete der Holders-Fritz. „Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeiſter machen, wo ich noch an mir ſelber genung zu ziehen hab'. Ja, das war Alles dumm, was ich damals hab' gemacht; und wie ich gemeint hab', nu bin ich geſcheidt, das Allerdummſt', das erzähl' ich dir ein ander Mal. Zuletzt iſt das alt' Wildthun noch einmal gekommen und hat geſagt: ich bin das alt' Wildthun nicht mehr; ich heiß' jetzt Mannsehr', und weil du ein dumm Wort haſt gered't, ſo verlang' ich nun von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es iſt nur gut geweſt, daß ich den alten Dieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab' weggekriegt und daß ich trotz dem Fieber noch beſſer bin zu Fuß geweſt, wie mein alt Fräle. Guck', Annedorle, ich ſchäm' mich nicht, daß ich muß ſagen: du haſt Recht gehabt, und es iſt Alles gut geweſt, was mir von dir gekommen. Auch daß du mich in den Bach haſt gerennt. Es iſt ſchon gut, wenn ſich einer einmal in der Einſamkeit auf ſich ſelber beſinnt, aber er darf kein Stadelthor zwiſchen ſich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menſchen iſt er hineingeſchaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär' immer verbiſſener geworden in meinem Fieber und hätt' immer mehr gemeint, die Leut' thäten mir Alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt' Alles zu Trotz wollen thun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt' ſoll'n kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hätt'ſt hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem

dummen Finger und auch nicht von dem Bißle kalten Waſſer, ſondern weil ich hab' gemeint, du kannſt mich nicht leiden. Und wär' ich nicht krank worden, ſo ſäß' ich jetzt drüben in Amerika und dächt' immer noch, du haſt's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein', und das braucht's auch jetzund nicht. Genug! ich bin noch hüben, und wenn du mir haſt aufgeräumt, geh'n wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willſt haben, ſo bleib' ich ein Junggeſell; eine Andere nehm' ich nicht als dich, und werd' ich noch hundert Jahr."

Wieder barg die Heiterethei ihre Weichheit in Zorn. „Aufgeräumt hab' ich einmal nicht," ſagte ſie. „Wer weiß, wer das iſt geweſt! Und denkſt vielleicht, weil ich ein Häusle hab', ich hab' mehr, als wahr iſt. Und das Liesle da . . ."

„Nehm' ich gleich mit," ſagte der Fritz triumphirend. „Du mußt nicht denken, du haſt's allein gern."

„„Und die Leut' im Städtle ſind mir erbittert; das ließen ſie hernachen an dir aus.""

„Was frag' ich nach denen! Das ſind Fieberleut'. Eigentliche Leut' gibt's gar nicht."

Da war ja das Herz, nach dem ſie ſich geſehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber ſie ſagte wie zornig: „„Nu, wenn du denkſt, es iſt dein Beſt's, und du willſt's durchaus; aber ich dring' mich nicht auf. Wahr iſt's, du haſt mich gedauert wegen der Gringelwirths-Ev', und ich hab' dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchſt. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt', das iſt mir nicht eingefallen. Thuſt du's, meinetwegen; thuſt du's nicht, auch meinetwegen. Brauchſt nicht zu denken, daß ich Einen muß haben. Ich hab's nicht nöthig. Ich kann's noch ſelber ermachen."

Der Fritz hatte ſeine eigenen Gedanken bei dieſer Rede der Heiterethei. Er brauchte nur in ſeine eigene letzte Vergangenheit zurückzublicken, um zu wiſſen, wie er ſie verſtehen müſſe. Er meinte: „So iſt's recht. Der Mann muß der Frau voraus ſein: das macht den Reſpect von ihrer Seite und die Lieb' von ſeiner." So dacht' er, aber er ſagte: „Da kannſt du gleich

mit angreifen bei mir, wenn du willſt. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg' kein End', wie ſie's allein ſoll durchſetzen mit dem Angeben und Kochen; ſie iſt alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug' auf dich gehabt, daß du meine Frau ſollt'ſt werden. Es freut ſich kein Menſch ſo, wie das Fräle, wenn du kommſt. Das Liesle nehm' ich gleich mit.'

„„Du denkſt auch,"" lachte die Heiterethei, „„ich hab' auf dich gepaßt und hab' ſonſt nix zu thun und komm' gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommſt du?""

„Wie ſich's dir ſchickt," ſagte der Fritz ſchon im Gehen. „Du wirſt ſchon deiner Fieberleut' wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das iſt nun mein, das iſt das Draufgeld, das wirſt du nicht im Stich laſſen, wenn dich's auch ſollt' reu'n."

Die Heiterethei hielt ſich noch immer am Zaun. „„Ich komm' ſchon nach,"" ſagte ſie. „„Denn das kannſt du gleich wiſſen, deſpektirlich behandeln laſſ' ich mich nicht, und laſſ' mir nix ſagen, wo ich ſelber ſeh', was zu thun iſt. Und nun gehſt du, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.""

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verſchwinden wollte, da fehlte wenig, ſie wär' ihm nach, hätt' ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgeſagt. Ihr war, als ſollte ein Eiſen um ihren Hals gelegt und ſie damit irgendwo angeſchmiedet werden. Alles das, was ſie noch vorhin ſo heiß erſehnt und dann ſo ſelig als ihr Eigenthum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Laſt auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte.

Es war, als wäre ſie auf einmal wieder ganz die alte Heiterethei geworden, die in jedem Manne einen Feind ſah, gegen den ſie ſich wehren müßte. Sie bereute, daß ſie nicht gleich den Entſchluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das ſie ſollte, kam ihr wie ein Gefängniß vor. Sie wußte nicht mehr, ob ſie den Fritz lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie ſollte nun nicht mehr thun, was und wie ihr's einfiel; ſie

ſollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte ſie, daß der Fritz eben dieſer Mann war, dann wußte ſie, es war nur Widerwille, was ſie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte ſie zugleich, wie ſorgenlos und ſchön ſich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte ſie doch laſſen müſſen, und die fremden Leute, zu denen ſie ging, ſie mochten wohnen, wo ſie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eigenes freies Weſen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menſchen wollen ſich nach Andern richten und verlangen, daß dieſe ſich nach ihnen richten ſollen. Wer ſich in irgend einer Weiſe loslöst, der muß auch in anderer nicht mehr von ihnen abhangen dürfen. Wer die Menſchen braucht, der muß ſein, wie ſie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zuſtand, als den Uebergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die ſelber gern aus ihrem Eigenſinn heraus wären und aus Aerger darüber, daß ſie's nicht können, nur noch eigenſinniger werden.

So ſchwer war der Heiterethei noch kein Weg geworden, als nach dem Hauſe, in welchem ſie in Gedanken ſchon geſchaltet hatte. Sie erſann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre ſie faſt wieder umgekehrt. Erſt hatte ſie ſich geſchämt, hinzugehen, nun ſchämte ſie ſich wieder umzukehren. Am liebſten wär' ihr geweſen, es hätte ſie irgend eine Gewalt ohne ihr Zuthun hineingeführt, oder ſie wäre ſchon drin, ſchon ſeit Jahren drin.

Es war gut, daß ſie nun auch anfing, ſich des langſamen Gehens zu ſchämen. „Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und iſt's nicht, als dächt' ich, ich müßte drin leiden, was ſie mir nur thun wollen, wenn ich ſo langſam geh'? Hab' ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht't, ſo werd' ich's jetzt nicht erſt anfangen. Mögen die drinnen ſein, was ſie wollen, ich bin ich; nun geh' ich hinein, und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

Die Geſellen und der Lehrling hatten ſchon gegeſſen und

die Wohnſtube wieder verlaſſen; das Liesle ließ ſich's noch ſchmecken, aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiterethei. Die kam endlich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten ſollen, wenn man ſie ſonſt kannte. Sonderbarer Weiſe ſchien's, als habe ſie nicht den Muth, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz ſie empfingen, ſo fröhlich das Liesle, das ſchon ganz hier zu Hauſe ſchien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte ſie wenigſtens einen Arm oder ein Bein draußen laſſen ſollen, als wär's unhöflich, daß ſie ſo mit ihrem ganzen Körper hineingetreten. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war ſie wie in ihrem Eigenthume. Auch wenn ſie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Eſſen in die Stube kam, erſchien ſie nichts weniger als verlegen.

Aber da wollte ſie auch nichts als eſſen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hieher dagegen kam ſie mit dem Anſpruche, hier zu bleiben, das Alles, was ſie ſah, als ihr Eigenthum zu beſitzen. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, die Leute müßten meinen, ſie dränge ſich auf, wenn ſie's auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbſt mit dem Liesle konnte ſie ſich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu ſein, als ſie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die ſie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Eſſen und nöthigte ſo gutmüthig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiterethei war nicht zu vermögen, einen Biſſen anzurühren. Sie ſagte, ſie habe zu Haus ſchon gegeſſen. Den eigentlichen Grund verſchwieg ſie. Es war kein anderer, als das Gefühl, daß ſie hier noch kein Eſſen verdient habe. Darum drückte ſie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie ſollte ſo viel haben, und hatte nichts dafür gethan und zweifelte, ob ſie's würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältniſſes hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entſprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging und die Heitere-

thei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr beſſer zu Muthe.

Was war da Alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen ſich all' dieſe Dinge, dieſes Steingut, dieſes Zinn, dieſes blecherne Geſchirr einen Augenblick lang als das Ihre zu denken, hätte ſie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte ſie. Es war nicht, als wenn ſie dieſe Dinge, ſondern, als wenn dieſe Dinge ſie beſitzen ſollten. Eine ſolche Beſchränkung der perſönlichen Freiheit liegt in jedem Beſitze, und es iſt begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigenthum als eine Laſt anſehen. Dann war die Alte langſam und mußte ſich immer mühſam beſinnen. Die Heiterethei konnte nicht, wie ſie gewohnt war, raſch und in Einem Zuge ſchaffen; es war, als müßte ſie einem Stotternden zu Gefallen mit ſtottern. Das Mißverhältniß zwiſchen dem, was zu thun war, und der Langſamkeit mit der das Schaffen vor ſich ging, war bis zum Lähmenden beängſtigend. Sie ſah nicht, wie ſie auf dieſe Art ſollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war damit der einzige Weg abgeſchnitten, auf dem ſie überhaupt ſich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein ſeinem Bauer entflogener Vogel empfinden muß, als ſie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Dieſe Nacht ſollte ſie noch mit dem Liesle darin ſchlafen, von morgen an beim Holders-Fräle.

Sie hatte ſelber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müſſe; jetzt reute ſie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was ſie gethan hatte, hatte ſie freiwillig gethan; dennoch kam ſie ſich vor, wie in fremder Gewalt, und ſelbſt in dem Vorſchlage, die ſeitherige Schlafſtelle zu verlaſſen, ſchien ihr nun der Fritz ſchon den Herrn geſpielt zu haben.

Als ſie ihr Häuschen und den alten Hollunderbuſch wiederſah, jubelte ſie dem Kinde auf ihrem Arme zu: „Nu ſind wir

wieder zu Haus, Liesle! Wenn die Welt recht ſchön ſollt' ſein, müßt ich das Häusle da auf meinem Schiebkarr'n in die Welt hinein können fahren. Und wo's recht weit und luſtig, da müßt' ich's können hinſtellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wieſen. Und wo's uns nicht mehr gefiel', heidi! wären wir fort und lachten alle Leut' aus! Der Fritz könnt' bei uns ſein und auch das Fräle; das wär' noch ſchöner. Aber ich müßt' können machen, was und wie ich ſelber will; es ſollt' ihr Schaden gewiß nicht ſein. Und ich müßt' jeden Augenblick fort können."

„Du biſt ein närriſch Kind, Liesle," ſagte ſie, als ſie die Kleine, die ſchon halb ſchlief, in's Bett brachte, eigentlich zu ſich ſelber. „Es iſt noch gar nicht ſo weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns Niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorſtellen, und du wirſt ſeh'n, wie leicht die Sach' hernachen geht."

Und ſie ging wirklich den andern Tag ſchon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle geſprochen. Das ſagte, als die Heiterethei kam: „Wenn ich wüßt', daß du die Sach' allein möcht'ſt machen, das wär' mir eine große Lieb'. Du haſt einen jungen Kopf, der kann ſich leichter beſinnen, und junge Händ' greifen raſcher an. Aber es müßt' dir nicht zur Laſt ſein."

„„Aber was denkt ihr denn, Fräle?"" entgegnete die Heiterethei froh. „„Ich muß nur ſeh'n, daß ich's auch ſo mach', wie ihr's gern habt, und das könnt ihr immerfort ſagen.""

Nun ging ein ander Schaffen an, als das geſtern war. Und je mehr die Heiterethei ſah, wie das Fräle ihre Kraft und Geſchicklichkeit bewunderte und ſich darüber freute, deſto beſſer ging's ihr von Händen. Sie verſorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, ſie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wieſen dabei zu ſein, und da gefiel ihr's doch am beſten. Sie dachte ſich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Dieſe nahm die Pflege des Kindes über ſich, und das gedieh ſichtbar. So ging's von Tag zu Tag beſſer, bis der Fritz ſie bat, zu beſtimmen, wann die Hochzeit ſein ſollte. Sie

hatte abſichtlich den Gedanken daran ſich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen ſollte die Hochzeit ſein. Aber von da an wachten all' die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil ſie ſich im Schaffen zu zerſtreuen ſuchte. Aber es zeigte ſich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgültigſten Worte einen Vorwurf ſah, weil ſie ſich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich ſelber tröſtete ſie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte ſie es dem Fritz in Gedanken übel nehmen, daß er ſo wenig ihre Nähe ſuchte. Er hatte viel mit einem Zimmermann zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr ſchien es, er verlängere die Unterredung mit demſelben abſichtlich über das Nöthige hinaus, um nur ſo lange ihrer los zu ſein. Und es waren nur ſo wenig Tage mehr übrig, die ſie noch beiſammen ſein ſollten. Dazu bemerkte ſie, daß man ein Geheimniß vor ihr hatte; bald ertappte ſie einen Geſellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den ſie nicht bemerken ſollte. Sie kam ſich vor wie verrathen und verkauft. Dann kränkte es ſie, daß der Fritz keine Dienſtleiſtung von ihr verlangte; zuweilen war ſie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgehe-Rock und dergleichen. Wenn er ſie einmal bat, dachte ſie: wenn er dich lieb hätt', thät' er nicht ſo fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut in's Geſicht, daß er ſchon den Herrn ſpielen wollte, und faſt täglich ſagte ſie ihm den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute ſie dann wieder, und in ihrem Aerger über ſich ſelbſt ſagte ſie ihm: „Ihr habt wohl recht, ich gehör' nicht in ſo ein Haus. Ich kann's den großen Leuten einmal nicht Recht machen." Dann ſagte der Fritz: „Das iſt uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehört'ſt nicht in unſer Haus. Das weißt du ſelber recht gut. Und du biſt doch nicht von ſelber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thuſt, als müßteſt du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht ſollt' auf dich

fallen. Das iſt nix, als dein Fieberhund. Du ſelber machſt dir all' die Vorwürf', über die du bös wirſt, wir nicht. Ich thu' dir keine Gewalt; und wären wir ſchon getraut, es wär' nicht anders. Was du mir nicht zu Lieb' thun magſt, das verlang' ich nicht." — Sie fühlte dann, daß er Recht hatte, ſie fühlte ſeine Liebe in ſeiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf ſich ſelbſt und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erſtaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiterethei heimführen. Ein Fragen und ein Erſtaunen und wieder ein Fragen und Erſtaunen. Wie früher die Heiterethei, ſo hatten nun der Holders-Fritz und das Fräle von gutem Rath, Warnungen und Unglücks-Prophezeihungen zu leiden. „Es wundert mich," pflegte der Fritz zu ſagen, „wenn ich hinaus komm', daß nicht die Bäum', die Zäun' und die Grenzſtein' gelaufen kommen mit gutem Rath. Aber ſo weit, wie ſie das Annedorle damit haben gebracht, ſo weit ſollen ſie's bei mir nicht bringen."

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewieſen hätte, denn es war ja jetzt ſein Wahlſpruch nicht mehr: Wildthun, ſondern Ueberlegung und ruhige Feſtigkeit mache den Mann.

Er hatte ſich eine eigene Methode erfunden, auf die er ſich bei ſich ſelbſt nicht wenig wußte. Sagt' ihm einer, er ſolle ſich wohl bedenken, eh' er den Schritt thue, dann entgegnete er: „Ja, bedenken muß man freilich Alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er ſich erſt bedacht hätt'. Das mein' ich auch."

„Ihr könntet Jede kriegen im Städtle", fuhr dann Jener fort, „und da ſind reiche Mädle genung. Die Valtineſſin hat's nah genung gegeben: wenn Er käm', ein Nein thät' nicht fallen. Und ich wüßt' hundert reiche Burſch', die ſich die Händ' lecken

thäten nach der Gringelwirths-Ev'. Die hat Geld und Sachen; da kann's heißen: „Goldmädle, ich mag dich.“

Dann ſagte der Fritz: „Ja, Reichthum iſt eine Hauptſach', und die Valtineſſin, das iſt eine ganze Frau.“ Und in dieſer Art ging es weiter, ſa daß der Andere am Ende nichts mehr zu ſagen wußte und ging.

Das Holders-Fräle hatte ſich eine andere Art, die Leute mit guter Manier los zu werden, beigelegt. Sie war immer etwas ſchwerhörig geweſen.

Sagte ihr Eine: „So ein arm Mädle wird doch Ihr Fritz nicht nehmen,“ dann entgegnete ſie wohl: „Grämen, meint Ihr? Ja, ich hab mich ſchon genung gegrämt darum, und gedoctert hab' ich, aber es hat mir Alles nicht wollen helfen.“

„Ihr verſteht mich falſch,“ ſprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; „ich mein' von wegen der Heiterethei —“

„„Ja,““ nickte das Fräle. „„„Einerlei; 's iſt alleweil einerlei geweſt, was ich auch hab' angewend't. Ja, die letzt' Zeit iſt's immerfort noch ſchlimmer geweſt.““““

Dann ſagte die Andere ſchreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verſtändlich zu werden, wenn nicht den Ohren: „Ihr habt mich nicht verſtanden, ich mein', von wegen eurem Fritz —“

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgeriſſen dabei, dennoch kam zum Vorſchein: „Hitz'? Ja; das iſt's eben. Hitz' hab' ich die ganz' Nacht in den Ohren gehabt; uud ich wunder' mich nur, daß ich heut' einmal wieder ſo gut hör'. Ja, manchmal iſt das ſo, aber hernachen wird's wieder ſo ſchlimm wie zuvor.“

„„„Wenn das gut gehört heißt!““ meinte dann die Andere bei ſich und gab ihren Vorſatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht; der Heiterethei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

„Guck', Fritzle, guck' wohl, was du da machſt,“ ſagte ſie zuweilen zu ihrem Enkel. „Mir iſt das Annedorle immerfort

im Kopfe gelegen, und ich hab' gemeint, ſie paßt juſt zu dir. Aber wie ſie jetzt iſt, da wird mir's manchmal angſt: das wird immer ſchlimmer, je mehr's auf die Hochzig losgeht; was ſoll da hernachen erſt werden!"

„„Laßt's nur gut ſein, Fräle,"" ſagte dann der Fritz. „„Manchmal möcht' ich auch mit den Fäuſten drein hau'n, aber hernachen würd's erſt recht ſchlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das iſt nix, ſondern Verſtand macht den Mann. Paßt auf, es iſt weiter nix, als die alt' Heiterethei, die ſich noch geſchwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Chriſtlieb oder meinetwegen ſo einen alten Adam hat jeder Menſch in ſich ſtecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt' Fritz hat auch am ärgſten in mir gewirthſchaft't, wie er geſeh'n, nun wird's Ernſt, daß er 'raus muß. Bleibt ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiterethei wär's ſelber lieber, man braucht' Gewalt; da könnt' ſie ſich erſt recht verſtocken.""

Aber nicht allein von der Heiterethei kam ihm Anreizung, ſeiner Philoſophie zu vergeſſen und wieder vom „alten Fritz" beſeſſen zu werden, welchen böſen Geiſt er mit ſo viel Kraft ſeither hatte von ſich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirſchen geſetzt, damit er die Sperlinge abhalten ſoll, dann lähmt das graue Diebesvolk erſt ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick ſcheucht ſie ſchon davon. Nur hier und da findet ſich ein kecker oder durchtriebener Kopf, der ſich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuſchauen. So grimmig dem Popanz der verbogene Hut ſitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter ſtecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz ſich zornig ſchüttelt. Aber er ſieht, der ſchüttelt ſich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht ſich ſelbſt! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun ſchon in kleiner Entfernung vor ſeinen Augen, wenn er welche hat, Kirſchen naſcht? Aber nur ein wenig näher, und

der Wagling ſieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch ſein Beiſpiel Anderen Muth, dieſe wieder Anderen. Nicht lange und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreiſe umzirpt, und bald ſitzt der Furchtſamſte darunter dem armen Popanz auf der ſchlagenden Hand und läßt ſich triumphirend mit ihr vom Winde ſchaukeln.

Aehnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burſchen ſeiner ehemaligen Kameradſchaft; der Unterſchied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen ſich in den Moraſt rennen laſſe, das hatte den Burſchen die Augen geöffnet über das Wahnbild ſeiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten ſich's ſo lange und ſo laut in allen Wirthshäuſern vorgeſchrieen, bis ſie es ſelber glaubten: nicht die Kraft des Fritz, ſondern die Macht der Meinung von derſelben hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener ſonſt zugemeſſen. Es hatte ſich Keiner ihm ernſtlich gegenüber geſtellt, weil man gemeint, es ſei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieſer Täuſchung befangen war, da hatte man es mit dem beſten Erfolg gethan. Der und Der hatte den Fritz bezwungen, aber Niemand hatte es ihnen geglaubt. Und dieſe waren bei Weitem nicht einmal die Stärkſten geweſen.

Das Alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es iſt leicht, beſcheiden auf einen Vorzug zu ſein, der allgemein anerkannt iſt. Als ſeine Stärke bezweifelt wurde, ſtieg ſie ihm wieder im Preiſe, und ſeine neue Philoſophie hatte ſchwere Proben zu beſtehen, um ſo ſchwerere, je mehr er ſeine Geſundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er ſich ſelbſt gegeben, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die ſchwerſte Probe ſtand ihm heute bevor.

Zum erſten Mal wieder ſeit dem Gründer Markt beſuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiterethei begleitete ihn, und es war ein ſchöner Anblick, als die beiden hohen, blühenden Ge-

ſtalten geputzt neben einander nach dem Schützenhofe gingen. Die Muſik tönte ihnen ſchon von Weitem entgegen.

In der Heiterethei war ein wunderlicher Kampf. Von dem ſchönſten Burſchen zum Tanze geführt zu werden, ſchien ein Vorzug, der einem Mädchen ſchmeicheln konnte. Aber die Leute mußten ſagen: „Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt ſie ſelber einen. So lang' hat ſie ſtolz gethan, als ſie keinen hat gehabt; da ſieht man, es war nur Neid und Aerger.“ Unwillkürlich ging ſie immer ſo entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und that, als ob ſie gar nicht zu ihm gehöre.

Im obern Stübchen neben dem Tanzſaale war nur noch ein Tiſch frei. Daran ſetzte ſich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiterethei nahm an dem andern Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte ſich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tiſchen trank man, um ſich Muth zu machen, deſto mehr, und nicht lange, ſo begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmſte unter all' den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erſt ein halbunterdrücktes, und da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

„Ich möcht' wiſſen, wie ſich's im Zehntbach läg',“ lachte der Adams-Lieb.

„„Ich ſollt' doch meinen, es müßt' ſich weich darin liegen,““ ſagte einer von einem andern Tiſche.

„Und kühl,“ meinte einer aus einer Ecke heraus.

„Sonſt würd' ſich einer nicht hinein legen laſſen,““ lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz ſtand auf. Wie die hohe, kräftige Geſtalt daſtand, war es doch, als hätte ſich der alte Reſpect wieder gefunden. Einen Augenblick hielt ängſtliche Erwartung Aller Athem an. Der Heiterethei braune Augen lachten einmal wieder von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen.

Der Fritz war nur aufgeſtanden, die Heiterethei in den Saal zu führen und ſich mit ihr unter die Tanzenden zu miſchen. Die Spottredner faßten neuen Muth, aber auf der Heiterethei Wangen zeigten ſich im bunten Wechſel die weißen Druckflecken mit dunkelm Roth. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und ſeiner Genoſſen Späße.

In der Thür riß ſich das Mädchen von ſeinem Arme los und ſagte leiſe, aber heftig: „Ich geh' nach Haus. Du kannſt da bleiben. Du hörſt wohl ſolche Reden gern."

Es war, als ſchütteite eine unſichtbare Hand die Geſtalt des Holders-Fritz zuſammen. Es war ein Ruck, vor dem ſeine Bruſt den ganzen Athem ausſtieß in einem hörbaren Hauche. Dann ſagte er mühſam leiſe, indem er die Hand gegen die Bruſt ſtemmte, wie um keinen zu lauten Ton heraus zu laſſen: „Wenn du auch noch hilfſt, du ſollt'ſt mich lieber helfen halten."

Die Heiterethei lachte halb zornig, halb geringſchätzig: „Sieht nicht aus, als braucht'ſt du einen, der dich hielt'. Du biſt ja der ſtark' Fritz, mein' ich, der wird ſich doch allein können halten. Ich geh' aber nu, und mich hält Niemand, das ſag' ich dir!"

Der Holders-Fritz hielt ſich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor ſeiner Bruſt feſt. „Das iſt die Prob'," redete er in Gedanken auf ſich ein, „ob du ein anderer Kerl worden biſt wie vordem. Und wenn du die nicht hältſt, hernachen iſt deine ganze Aenderung nix als ein dummer Jungenſtreich geweſt, wie die vorher, nur wieder ein anderer. Dein Wort mußt du halten. Das ſag' ich dir; du bleibſt ruhig, und wenn der Teufel ſelber in die Heiterethei führ'. Sie ſoll ſeh'n, nnd Alle ſollen's ſeh'n, daß der Mann nicht im Wildthun ſteckt." Dann wandt' er ſich ſo ruhig zur Heiterethei, daß die ſich darüber ärgerte: „Wenn du willſt geh'n, ich bezahl' nur, und hernachen geh' ich mit."

„„Ich kann auch allein geh'n; ich fürcht' mich nicht,"" entgegnete ſie.

„Brauchſt nicht zu ſpotten," ſagte der Fritz. „Ich ſag' dir nur, ich hab' den Saal da wohl zwanzig Mal geräumt und ſchäm' mich jetzt deshalb, und du ſelber haſt mir's verdacht, und wenn du mir's jetzt verdenkſt, daß ich's nicht thu', ſo ſag' ich dir doch: ſo ſtark bin ich in dem Saal noch nicht geweſt, als jetzund."

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirth auf: „Ihr könnt den Burſchen drinn'n ſagen, ſie ſollen morgen Abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es iſt der Vorabend vor meiner Hochzig, und ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen."

Der Wirth ging in den Saal, und der Fritz und die Heiterethei konnten noch einen Flintenſchuß weit davon das Jubelgeſchrei der Burſchen hören über die Einladung. Dieſe legten die Burſchen natürlich ſo aus: Der Fritz wolle ſich wieder beimachen. Sie ſtolzierten um einen ganzen Kopf geſtreckter, als zuvor, vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf ſeiner Kraft wiederherzuſtellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber ſollte er Stich halten müſſen. Da wollten ſie ihm zeigen, daß es noch andere Leute gäbe, die's eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiterethei erlebte das Alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ ſich nicht vom Fritz führen und war ſo übermüthig, aber auch ſo bitter, als noch nie. Wenn ſie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz ſei, und ob ſie ihn nicht halten ſolle, damit er dem Stein, über den er geſtrauchelt, nichts thue, da ſetzte der Fritz noch mehr als einmal nach ſeinen Rockaufſchlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie ſie mit der Heiterethei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiterethei erſchien den ganzen Tag in derſelben Laune, wie geſtern; bei ſich hielt ſie immer den Gedanken feſt,

wenn's ihr einfiele, heute noch in ihr Häuschen zu gehen und nicht wieder zu kommen. Morgen war ſie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burſchen fanden ſich alle ein und waren erſtaunt, auch die älteren Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert, da zu finden. Der Fritz und ſeine Geſellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeſchlagenen Stecken und darauf genagelten Brettern Tiſche und Stühle aus dem Stegreif hergeſtellt. Es war luſtig beim Biere — denn auch der Schützenwirth und das beſtellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras- und Baumgarten zu ſitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange und ein herausforderndes Wort um das andere ließ ſich vernehmen. Der Fritz konnte ſich kaum all' derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Raſen einluden. Vergebens gab er ſein neues Glaubens-Bekenntniß zum Beſten: wer ſtark ſei, ſolle Gott danken und ſeine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an Andern Abwehr fordere. Sein Widerſtreben machte ſie nur dringender. Die Heiterethei war am Schlimmſten. Und da man ihn ſonſt dazu gezwungen hätte, ſeine Kraft mit den Angreifern zu meſſen, ſo machte er den Vorſchlag, damit wenigſtens bis vor'm Nachhauſegehen zu warten. Und dieſer wurde endlich, doch nicht ohne Widerſtand, angenommen.

Wie man im beſten Schreien und Trinken war, trat der älteſte Geſelle des Fritz, in der Heiterethei alten Kleidern, die er zu erhaſchen gewußt, wunderlich verkleidet, unter die Gäſte. Er ſagte, er ſei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim ſeinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache feſtgefahren. Ob ihm nicht einer der Anweſenden, der ſtärker ſei, den Karren herausholen wolle?

Da entſtand ein allgemeiner Aufbruch. Man ſah, es ſollte eine Kraftprobe gelten, da war Jeder dabei. Nur der Fritz ſchien ungehalten, daß des Geſellen alberner Einfall das Feſt

ſtörte. Er redete ſeinen Gäſten zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehen zu laſſen. Aber ſein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der Schiebkarren, ſchwer bepackt, wirklich im weichen Raſen feſtgefahren erſchien.

Jeder wollte nun der Erſte ſein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam Keiner dazu, und ein Aelterer machte den Vorſchlag, die Reihe des Zutritts durch Looſen zu beſtimmen. Das geſchah; nur der Fritz ſchloß ſich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauſpiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirthshaus geſehen. Eine wahre Muſterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete ſich. Da ſah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen nnd den Aerger der getäuſchten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davon hinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schickſal Anderer ſich tröſten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen: er ging wieder hinauf, wo man erſt geſeſſen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten ſich die ſämmtlichen Gäſte ohne Erfolg an dem Karren verſucht, und einſtimmig war man der Meinung, es ſei ein Vexirſpiel. Den Karren vermöge kein Einzelner herauszuheben, und ſei er der Stärkſte.

„Vielleicht," lachte die Heiterethei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugeſehen, „iſt der Karren ſo verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen."

Alle redeten ihr zu, es zu verſuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Koſten gelacht, um ſich für den Hohn, den man ſo eben erlitten, zu entſchädigen.

Die Heiterethei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch ſchwerer, als der ihre damals geweſen. Gelang ihr ſchon mehr als den Anderen, hob ſie ihn auch, von der Stelle rückte ſie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch Einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

„Was Einem recht iſt, das iſt dem Andern billig," ſchrie der Adams-Lieb. „Wir ſind Alle ausgelacht worden, das muß ſich der Fritz auch laſſen gefallen."

„„Ja,"" ſchrie ein Anderer, „„er ſoll hernachen nicht können ſagen: Wenn ich nur gewollt hätt', ich hätt' ihn 'rausgebracht.""

Der Fritz wehrte ſich vergebens, die Kinderpoſſen mitzumachen, wie er ſagte. „Und was wär's denn nun? Ob ich ihn 'rausbrächt' oder nicht, deshalb wär' ich um nichts beſſer und nichts ſchlimmer, als ich bin, und ihr alle mit einander nicht."

„„Ja,"" ſagte der Adams-Lieb, „„dann hieß' es: Das ſind Alles Jungen geweſt, der Holders-Fritz iſt allein Einer.""

Ein Anderer meinte: „Und hernachen glaub' ich auch, der Fritz hat's ſelber angeſtellt, damit die Leut' über uns könnten lachen."

„Soll ich?" fragte der Holders-Fritz die Heiterethei, die neben ihm ſtand,

„Nein!" entgegnete die zornig.

„Was Schlimmer's kann nicht werden," ſagte der Fritz, „als daß ſie mich auslachen. Und da kann Keiner mir was vorwerfen, ſie ſind Alle ausgelacht worden."

„„Aber ich kann's nicht leiden,"" erwiderte die Heiterethei noch zorniger. „„Dich ſollen ſie nicht auslachen.""

„Ja, er hat's ſelber angeſtellt! er hat's ſelber angeſtellt!" ſchrie Alles durch einander. „Da kriegt's einer wohlfeil, daß es heißt, er iſt allein der Starke. Er ſoll ſich auch auslachen laſſen, oder er iſt kein ehrlicher Kerl."

„„Ja, wenn ihr mir ſo kommt!"" ſagte der Fritz; „„laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen ſie nicht.""

Er ſtand ſchon im Karren und lückte ſich.

Die Mäuler, die ſchon zum Lachen aufgeriſſen waren, blie-

ben vor Verwunderung offen, wie man den Karren gehoben ſah, und als ihn der Fritz nun vollends noch quer den Abhang hinauffuhr, da öffneten ſie ſich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, ſondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber ſchien es ſo wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er ſich vor ihrem Lachen gefürchtet. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und ſagte: „Ich hab' euch euren Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden.“

Alles ſetzte ſich ſchweigend vor Aerger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob ſich, da man dem Biere wiederum zugeſprochen, der alte Preis des ſtarken Fritz ſo laut, als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiſeſte Lächeln ab. „Laßt das dumme Zeug,“ ſagte er; „wie ich geſtern eure Reden ruhig angehört hab' und gangen bin, das war hundertmal mehr, als das mit dem Karr'n.“

Die Braut aber ſaß ſchweigend dort, und die Druckflecken zeigten ſich wie geſtern mit dunkler Röthe auf ihren Wangen.

Als Alles aufgebrochen war und der Fritz ſie nach Hauſe führen wollte, riß ſie ſich los. „Daß du's ſchon anfängſt?“ ſagte ſie, mühſam das Weinen vor Zorn unterdrückend. „Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das ſag' ich dir, und gefallen laſſ' ich mir nix. Jetzt hol' ich das Liesle; die Nacht ſchlaf' ich in meinem Häusle; mach' du, was du willſt; ich mach's auch. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig.“

„„In deinem Häusle kannſt du nicht ſchlafen,““ ſagte der Erſtaunte, indem er ſich an ſeinen Rock-Aufſchlägen faßte. „„Und das Liesle ſchläft nunmehr. Das wirſt du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt' dich nicht, das hab' ich dir tauſendmal geſagt; daß mir's weh thut, wenn du gehſt, das weißt du ſelber. Und deßhalb kannſt du immer die Nacht noch bei deinem Fräle bleiben. Da biſt du doch ſo gut aufgehoben, wie du's in deinem Häusle wär'ſt. Wenn du's willſt, gehen wir an deinem

Häusle vorbei; ich hab' ſo im Sinn' gehabt, daß ich dich morgen hin wollt' führen vor der Trauung.'"

Das Mädchen erwiderte nichts, ſie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, ſie ſehnte ſich danach; vierzehn Tage lang hatte ſie es nicht geſehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr ſeinen Arm nicht auf, ſondern folgte der Eilenden ſchweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint das Gras wachſen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken ſich im Thau wieder friſch und richteten ſich leiſe kniſternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges ſein Weſen treibt, das raſchelte am Boden hin oder durchſchnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der ſtachelgeharniſchte, ſich ſelber zu ſeinem Marſche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeſchickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das ſie mit ſchweren Flügeln abſummten. Die Grillen durchſtachen der Nacht die ſchwarzen Ohren mit ihrem ſpitzigen Geſange. Der geizige Hamſter zankte ſeine eigene Frau von ſeiner Hausthüre hinweg. Hier und da ſtieg ein Kater im Graſe umher und ſchüttelte vornehm nach jedem Tritte den Thau von den hochgehobenen Pfoten.

Von all dieſem Leben und Treiben an ſeinem Wege bemerkte unſer eilendes Paar, in ſeine Gedanken verſunken, nichts. Eine Weile ſchritten ſie zwiſchen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen ſie unter die Weiden. Die Heiterethei blieb plötzlich ſtehen. Dort, wo ſie ihr Häuschen wußte, ſchimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte graue Häuschen konnte das nicht ſein. Was aber war es ſonſt? Hätte der Mond hoch am Himmel geſtanden, ſie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erſt hinter dem Felſen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz theilte ihr Erſtaunen nicht; er lächelte, wie Einer, der eingeweiht iſt in das Geheimniß, deſſen Eröffnung einen Andern überraſchen ſoll. Wenn er noch ſchneller eilte, als die

Heiterethei, ſo geſchah's, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Geſichte zu leſen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußeren Umriſſe waren es, aber auch nicht, die es ſeit ſeiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt. Es hing nicht mehr im Innerſten zerknickt an dem Fels, es ſtand mit wagerecht abſchneidendem Forſt gerad empor, ſo gerad, als ſich die Heiterethei nicht erinnern konnte, daß es geſtanden. Je näher ſie kam, deſto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte ſich ein Netz aus ſchlanken Balken gewebt und die Maſchen mit Feldern von roth ſchimmernden Ziegelſteinen ausgefüllt, oben darauf ein luſtiges Ziegeldach.

Sie ſtand wie ſelbſt verſteinert davor, bis der alte Hollunder aufrauſchte wie vor Freude oder Schmerz des Wiederſehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und ſie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefſten Schmerz heraus: „Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!“

Erſt meinte der Fritz bei ſich: „Nu adje, alte Heiterethei! Nu muß ſie heraus!“ Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da ging's ihm ſelber nahe und er bereute faſt, was er ſo gut gemeint.

„Aber, Dorle,“ ſagte er begütigend, „es iſt ja dein alt Häusle noch, wenn's auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig iſt es noch gerad' ſo, wie es geweſen iſt. Und der alt' Hollunderbuſch, der hat nicht ein Aeſtle eingebüßt. Den hab' ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär'. Auch nicht das Rothſchwänzchen-Neſt darauf iſt weg.“

„„„Nein,““ ſagte das Mädchen, „„„ mein Häusle iſt das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab' gedacht, wenn's nicht mehr geht, zieh' ich wieder in mein alt' Häusle, und nu hab' ich keines mehr. Nu hab' ich nix mehr auf der Welt. Nu kann ich fort in die Fremd'. Da hab' ich nu nix mehr zu ſuchen.““

Der Fritz bewegte die Hand ſchon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: „Ich hab' freilich nicht gedacht, daß du die Sach' ſo wirſt anſeh'n. Aber das iſt's auch nicht. Du weißt's recht gut, daß ich's nur hab' aus Lieb' gethan."

„„Ja,"" ſagte die Heiterethei, „„„damit du mich recht könnt'ſt plagen, und ich wüßt' nicht, wohin! Deßhalb haſt du's gethan. Du haſt's fortgethan, damit ich nix mehr hätt' und dich müßt' nehmen.""

Der Fritz redete in ſich hinein: „Das iſt die alt' Heiterethei, und du willſt ein Mann ſein!" Mit Gewalt an ſich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: „Das wirſt du doch einſehen, daß das Häusle ſo nicht hat können bleiben. Der nächſt' Regen hätt's vollends weggeſchwemmt."

„„Ja,"" ſagte die Heiterethei immer zorniger. „„„Du haſt dich geſchämt, daß das Häusle ein arm Häusle iſt geweſt. Da haſt du müſſen zeigen, daß du ein Reicher biſt. Ich hab's allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da haſt du mir noch mein Häusle müſſen nehmen, damit ich's nur recht ſoll fühlen, daß du ein Reicher biſt und ich bin arm.""

Der Fritz hatte Mühe, ſich zu halten. Er ſagte ſich: „Wenn das Eis geht, da gibt's auch ein Gepraſſel; hernachen wird's von ſelber ſtill. Guck', Dorle, hätt' ich mich geſchämt des Häusles wegen, ſo hätt' ich's laſſen geh'n. Und dich zwingen, wie du vorhin haſt gemeint, das iſt mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle haſt gedroht, und du haſt ſollen ſeh'n, daß ich dir keine Gewalt hab' wollen anthun."

„„„Ja,"" ſagte die Heiterethei noch zorniger, „„„ſag', was du willſt; was ich ſeh', das ſeh' ich. Du haſt mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andere Leut', drum bin ich auch überall zu viel. Du hätt'ſt mich's nicht ſo merken zu laſſen gebraucht. Ich wart' von ſelber nicht, bis die Leut' ſagen: nu kannſt du geh'n. Und ich geh' auch, wenn ſchon du mir mein Häusle haſt genommen. Du denkſt Wunder, was du biſt. Ich hab' nicht auf dich gewart't, bis du kommen biſt. Ich

brauch' Keinen, und dich gar nicht. Mach', was du willſt, ich mach's auch. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig!""

Der Fritz hatte ſich wiederum erſt mit beiden Fäuſten feſt gepackt. Aber er ſah, die alte Heiterethei ſpottete aller milden Mittel. „Nu muß es biegen oder brechen. Nu mög' draus werden, was da will. Das iſt kein Fieberhund jetzund; das iſt die wahr' Mannesehr', und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Burſch, und ohne Wildthun!" So dachte der Fritz bei ſich, ſpuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

„Ich denk' Wunder, wer ich bin? Und was denkſt du denn, was du biſt? Ich will dir ſagen, was du biſt. Ein albern's Mädle biſt du, das ſelber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu iſt's was Recht's, wenn du nur immer was Anders willſt, als andere Leut'. Armuth iſt keine Schand', wenn man ſie nicht ſelber hat verſchuld't; aber ſie iſt auch nix, womit man groß kann thun, wie du's machſt. Aber ein Arm's kann ſonſt Tugenden haben. Und die ſind's hernachen wohl, worauf du ſo ſtolz biſt? Nein, du meinſt, der Stolz ſelber iſt eine Tugend; und da biſt du ſtolz, daß du ſtolz biſt. Oder iſt's, weil du meinſt, du biſt ſtark und kannſt ärbeten? So ſtark du biſt, ein Pferd iſt doch ſechsmal ſo ſtark und ärbet dich ſechsmal weg. Da kann's auch noch ſechsmal ſo ſtolz ſein, als du. Das macht den Menſchen aus, daß er Vernunft hat; aber Vernunft haſt du nicht viel mehr wie ein Pferd, ſonſt wär'ſt du nicht ſtolz. Ja, du meinſt, das iſt Vernunft, daß du ſchnippiſch kannſt thun und machen, daß Leut', die auch nicht mehr denken als du, über Ding' lachen, wo du und die Lacher erſt euch die Müh' geben ſolltet, ſie zu begreifen. Das iſt Vernunft, daß einer ſucht, die Welt zu verſteh'n und was er darin ſoll ſein und ſoll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will ſchwimmen und ſich einbilden, er iſt allein geſcheidt, und die ganz' Welt iſt confus, und er iſt noch groß im Recht, wenn nicht der ganz' Strom umwend't und ſchwimmt mit ihm bergauf. Das iſt Vernunft, wenn man den Leuten erweiſ't, was man ihnen ſchuldig iſt, und iſt nicht unbillig gegen ſie in ſeinen

Gedanken. Die Leut' aber, gegen die du's haſt, das ſind Fieberleut', und die ſind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran iſt dein Hochmuth ſchuld. Die wirklichen Leut' haben mehr zu thun, als daß ſie Tag und Nacht nur an dich dächten und was ſie dir zum Trotz wollten thun. Die wirklichen Leut' ſind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wär's ſelber nicht, wollt' man ſich nach Allen richten. Die Unvernünftigen läßt man geh'n. Denen thut man zu viel Ehr', man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen Alles zum Trotz will thun, der richtet ſich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und iſt recht mit Wiſſen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das ſollen wir nicht verachten. Aber wir ſollen's auch nicht zu ſehr achten, denn die Vernünftigen ſind noch nicht die Vernunft ſelber. Man muß nix darauf geben, was ſie überhaupt ſagen, ſondern darauf, was ſie ſagen thäten, wenn ſie unſere Sach' ſo kännten, wie wir ſelber. Darum müſſen wir eben ſelbſt vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Beſſer's anſeh'n, er mög' ſich geberden und ſagen, was er will. Du meinſt, das iſt was Recht's, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackſt, aber an dir ſelber hackſt du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thät'ſt erſticken. Ueber das Unkraut auf einem Feld ſchimpfſt du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da biſt du ſtolz. Du willſt die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verſtänd'ſt, was das iſt: ein Mann und ein Weib! Hernachen würd'ſt du nicht darüber ſpotten, ſondern gäb'ſt dir Müh', daß du eine wirſt. Deine Fieberhünd' hab' ich mir ſeither laſſen gefallen, weil ich gemeint hab', du wirſt ſie ſelber abſchaffen. Aber nu ſeh' ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du ſollſt Reſpect haben können vor mir, und ich will Reſpect haben vor dir; ſonſt müßt' ich dich nicht lieb haben, wenn mir's gleichgültig wär', wie du biſt. Ich zwing' mich dir nicht auf, aber ich bettel' mich dir auch nicht auf. Das Häusle da iſt dein; ich hab nix dran zu ſuchen. Du kannſt wieder hineinzieh'n. Du kannſt machen, was du

willſt. Dir weh thun wollen hab' ich nicht und würd's nicht, und wenn wir hundert Jahr' lang wären getraut; aber wenn ich heirath', will ich der Mann ſein. Nu weißt du, was ich von der Sach' denk' und von dir. Danach kannſt du dich entſchließen. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig."

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde die Heiterethei aufbegehren und ihr Verhältniß vollends zerreißen. Er fühlte, er habe ſie ſo lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könne. Er fühlte das um ſo ſtärker, je gewiſſer er meinte, er ſpreche ihrem Zuſammenſein jetzt das Todesurtheil. Um ſo überraſchter war er, als ſie auch nun noch ſchwieg, da er ſeine Rede geendet. In ihrem Geſichte konnte er, da der Mond ſich in dicke Wolken gehüllt, nicht leſen. Er horchte auf ihren Athem; ſie athmete nicht raſcher als ſonſt. Erwartete ſie, daß er doch noch ſich aufbetteln würde? Dann hatte ſie ſich geirrt. Er war ſich bewußt, ſo viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach ſeiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er ſich und ihr ſchuldig geweſen. Deßhalb ſchwieg er auch. Sie wandte ſich endlich langſam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege ſprachen Beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem zu Bette gehen auf die Heiterethei gewartet. Der Fritz ſagte gute Nacht und ging ſtolz und doch herzensbedrängt nach ſeiner Werkſtatt in den Städeln. Er fühlte, daß ſeiner Erklärung heute kein anderweitig Geſpräch mehr folgen dürfe, ſollte ſich ihr Eindruck nicht verwiſchen.

Draußen aber hoben ſich immer noch thauerfriſchte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeſchickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamſter zankten, die Kater ſchüttelten noch immer den Thau von den gehobenen Pfoten. Jedes hatte mit ſich zu thun. Das Häuschen ſchimmerte unbekümmert; nur der Hollunderbuſch ſchien zu ahnen, was dieſe Nacht in zwei liebenden Menſchenherzen vorging. Er rauſchte leiſer, wie um ſie nicht zu ſtören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz ſchon wach. Es war ja der Trauungs-Tag ſeines Hauptes. Er ſelber kam mit der Sonne von ſeiner Werkſtatt herein. Nur die Braut ließ ſich nicht ſehen. Die Trauung ſollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiterethei noch ſchlafend, als ſie ihr den geſtrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein feſtliches Gewand beſorgt worden. Das ſchlief in einem beſonderen Bette.

Der Holders-Fritz konnte ſeine Unruhe kaum verbergen, als Viertelſtunde um Viertelſtunde verging und das Mädchen nicht zum Vorſchein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm ſeinen Zuſtand an und ging, nach ihr zu ſehen. Gleich darauf kam ſie erſchrocken wieder. Sie ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: „Die Schand'! die Schand'!“

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte ſie nicht gefunden.

„Wenn ſie nicht unten am Brunnen iſt,“ unterbrach er ſie.

„„Ich hab mir's ſeit jenem Tag vorgeſtellt,““ ſagte das Fräle, „„wo ſie ſo wunderlich iſt worden. Und die ganz' Nacht hab' ich ſie hören lachen. Daß das meinem Tichterle muß geſcheh'n!““

Der Fritz wurde faſt zornig. „Aber ſie iſt da,“ behauptete er, „und ſollt' ſie in jenem Schrank dort ſtecken.“ Er wollte die Gewißheit ſo lange von ſich abhalten, als ihm möglich wäre. „Und macht kein Lärmens davon. Das wär' manchen Leuten juſt recht, wenn's herumkäm'. Und es wär' doch nicht wahr! Macht eure Sach' ruhig fort, Fräle. Es iſt noch eine Viertelſtund' Zeit. Bis dahin iſt ſie wieder da.“

Und ſo war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür ſich aufthat, und die Thür ſtand lange auf, ehe Jemand darin erſchien. Und die Heiterethei, denn ſie war der Jemand, wär', wer weiß, noch länger auf der Schwelle ſtehen geblieben, hätte das Fräle ſie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es ſchwerer, als es zu ſagen iſt, ſeinen innern Jubel zu verbergen. Er gab ihr ſchweigend die Hand und fühlte die ihre in der ſeinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zu geworden ſei.

Die Heiterethei entgegnete, die alte Annemarie habe ſie aufgeſucht und ihr dieſen Dienſt geleiſtet

„Und wo iſt ſie denn?“ fragte der Fritz. „Iſt ſie draußen? Fräle, hol' ſie doch herein.“

„„Wie ich 'runter an den Brunnen bin gangen,““ ſagte die Braut ſcheu, „„da iſt ſie wieder heim.““

„Und da ſagſt du,“ warf ihr der Fritz vor, der begriff, was die Heiterethei dachte, „wir ſchämen uns deiner, und du biſt's, die ſich unſer ſchämt. Und wenn wir ſo wären, wie du meinſt, dann hätt'ſt du auch Urſach' dazu. — —“

So klein der Fritz, ſeinen Grundſätzen getreu, ſeine Hochzeit hielt, mehr Aufſehen konnte die „größte“ nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Anſehen eines Bienenſtocks, der eben ſchwärmen will. Die Kirche war ſo voll, wie nur ſelten während des Gottesdienſtes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär' für zehn Paare zu viel geweſen, geſchweige für eins.

Wir ſchweigen von allem Dem und verſichern nur, daß vielleicht nie ein ſchöneres Paar in Luckenbach zuſammen in die Kirche gegangen iſt.

Die Braut hatte ſchon oft den Bräutigam angeſehen, ja ſchon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu ſagen, und doch geſchwiegen und, wenn der Fritz fragte: „Du willſt mir was ſagen, Dorle?“ die Augen wieder weggewandt und leiſe geantwortet: „Wart' nur. Jetzt noch nicht.“

Als ſie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie ein zarter Schleier in kleinen, leiſen Tröpfchen auf ſie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund ſagt.

Jetzt flüſterte ſie: „„Ich weiß nicht, ob ſich's ſchickt und

ob du auch magſt; ich möcht' gern an meinem Häusle vorbei zu dir.'"

„Warum zu mir?" fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einſchlug. „Du kannſt nun eben ſo gut ſagen: zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkſt, daß du zu mir willſt, wenn du heim gehſt in unſer Haus, da will ich zufrieden ſein."

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren ſie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein ſchönerer Vormittag iſt nicht leicht geweſen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Hollunderbuſch hat von dem leiſen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger, als der rothe Kirchenfrack des Meiſters Schramm; das blinkt und funkelt durch einander wie tauſend Diamanten, wenn er nach ſeiner Art in ſich hineinlacht; und ſo herzlich und ſelig in ſich hineingelacht, wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter ſeinen Flügeln glänzt, als wär' es ſelber eine Braut. Der Fels an ſeiner linken Flanke hatte über ſein graues Hemde einen Rock angethan, aus den ſchönſten rötheſten Pechnelken gewebt, auf ſeinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tyroler. „Siehſt du," redete er mit hundert rauſchenden Stimmen auf das Häuschen hinein, „all den Glanz dankſt du mir, und haſt mir's übel genommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungeberdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag' nur den Holders-Fritz und ſeine Braut; denen iſt's gangen wie dir." — Und auch an Muſik fehlte es nicht. Der alte Hollunderbuſch ſtellte in ſeiner wunderbaren Vielſeitigkeit den Brautführer und das Muſik-Orcheſter zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf ſang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei ſelige Herzen ſchlugen den Tact dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leiſe ihr Angeſicht an des Bräutigams

Bruſt und ſagt: „„Ich muß dir's doch ſagen, Fritz; ich wollt', ich müßt's nicht ſagen und du wüßteſt es ſchon.““

„Und wenn ich's weiß, ich hör's noch tauſendmal gern,“ erwiderte der Fritz nur mit ſeinen Augen. Es iſt der Blick der ihr im Traume ſo weh gethan. Und da ſtanden ſie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter ſprechen, aber ſie ſieht ſich erſt noch einmal ſcheu um, ob Niemand in der Nähe iſt, und ſeine Augen weichen ihr aus.

„„Ich war ein dumm's Mädle und bin nur immer dummer worden ſtatt geſcheidter, und geſtern war ich am allerdummſten. Die ganz' Zeit her, ſeit wir zum letzten Mal haben hier geſtanden — aber, guck', es iſt auch nix Gering's, daß Alles auf einmal anders ſoll werden, und man ſoll ſein eigener Herr nicht mehr ſein, zumal für ein arm's Mädle, das nix hat, als daß es ſich nix braucht ſagen zu laſſen.““

Sie ſchweigt wieder. Die dunkele Roſe gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: „Nun ſag', ob ſie röther iſt, als ich!“ Der würdigt ſie keiner Antwort und ſetzt ſich auf die Bohnenblüthe, wo er dem Mädchen in's Geſicht ſehen kann. Aus dem iſt die alte Heiterethei völlig verſchwunden; über Nacht iſt die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knoſpe geſprengt.

Unten in den Weiden rauſcht es ſo heimlich, daß man ſeine Gedanken darüber vergeſſen kann.

„„Ich hab' dir nicht geſagt,““ fuhr die Braut fort, „„wie mir's war; ich hab's nicht gekonnt und kann's auch jetzt nicht, obſchon ich will. Ich hab' damals, wie du an das Gärtle biſt kommen, gethan, als wär' mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärſt gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck, ich wär' geſtorben. Daß ich den Männern bin feind geweſen, das iſt von meinem Vater ſeliger gekommen. Als ein klein Kind hab' ich müſſen ſeh'n, wie er meine Mutter hat geſchlagen, daß ſie manchmal beinah iſt liegen blieben. Da hab' ich meine Arm' um die Mutter geſchlungen, daß er mich mit hat müſſen treffen,

weil ich's auch nicht hab' beſſer haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab' ihn auch nie lieb gehabt, verzeih mir's Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht ſein oder nicht. Und da hab' ich's eingeſogen, daß das Heirathen ein Unglück für ein Mädchen wär', und daß ich den Männern hab' zum Hohn gethan, was ich hab' gekonnt. D'rum hat mich's gleich gereut, wie ich mich dir hab' zugeſagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab' ich erſt begriffen, daß du reich warſt und ich war arm. Daran hab ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angſt iſt immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärſt geweſt, ich wär' nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt'. Und wenn ich gangen wär', ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär' gewiß bald geſtorben. Ich hab, nun freilich eingeſeh'n, daß du viel beſſer und vernünftiger biſt' als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken und hab' mir nicht können denken, du hätt'ſt mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch ſo viel aus den Leuten gemacht hab', und hab' doch gewußt, wie ſie ſind. Du darfſt nicht ungeduldig werden, wenn ich dir Alles durch einander erzähl'; gerad' ſo ſind immer meine Gedanken unter einander herum gefahren. Die ganzen Nächt' hab' ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab' ich mich endlich getröſtet und hab' mir eingebild't, ich bin ſtärker als du, wie du den Burſchen ihre Reden ſo ruhig haſt angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben ſollt', der ſchwächer wär' denn ich, daß ich keinen Reſpect haben könnt', und ich hätt' wieder ſo gern Reſpect müſſen haben vor dir. Da hab' ich vollends dumm gethan, und wie ſie geſpottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiebkarr'n heraus haſt gehoben, noch dummer, weil ich hab' geglaubt, du willſt mich damit verſpotten. Und weil ich geſeh'n hab', daß du doch ſtärker biſt, als ich, da iſt meine erſte Angſt wieder gekommen. Am allerdummſten bin ich geweſt wegen dem Häusle, wo du's

haſt ſo gut gemeint. Nein, das iſt nicht dumm geweſt; ſchlecht iſt das geweſt von mir. Ich hab' das gleich gewußt, ich hätt' dir's mögen ſagen, und hab' doch nicht gekonnt; ich hab' auch gedacht, du haſt mich nicht mehr lieb; bis du bös biſt geworden und haſt mich herunter gemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab' ich erſt recht geſeh'n, wie lieb du mich haſt. Und nun hab' ich's erſt recht gewußt, daß Alles dummes Zeug war, was ich hab' gedacht, und du biſt beſſer als ich, und du haſt mich lieber, als ich's verdien', und ich ſollt' lieber denken, wie ich gegen dich müßt' ſein, als wie's ſein könnt', daß du einmal gegen mich wär'ſt.""

Sie ſchwieg an ſeiner Bruſt, und der Fritz jubelte: „Sie iſt 'raus, ſie iſt 'raus, die alt' Heiterethei!"

„„Aber ich muß dir noch was ſagen,"" fuhr ſie nach einer Weile zögernd fort.

„Sag's nur, ſag's!" lachte der Fritz. „Kein Stückl' alte Heiterethei ſoll drin bleiben!""

„„Ja,"" ſagte ſie, „„guck', Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch geweſt.""

Und ſo ſprachen ſie weiter. Wir übergehen, was ſie noch ſagte und er noch antwortete. Die Beſſerung, zu dem Eines dem Andern verholfen, hat ſich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er ſie genommen, hat ſie gehalten; ſie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht und ihm keine Urſache mehr gegeben, den Grundſätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat ſich abermals überſchlagen und ſteht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rath iſt keine Rede mehr; das Holders-Fräle hörte wieder ſo gut als vorher. Den guten Rath trägt man nicht mehr hin, ſondern holt ihn beim Meiſter Holder und ſeiner Meiſterin. Ja, er iſt nun förmlich zum Rathsherren gewählt und kann's bis zum Bürgermeiſter bringen. Die Frau Valtineſſin und die übrigen großen Weiber haben Freundſchaft mit der Heiterethei

geſchloſſen, denn ſie iſt nun auch eine große Frau, und wenn ſie, ſeit ſie dieſes geworden, noch von allen großen Weibern ſo denkt wie früher, ſo thut ſie wenigſtens Einer Unrecht. Die iſt ſie ſelbſt. Sie iſt ſchlicht und beſcheiden, ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüth hat ſie ſich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holders-Hauſe den eigenen Kindern der Heiterethei das iſt, was ſie früher dem Liesle geweſen, thut ſich auf den neuen Glanz der Heiterethei, über den ſich Niemand aufrichtiger freut als ſie, mehr zu Gute, als die Heiterethei ſelbſt. Sie hat die Redensart: „Und ſo iſt's und nu iſt's fertig!“ an ſich genommen, ſeit die Heiterethei ihr Eigenthumsrecht daran aufgegeben hat, und die contraſtirt wunderlich genug mit dem beſcheidenen Tone, in dem ſie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick iſt geſtorben und hat die Heiterethei in ihrem Teſtamente anſehnlich bedacht. Die Schweſter der Heiterethei iſt verheirathet, und man hört nichts Uebels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetiſch gehuſtet, den Kirchthurm von der Kirche und aus der Stadt, aber ſie machen den Aeltern keine Schande. Oft ſpielen ſie um das verjüngte Häuschen, und der alte Hollunder hat ſeine Freude, wenn die älteren auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängſtliche Annemarie nicht theilt.

Die Heiterethei ſagt, ſo oft ſie das wohlhabige Hausweſen und ihren zufriedenen Mann anſchaut, immer noch: „Ich bin nur froh, daß Du mich haſt.“ Und das iſt nicht ruhmredig gemeint und er verſteht es auch nicht ſo.

Wir aber ſchließen unſere Erzählung mit dem Wunſche, daß der Leſer jetzt nicht etwa, gelangweilt, die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unſere Bemühung anwende, indem er ſie umkehrt und verändert: „Und nun endlich iſt's fertig, und das iſt gut.“

Aus dem Regen in die Traufe.

In Luckenbach, faſt am Ende des Städtchens, ſteht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz anſehnliche Häuſer; die meiſten prangen mit zwei Fenſterreihen, ja das Rathhaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus beſitzen; häufiger aber findet es ſich, daß ein und daſſelbe Haus zwei Eigenthümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden ſind Scheidungen angebracht; es iſt ganz genau im Kaufbriefe beſchrieben, welchen Raum der eine, welchen der andere Eigenthümer zur Benutzung anſprechen darf. Und das iſt gut. Entſtehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindſchaften zwiſchen den zwei Beſitzern, die zuletzt an dem Beſitzthum kleben bleiben, ſo daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindſchaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach geſehen, das den Haß ſeiner beiden Beſitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte ſeine Hälfte außen roth malen laſſen, ſogleich ſtrich der andere die ſeine grün an. Unter ſolchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fenſterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wär' es zur Feindſchaft zwiſchen den Bewohnern gekommen, ſo konnt' es eine gefährlichere werden, als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beſtändig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten ſie nicht aus den Händen legen; das ging ſehr natürlich zu: ſie hatten keine Hände. Sie trugen

ſie auf dem Kopfe; kurz geſagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie ſtanden ſo nah beiſammen, wie man nur ſo friedliebende Geſchöpfe ſtellen darf, als die beiden ſich immer gezeigt. Und hätte man ſie auch weiter auseinander ſtellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, urſprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich ſehen, wenn die Thüre nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem ſchmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen; und wer ſich in das Bett legen wollte, konnte die Thür' nicht eher ſchließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der ſich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür' erſt öffnen müſſen, um den Bauch, der ſonſt nicht Platz hatte, in den Stall hinaus hängen zu laſſen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlicher Fülle ein zierlich Mädchen; ſie durfte auch nicht einen Zoll länger ſein, als ſie war; ſonſt hätte ſie nicht ausgeſtreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeiſter war oben ſparſamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende, Treppe und das Gewinkel darum herum, ſich zu lang und breit machte, zuſammen nehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnſtuben oben, und das war nicht übel, beſonders für Leute, die, wie Frau Bügel, leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel ſah nach der „Brücke", dem Sitz des Schneidermeiſters und ſeiner Geſellen, wenn er welche hat; und ſie ſagte wohl zum hundertſtenmale dieſen Abend: „wo der Jung' bleibt! der Sapperlot!" Dann fiel ihr Auge wohl, auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenſter, an ein Ausklopfſtöckchen von ſpaniſchem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fenſterwand lag, juſt ſo hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte,

ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne ſich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung' bleibt!“

An der andern Seite des Tiſches ſaß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Geſichte hübſch erſchienen wäre. Sie ſah aus, als wünſche ſie nichts ſehnlicher, als daß Jemand irgend einen Dienſt von ihr verlange, je ſchwerer, deſto beſſer. Ihrer Art zu ſitzen ſogar merkte man den Dienſteifer an. Sie ſaß nur auf der äußerſten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgeſprochenes ewiges „Gleich“ zwiſchen ſich; und das ſtehende Lächeln um das runde Näschen verſicherte unaufhörlich: man ſolle doch ſagen, was man von ihr wünſche; es ſei ihr ja eine Luſt, es auszurichten; ſie thu' es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel ſagte: „wo der Jung' nur bleibt!“ als wollte ſie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenſter hinausfallen, und da ſie nichts weiter thun konnte, ſtand ſie wenigſtens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder ſonſt Etwas in die Augen, was hinweggethan oder zurecht zu rücken war, ſo ließ ſie ihren Dienſteifer einſtweilen daran aus, eh' ſie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die ſie ausbeſſerte; ſie hielt ſie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie dieſe Hände. Sie mußte den Knaben ſehr lieb haben, dem ſie gehörten, man ſah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr ſehr gut ſtand. Daß ſie aber keine Mutter war, ſah man mit dem erſten Blicke auf die friſche, zierliche Geſtalt und das mädchenhafte Weſen.

„Der Jung' wird alle Tag' ſchlimmer, der Nichtsnutz! Da iſt keine Parition mehr. Der Diktes hat ſchon Neun getüt't, und er iſt noch nicht da. Iſt das auch eine Zeit für ſo einen Jung', daß er noch draußen iſt? und ſollt' nunmehr in ſeinem Bett' liegen, der Nichtsnutz! Das iſt eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt. Und was ſoll hernacher aus ihm wer-

den! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell' erſetzt iſt und ich hab' eine Frau für ihn. Denn Jemand muß ſein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige ſein, wie ich, den Nichtsnutz, den!"

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte ſie den Naſenklemmer — ſo nennt man eine Art Brillen — bis auf die Naſenſpitze vorgeſchoben; nun rückte ſie denſelben wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei Beidem geholfen, ſie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann ſagte ſie: „„Ja, der Gründer Markt iſt eine Ausnahm'; und der ſchrecklich' Regen —""

„Hat ſchon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt' eine ganze Stunde ſchon da ſein. Du red'ſt ihm immer das Wort. Du gäbſt ſchon ſonſt eine gute Frau für ihn; aber ich möcht' wiſſen, was hernacher aus ihm ſollt' werden. Kräfte zum Arbeiten haſt du ſchon auch, aber keine, den Nichtsnutz ſo fort zu erziehen, wie ich gethan hab'."

Das Mädchen wurde roth bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's ſchon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen geſprochen. Sie meinte, das Erziehen ſei nicht nöthig; er ſei auch kein Nichtsnutz, ſondern ein ſchmucker Burſch, der ſich ein Anſeh'n geben könne, daß es eine Luſt ſei. Es wäre wunderlich, wenn ſie gar nichts gewußt hätte, was ſie ihm, im Falle, ſie wäre ſeine Frau, abgewöhnen müſſe. Jetzt dachte ſie aber an nichts von dem. Möglich, daß ſie noch mancherlei meinte, aber ſie ſagte nichts von Allem, was ſie meinte. Sie wurde roth; mehr ſagte ſie nicht. Aber ſie ſtimmte auch nicht in das üble Zeugniß ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie that's auch nicht, wenn es über Andere herging, ſo gern ſie ſonſt der Frau Bügel, ihrer Baſe, in Allem half, was dieſe that. Da ſie aber der Baſe gern einen Dienſt erwieſen hätte, ſo putzte ſie wenigſtens die Lampe.

Die Baſe ſchob den Naſenklemmer wiederum auf die Naſen-

ſpitze, die dadurch noch ſpitziger wurde, als vorher, und vor Betrübniß ihre rothblaue Farbe verlor.

„Noch iſt nicht dran zu denken," ſagte ſie dann, die langen knochigen Arme lang und ſteif und ſo auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen faſt ſich berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der ſind auch noch ein Paar ruhige Tag' zu gönnen, eh' ſie ſich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab' müſſen thun."

Sie hätte wohl eher ſagen ſollen „an die Naſe." Denn dieſe hüllte ſich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Naſenrücken war vom vielen Hin- und Herſchieben des Naſenklemmers wie polirt. Man ſpricht von glänzendem Elend, wenn man ein ſorgenvolles Daſein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erſcheint; war das, was ſo blau um der Frau Bügel Naſe ſich lagerte, Herzeleid, ſo war es nicht blos bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!" Sie ſagte es noch zwanzigmal, und bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopfſtöckchen ausdrucksvoller. Es war weit ſpäter als ſonſt gewöhnlich, daß ſie heute zu Bett ging. Die Sannel erhielt erſt noch den Befehl, ihr morgen genau zu ſagen, wann „der Jung'" nach Haus gekommen ſei. Die Sannel putzte die Lampe faſt aus Als wollte ſie den ganzen Vorrath ihrer Dienſtbefliſſenheit auf einmal erſchöpfen, damit ſie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerſtrebte, keine mehr übrig behielte.

Es wac wohl um drei ganze Stunden ſpäter, daß drei Wanderer männlichen Geſchlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daher kamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu ſagen: drei Männer. Erſtlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den Dreien, und das iſt der zweite Grund, den von den Dreien, der in der Mitte ging, hätte man ſich wohl auch an jedem andern Orte beſonnen, einen

Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes iſt, ſo durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe, und war, trotz ſeines Barbiertages heut, ſchon wieder ſtachelig um den Mund. Verlangt man eine gewiſſe Größe und Stärke der Geſtalt von einem Manne, die über das Maaß des kindlichen hinausgeht, ſo war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen ſo hart an ihm vorbei, als ſie vermochten; und es fanden ſich wenige unter den Vierzehnjährigen die, waren ſie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftſprung über ihn triumphirten. Aber er ſelbſt war das Einzige an ihm, was unter dem Maaße eines Mannes blieb; ſchien ſeine Geſtalt die eines Knaben, ſo trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es ſonſt nur die Herren vom Amte in Luckenbach thun.

Die Drei waren im eifrigen Geſpräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markt hatte ſie der Regen in das Reicker Wirthshaus getrieben. Da war ihnen etwas geſcheh'n, was ſie noch immer nicht verwinden konnten.

„Ja," ſagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünſchte Blitzmädle ſolche Kraft hat? Wir ſind doch wahrlich keine Kinder, wir ſind Männer und keine ſchlechten. Und wie das fortging mit dem Karr'n, den keiner von uns erheben konnte, als wär's Nichts!"

„„Ja,"" huſtete der zu ſeiner linken Seite, eine lange, ſchmächtige Geſtalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleiſch ſtecken ſollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um ſeine Zähne ſchlug. „„Ja, und daß ſie thut, als könnt' ſie den verbrannten Karr'n nicht herausbringen aus dem Dr—ck, und man ſpringt bei aus chriſtlicher Liebe, und es iſt ihr nur darum, daß ſie einen auslachen will.""

„Ja," ſagte der Dritte, eine unterſetzte Geſtalt mit ſchwärzlich angelaufenen Händen und Geſicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer ſchien. Er trug den Kopf zwiſchen den

Schultern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja; ich hätt' dem Mädle ſeinen Spaß nicht verderben mögen, und wär' der Karr'n noch leichter geweſen."

Der Schneider ſah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem Andern zurückblieb. „Wenn ich einmal was anfaſſ', da faſſ' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert."

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätt' er den Karr'n heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich," ſagte er, „wenn ihr nicht ſo ein gut Gemüth hättet, da wär' Reſpekt im Haus."

„Und der iſt!" entgegnete der Schneider und ſchlug der Luft ausfordernd in's Geſicht, ob ſie's leugnen wolle, „Reſpekt muß im Hauſe ſein!"

„„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gaſſ',"" ſagte der Schmied.

„Ihr kriegt euern Schlucken," meinte der Schneider faſt mitleidig. „Da darf man euch nichts übel nehmen. Da reibt ihr euch an Gott und der Welt."

Der Schmied ſah den Schneider an, als wollte er ſagen: wenn ich mich an euch reibe, ſo reib' ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. „„An eurer Mutter möcht' ich mich nicht reiben,"" ſagte er. „„Das Ding, das über eurer Brücke an der Fenſterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär'! Ich will euch einen guten Rath geben. Seht, daß ihr die Heiterethei freit.""

Der Schneider machte ein Geſicht, das hieß: „Da müßt' ich mich doch erſt beſinnen. Da ſind ganz And're, die ich kriegen könnt'. Ich brauch' nur den Finger zur Thür herauszuſtrecken und es hängt ein Dutzend daran und mehr." Aber er ließ ſich gern mit Mädchen aufzieh'n. Es war dann, als wenn ihm Jemand den Rucken ſtreichelte. Und die Heiterethei war ſchon ein Mädchen, mit der man ſich aufzieh'n laſſen konnte. Er ſah ihre rothen Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war ſchon den Weg über oft genug vor den ſeinen hergeflattert.

„Aber ihr ſeid ſchon verthan,“ ſagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei euch im Haus, die iſt rothbäckig, wie ein Honigapfel, und wird auch nicht bitterer ſein, mein' ich. Ich verdenk's euch nicht, wenn ihr da hinein beißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein', ihr braucht nicht lang zu ſchütteln, ſie iſt reif; und ihr braucht gar nicht zu ſchütteln, ihr braucht nur den Mund aufzumachen, ſo habt ihr ſie drinn.“

Der Schneider lachte und reckte ſich höher; ſeine Geſtalt war ein Bild ſeiner Gedanken. Ich wollte ſagen, die Geberde ſeiner Geſtalt ein Bild der Geberde ſeiner Gedanken. Denn ſeine Gedanken waren ungeheuer viel größer, als er; er ging dem kleinſten ſeiner Gedanken kaum bis an's Knie.

„So wollt' ich, ihr hättet euern Holzapfel noch nicht,“ ſagte er; „meinetwegen könntet ihr das Honigäpfelchen haben, das euch ſo ſüß dünkt. Die Sannel iſt ſchon brav, und es kann auch ſein, daß ſie hübſch iſt; ich hab' ſie noch nicht darauf angeſehen. Aber ich muß eine haben, verſteht ihr — eine —“ Seine Augen wurden groß und ſagten damit, was er meine: „So einen Knirps kann ich nicht brauchen.“

„„Ja,““ ſagte der Schmied, „„ſie iſt kaum einen ganzen Kopf länger, als ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr. Es hat mich lang' gewundert, daß ihr nicht einmal einen Strumpf von ihr ſtatt eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgeſetzt habt. Aber freilich! er wär' um die Hälfte zu weit für einen ſolchen Irrthum. Und ſie iſt auch zu ordentlich; ſie läßt nichts herum liegen. Aber wahr iſt's ſchon, ſo lang und breit iſt ſie doch nicht, daß ihr euch vor eurer Mutter hinter ihr verſtecken könnt wenn die das Ding in den Händen hat, ihr wißt ſchon', das über der Brücke an der Fenſterwand. Und ſie abzuhalten, dazu iſt die Sannel zu gutmüthig und zu furchtſam, ſo lieb ſie euch hat, und auch zu ſchwach. Drum mein' ich eben, ihr ſollt die Heiterethei frei'n. Da wollt' ich eurer Mutter nicht gerathen haben — da brauchtet ihr nicht mehr auf die Gaſſ' zu laufen und zu ſchrei'n: Reſpekt muß im Hauſe ſein. Da wär' er

drinnen. Es iſt ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.““

„Deßwegen?“ ſagte der Schneider faſt verächtlich. „Und ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt. Mit dem Ding an der Fenſterwand oder Gott weiß, wo. Und mit euerm Verſtecken. Ich verſteck' mich nicht und brauch' mich nicht zu verſtecken. Und wenn ein grober Keil nöthig wär', da bin ich ſelbſt einer, und brauch keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red', thut Niemand ein Maul auf. Und ich wollt's auch Niemand gerathen haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach iſt's aus. Meine Leut' kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich thu's nicht anders. Reſpekt muß ſein im Haus.“

Er ſprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus ſchon zu nah, von dem er ſprach. Die Andern führte ihr Weg weiter. Sie wünſchten ſich gute Nacht. „Ja, Reſpekt muß ſein im Haus,“ ſagte der Schmied ſehr laut. „Eine gute Nacht will ich euch nicht wünſchen, aber einen guten Morgen und —“

„„Pſt,““ machte der Schneider. „„Der Nachbar da hat's Nervenfieber. Seine Leut' bitten immer, man ſoll ruhig ſein.““

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gaſſe ein. Der Schneider blieb aufgerichtet ſtehen, bis er ſie nicht mehr ſah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für ſein ſcharfes Ohr. Er ſtand ſo, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauſes von dem ſeinen aus nicht ſehen konnte. Dann wiſchte er eilig und leiſe wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem ſeiner Mutter ſchied. Das Häuschen war nicht tief. Daran ſchloß ſich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unſer Schneider machte mehr als noch einmal ſoviel, bis er an der Stelle ſtand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Thür bildete. Aber er blieb erſt eine Weile regungslos ſtehen, damit Herzſchlag und Athem ihren ruhigen Schritt wieder finden konnten. Dann horchte er, bis ein leiſes

„Pſt“ ſich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. „Schläft ſie?“ flüſterte er. Eben ſo leis antwortete drinn ein „Ja.“ Eine Hand von innen bog an der untern losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Oeffnung, die dadurch entſtand, wäre für jeden andern Mann zu klein geweſen; für unſern Schneider war ſie weit genug. Er legte ſich platt auf die Erde und kroch ſo unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erſt mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtſam horchend nach oben wandte. „Es iſt Nichts,“ flüſterte die leiſe Stimme. Zwei weiche Hände faßten die ſeinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte ſeinem Gewicht und ſchloß die Oeffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm ſchnell und leiſe über den Hof bis in die offene Hinterthür des Hauſes. Sie trugen ihn mehr, als daß ſie ihn führten. Und nun ſtand er vor ſeinem Führer. Es konnte ihn vom Fenſter Niemand mehr ſehen; er richtete ſich wieder hoch auf und ſah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entfernteſten mehr ähnlich. Die andere Geſtalt bückte ſich und nahm einen Scheffel neben der Thüre von der Hausflur auf. Dieſer hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere verſteckte die Flamme, ſo gut es möglich war; ſie ſchimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Geſicht voll Liebe und Sorge, und machte die runde Hand wie glühend durchſichtig, die ſie barg.

„Sie iſt ſchon lang' in ihr Bett gangen,“ ſagte das Mädchen leiſe und eifrig. „Der Diktes hat nur erſt elf getüt't gehabt. Und daß ſie nach dir hat gefragt, da klecken nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leiſen Schlaf. Um die Zeit iſt ſie manchmal ſchon auf und ſingt und bet't —“

„Und ſchreit um ihre Erdäpfel, wenn's zuviel regnet, oder wenn's zu lang' trocken iſt, um ihren Lein.“ Der Schneider ſagte das, wenn auch immer noch leiſe, doch weit lauter, als das Mädchen zu ſprechen wagte. Sie ſah ihn an und ängſtete ſich, und freute ſich zugleich über ſeine Verwegenheit. Und wie ſtand

er da! Wie aufgerichtet, und ſtrich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn ſo ſoldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wie viel ſeiner Länge am Soldatenmaaß fehlte. Vielleicht brauchte ſie das nicht zu vergeſſen; vielleicht hatte ſie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider that ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß ſich jemand um ihn ängſtigte. Darüber vergaß er faſt die eigene Angſt. Er beſah ſich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsſpiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht vom Gründer Markt, wußte ſie: ſie wußte ja, daß die Alte die Kaſſe führte und dem „Jung'" die Kreuzer zuzählte; daß er kaum zu einem „Maas Bier" für ſich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer ſo merkwürdige Dinge begegnet. Die hübſcheſten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht ſeiner Einkleidung! die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. — Er hatte Händel mit den tüchtigſten Burſchen gehabt, oder es war nahe daran geweſen. Es war ihre einzige Luſt, ihn als den Gegenſtand der Bewerbungen von Mädchen, und als Gegenſtand der Furcht für die herzhafteſten Burſche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der ſich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war ſie ſelig. Das ſchien ihr das Höchſte zu ſein unter Allem; vielleicht, weil ihr ſelbſt das das Schwerſte geweſen wäre unter Allem.

„Ja, ſiehſt du, Sannel," ſchloß jede Geſchichte, „Reſpekt muß ſein." Dann ſagte ſie ſeelenvergnügt: „„Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah. Du biſt doch ein Mordburſch! Und wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red' leiſer, ſonſt hört's deine Mutter. Wenn ſie käm' und ſäh', du kommſt jetzt erſt nach Haus, da möcht' ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wieder in die Kirch' anzieh'n."" Dann wieder: „„Aber mach', daß du in dein Bett kommſt, ſonſt biſt du morgen früh verſchlafen, und deine Mutter iſt ſchon ſo bös, daß du nicht zeitig heim biſt kommen."" Und doch blieb ſie ſelbſt, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenſtufe ſtehen,

und verwickelte ihn durch ihre Fragen in ein neues Erzählen. Vom Kirchthurm brummte die Glocke Viertelſtunde auf Viertelſtunde dazwiſchen und erinnerte ſie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht ſo flüchtig geweſen war. Und der Treppenſtufen waren ſoviel: erſt der Stufen bis zum Oberſtock, dann kam noch die Bodenſtiege; denn Hannes hatte ſein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man ſtieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längſte „Ständchen“ gehalten.

So auch heute. Soviel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit, zu hören, konnte nicht größer ſein; ſelbſt wenn ſie gemeint hätte, ihm einen Dienſt damit zu leiſten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes' Größe vor ſeinen eigenen Augen, und in gleichem Maaße wuchſen ſeine Geſchichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbeſeh'n ſeiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war ſo überzeugt als ſie, daß er ein Mordburſch' ſei.

„„Aber nu iſt's genug für heint,““ ſagte ſie endlich. Sie hatte auf der Treppe geſeſſen, die Lampe im Schoos und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunter leuchten ſollte auf den Hausplatz vor der Wohnſtube. Sie ſtand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn ſchon im Erzählen ſeiner Abenteuer irre; er war ſo dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mittheilen mußte.

„Noch Eins muß ich dir ſagen, Sannel. Was meinſt du; wenn ich die Heiterethei nähm'?“

Das Mädchen erſchrack, daß die Lampe ihr faſt im Schoos umfiel. „„Die Heiterethei?““ ſagte ſie.

„Ja, ich wüßt' nicht, wer ſo gut zuſammen ſollt' paſſen, als ich und ſie.“

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten ſchien, die doch ſonſt ſo verſtändig war. Er

fuhr eifrig fort: „Die hat Haar' auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort ſchuldig. Und im Bettſtroh verliert man ſie auch nicht. Weißt du, ſie hat juſt die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht', ſo müßt's auch ein großer ſein. Das iſt einmal meine Liebhaberei. Arm iſt ſie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, deſto beſſer. Das hilft zum Reſpekt. Meinſt nicht?"

Das Mädchen wiſchte ſich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und ſah's nicht.

„„Ja, eine tüchtige Frau gäb' ſie ſchon,"" ſagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den ſchnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen iſt. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein „Aber" folgen könnte.

„Du meinſt, weil ſie wild iſt," ſagte er raſch, um das „Aber" überflüſſig zu machen. „Was ein rechter Kerl iſt, der muß was Wild's an ſich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol' der Guckguck die Schlafmützen!" Er hieb in die Luft vor ſich hin, als wäre ſie voll Schlafmützen, und ſah ſo wild aus, wie ein rechter Kerl ausſehen muß. Das ſah die Sannel durch das Waſſer in ihren Augen.

„Und wenn ſie noch wilder wär'," fuhr der Schneider voll Ueberzeugung fort, „das macht eine Eh' erſt kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr ſein, aber wenn's ihm zu leicht wird, iſt doch keine rechte Luſt dabei. Du brauchſt nicht zu denken, ſie könnt' zu wild ſein für mich. Und wär' ſie noch wilder wie ſie iſt, zieh'n wollt' ich ſie. Denn du weißt, Reſpekt muß ſein! Daß dich der Guckguck hätt'! ich wollt' —"

„„Red' nur nicht ſo laut, Hannesle,"" bat das Mädchen. „„Ich glaub' dir's ja. Das iſt meinem Kummer ſein Geringſt's, Hannesle. Du biſt ein Mordburſch. Aber mir iſt's geweſen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du ſo ſpät nach Haus kommen biſt.""

„Ei was, meine Mutter!" ſagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt', ſie käm' mir jetzt die Quer'. Ich wär' gerad' aufgelegt, daß ich ihr einmal ſagt', was ich denk'. Siehſt

du; ich gäb' drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn ſie jetzt 'raus käm'. Ich bitt' dich um Gotteswillen, Sannel, ſei ſtill! Mach' die Lampen aus. Die Thür iſt gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüſſel hätt'."

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Oel in das Geſicht ſpritzte. Sie ſtellte die Lampe neben ſich, ſchob den halbohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wüthendes Heer auf den Hannes zugerannt, ſie wäre nicht auf die Seite gewichen. „„Sei ruhig, Hannesle,"" ſagte ſie; „„ich mach' meinen Rock auseinander; mach' dann deine Thür auf und geh' in deine Kammer. Ich ſag', ich bin 'rauf gangen, ob du noch nicht da biſt. Du ſagſt: ich bin um elf kommen, die Sannel iſt nicht geſcheit — Aber ſie kommt gar nicht. Hörſt du, ſie ſingt und bet't und red't mit ſich. Bleib' nur ganz ſtill, vielleicht ſchläft ſie wieder ein.""

Eine Weile war es mäuschenſtill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel ſang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" Und ſprach dazwiſchen jammernd: „Ach, meine Erdäpfel! Meine ſchönen Erdäpfel!" Und ſang: „Und baut auf ihn —" und jammerte wieder: „Meine ſchönen Erdäpfel am Erlenweg!" Singen und Jammern wurde leiſer. Bald war Alles wieder ſtill; nur die Kuh unten im Stalle, die der Geſang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, ſchnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh ſchien wieder eingeſchlafen.

„Das weiß der liebe Gott," ſagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab' Muth wie Einer. Hundert Soldaten ſind mir nichts. Ich fürcht' mich vor keinem Menſchen; ich könnt' manchmal den Galgenberg umreißen, ſo hab' ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör'! Die iſt doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß ſein, weil ſie meine Mutter iſt. Ja, wenn ich nicht ſo verwünſcht gutmüthig dabei wär'. Die Gutmüthigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonſt — daß dich der Guckguck hätt'! ſiehſt du, Sannel, wär's

nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?"

„„Ja,"" sagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöschten Lampe und betete, als wär' sie noch in der Schule und müßte aufsagen. „„Du sollst Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Was ist das? Antwort. Wir sollen Gott — und ja, das ist recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt' selig' Schulmeister immer gesagt hat. Es ist schon recht, wenn ein Bursch wild ist, wie du sagst, aber gegen Vater und Mutter soll kein Mensch wild sein. Und es ist um so schöner, wenn Einer, der sonst ein Mordbursch ist, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiterethei — aber wie du nur auf die gekommen bist, Hannesle!""

„Ja, wie man auf so etwas kommt," sagte der Schneider und fühlte sich in seiner Frömmigkeit und im Respekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. „Und weißt du; die könnt' die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert' Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren."

„„Ja,"" sagte die Sannel; „„das ist schon wahr. Du denkst doch Alles aus.""

„Was?" lachte der Schneider. „Mit den Kräften und der Courage ist auch noch nicht Alles gethan. Wenn Einer einen rechten Merks hat. Nun hab' ich mir gedacht, wie ich's an die Heiterethei bringen wollt'; denn die ist schnippisch und spöttisch wie der Teufel. Du könnt'st einmal wie von ohngefähr; nu, du begegnest ihr doch einmal — weißt du?"

„„Ja, ich soll's anbringen?"" sagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein schwer Gewicht. Sie streifte es ab und das klang wie ein tiefer Seufzer. „„Nu, wenn's nicht anders ist, Hannesle, ich will schon; aber bedenk' dir's noch einmal. Und nu geh' in deine Kammer und schlaf' wohl. Ich hätt' dich nicht so lang' abhalten sollen. Du wirst morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter ist

den Abend ſchon bös geweſt. Ich ſag', du biſt nach elf heim kommen; ſag' du auch ſo. Und wenn das ſein ſoll mit der Heiterethei, ſo wird ſich's ja ſchicken. Gut' Nacht, Hannesle. Ich begeg'n ihr ſchon.""

Der Schneider war eingeſchlafen und träumte einen großen Traum. Er ſaß auf ſeiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter ſaß ganz ſtill auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal ſo groß, als die Mutter. An der Thüre ſtand ein Hund, ſo groß, wie der Mutter Bläſſe im Stall, und ſchnaufte, wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das Beſte. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute ſich über ihn und ſein Glück. Da war Alles gut.

Die Sannel aber ging viel langſamer, als gewöhnlich, die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie ſie ſonſt liebkoſend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all' Das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war und was er ausgerichtet hatte. Wie langſam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erſt zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachſen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr ſeine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in ſeiner Haut, ſo wuchs er in ihrem Herzen. Und ſo, wie bis jetzt, war es fortgegangen; anders dachte ſie ſich's nicht, wenn ſie ſeine Frau geworden wäre; nur, daß ſie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meiſterin hieß. Wie ſie im Bette lag und mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geſchloſſen hatte, ſtreckte ſie ſich, ſo lang ſie konnte. Daß ſie ſich nicht länger ſtrecken konnte, das war's, warum ſie ſo traurig die Treppe heruntergeſchlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War ſie ſo groß wie die Heiterethei, hätte ſie die Treppe herunterſpringen können wie ſonſt. Da hätte ſie nicht die Bläſſe vergeſſen. Aber ſie ſtrafte ſich für ihr Murren, wie ſie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte ſie geſchaffen, wie ſie war; es war Sünde, wenn ſie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Bläſſe gethan, daß ſie leiden ſollte unter der Sannel Leiden?

Die Sannel meinte, das Thier könne nicht ruhig ſchlafen, weil ſie ihm nicht zugeſprochen, wie ſonſt. Sie ſtand auf und ging zu der Bläſſe. „Es war ſchlecht,“ ſagte ſie zu der Kuh; „was kannſt du dazu? Du biſt mein alt gut Thier.“ Sie klopfte das Thier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und ſchlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als ſie einmal wieder in ihrem Behälter ſteckte. „Die Heiterethei wird Alles allein wollen machen,“ ſagte ſie noch leiſe vor ſich hin. „Wenn ich nur wenigſtens da könnt' bleiben! Ach, wenn ich nur wenigſtens da könnt' bleiben!“

Die Frau Bügel war eine conſequente Frau, in Allem, innerlich und äußerlich, eine geradlinige Frau. Wenn ſie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ ſie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt, als ſie. Aber das Sprichwort ſagt: „allzuſcharf macht ſchartig“ und „eine gute Krümm' geht Nichts üm.“ Und daß es recht hat, konnte man hier ſehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung“ zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der ſie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengeſetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in ſteter Furcht ſein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, der ſtrengen Zucht ſich zu entziehen. Und das zwiſchen Handwerk und Feldbau getheilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greifluſtigen ſolcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengeſetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine ſichere Controle möglich! Und wie viel Wirthshäuſer ſtanden wie Mauſefallen an dem Wege von dem einen dieſer Grundſtücke bis zum andern offen; Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren ſcharf, aber durch Häuſerwände hindurch konnten ſie doch nicht ſehen. Dabei hätte ſie Niemand zu der Einſicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erſt, was ſie verhüten und vermindern wollte. So wurde ſie nur immer ſtrenger; und dem armen Schneider kam

nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen so großen Respekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider sicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geschenkt wurde ihm deßhalb nichts. Daheim bekam er mit Zinsen, was sie ihm außerhalb schuldig geworden war. Desto verhaßter wurde ihm das Daheimsein. Und sie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geschah, und machten sich auf alle Weise darüber lustig. Der Schmied behauptete sogar, der Schneider sei so klein geblieben, weil die Mutter ihn beständig in sich hineingejagt habe. Der Schneider sei eigentlich ein langer, starker Kerl, aber er habe sich in sich selber verkrochen, und könne sich nun nicht mehr aus sich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel schon die Treppe und Bodenstiege heraufrannte, um an des Hannes Kammerthüre zu pochen. „Steh' auf, Hannesle; deine Mutter singt schon den zweiten Vers; da zieht sie allemal ihre Strümpf' dabei an. Und vermerk's nicht, daß du gleich nach Elf heimkommen bist. Und wegen der Heiterethei; wenn du dich nicht anders hast besonnen; ich geh' hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht."

„„Nein,'" sagte der Hannes drinn. „„Was ich gered't hab', hab' ich gered't. Aber im Bett ist's doch gar zu schön. Ist ihre Stimm' zittrig, Sannel?""

„Ja," entgegnete das Mädchen, „schrecklich zittrig. Mach', daß du auf deiner Brücken sitz'st, wenn sie rein kommt."

„„Es ist doch nirgends schöner, als im Bett,"" sagte der Schneider drinn und dehnte sich. „„„Aber sie ist wohl noch im ersten Vers?""

„Nu nein. Sie hat schon den letzten angefangen gehabt."

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette sprang, und war mit drei Schritten die Bodenstiege herab und in der Küche. „Er thut's nicht anders," sagte sie traurig vor

ſich hin, „mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigſtens da dürft' bleiben!"

Der Schneider ſchlich auf den Strumpfſpitzen die Treppe herunter; die Pantoffeln zog er erſt an der Stubenthüre an. Er horchte. Die Sannel ſagte eben drinn: „Es hat noch kein Viertel geſchlagen gehabt, da iſt er kommen. Und naß iſt er geweſen! Er iſt in Reick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein Bißle warm geworden iſt. Und war noch immer naß, wie er kommen iſt, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer iſt geweſen."

„„Geſchieht ihm recht, dem Nichtsnutz,"" entgegnete die Alte. „„Und nun wird auch ſeine neue Kappen verdorben ſein.""

Sie ſing an zu ſingen, und der Schneider ſagte zitternd: „Wenn ſie nur erſt im Haus wär', die Heiterethei! Oder wenn ſo ein Geſangbuchvers einen ganzen Tag thät' dauern!" Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er wußte, ſo lang' der Vers dauerte, den ſie ſang, war er ſicher. Er konnte wenigſtens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte ſang fort, ſie wandte das Geſicht nicht gegen ihn, aber ſie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Geſicht zündete ſich an dem blauen Feuer ihrer Naſenſpitze an.

Der Schneider war ſchon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten ſich tief in die Weſtentaſche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieſer vernichtend auf ihn fiel. Sie aber wandte ihr Antlitz noch immer ihm nicht zu. Sie kehrte ſich zu der Sannel, die dem Hannes ſich ängſten half.

„So iſt er doch da, der Nichtsnutz?" ſagte ſie, und nach ihrer ſparſamen Weiſe ſoviel als möglich in einem Athem. „Ich hab' gemeint, er wird heut' und morgen nicht aus dem Reicker Wirthshaus herauskommen. Denn ein Wirthshaus iſt dem Sapperlot wie der Flieg' eine Weinflaſche, wo noch naß iſt inwendig. Da iſt leicht 'nein kommen, aber ſchwer wieder 'raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? er iſt doch

da? Hm, hm, hm! Und ich hab' glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geſchwemmt und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt'! Wer wird ſo einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm geſtraft iſt und muß ihn behalten. Bis er ſich in's Zuchthaus geſchwemmt hat, da werden ſie ihn behalten. Oder ſie kriegen ihn bald wieder."

Die Frau Bügel ſtand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres geweſen, auf die Fragen nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigſtens zu zeigen, es ſei nicht Mangel an Dienſtwilligkeit von ihrer Seite, daß ſie nicht antworte. Aber die Frau Bügel, wußte ſie, wollte keine Antwort. Der Schneider that einen Athemzug, ſo tief und ſtöhnend, als wüßt' er, es iſt ſein letzter. Die Sannel half ihm athmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wär' der Gedanke von dem Mäuſeloch ihr voller Ernſt geweſen. Sie ſah unter Stühle und Tiſch und ſchüttelte das Haupt nach jedem ſuchenden Blick. Alles ſchien ſie zu ſehen, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangſt überzog. Die Sannel half der Baſe widerſtrebend ſuchen.

„Wo wird er nur ſtecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus ſein, und die gottesfürchtigen Wort' hören, die ſeine Mutter red't? Ja, der wär' der Recht'. Wo wird er ſein? Ja, wenn's antworten könnt', wenn ſeine Mutter fragt, das böſ' Kind!"

„„Nu, da in eurer Stuben,"" ſchluchzte der Schneider. „„Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!""

Die Frau Bügel dehnte ſich; die Sannel half ihr ſich dehnen, aber mit Widerſtreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fenſterwand, das ſchreckliche Ding. Aber ſie ſuchte fort. „Da in der Stuben wär' er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt' man auf ſeiner Brücken ſuchen? Proſ't die Mahlzeit! Im Wirthshaus iſt er. Im Tobaksrauch, daß man ihn ſchneiden kann, da iſt er wie der

Fiſch in ſeinem Waſſer. Und noch ein Maas, Frau Wirthin! Und einen Nordhäuſer darauf! Und luſtig, mein Wenzel! Und das Eicheldauß ſticht. Und o du lieber Auguſtin! Was? Nicht im Wirthshaus wär' der Jung'? Nu, wird er reden, der Sapperlot?"

„„Ja, wenn ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überſtanden iſt. Aber ihr werd't ſeh'n, ich krieg' die Schwindſucht. Alle Leut' ſagen's. Meinetwegen ja, es ſoll ja das Wirthshaus ſein. Und das iſt der Eichenwenzel da.""

„Was? Im Wirthshaus iſt er? Und er iſt im Wirthshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn'? Und das iſt nicht des Herrn Burgemeiſter ſeine Weſten? Das iſt der Eichelwenzel? Und das dort iſt nicht mein Schmolkes Schatzkäſtlein und meine Schlafhauben? Iſt das ein Wirthshaus, Jung?"

„„Was ſoll ich denn ſagen, ich armer Burſch? Was ich ſag', das iſt nicht recht. Nu freilich iſt das eure Stuben.""

„Meine Stuben? So? Und das wär' meine Stuben, wo du drinn biſt? Und du wärſt, wo du hingehörſt? Und ſäßſt auf deiner Brücken? So erbarm' ſich der Himmel über ſo ein ſündlich Kind. Aber ich will's zieh'n, ſo lang' ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht ſchuld ſein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirthshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!"

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thür geöffnet. Der Schneider ſchoß wie ein Pfeil von ſeiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um ſein erhitztes Geſicht wehte. Er wußte, nun war er ſicher. Er ſah ſich majeſtätiſch um, gab der Luft einen Klaps mit ſeiner rechten Fauſt und rief: „Reſpekt muß ſein im Haus!" Dann ging er mit Löwenſchritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leiſe Stimme aus der Thür flüſterte: „Sie iſt in ihre Kammer gangen, Hannesle; du

kannſt wieder 'rauf. Nu iſt ſie wieder gut."

Die Sannel ſtreichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur ſtand, und wiſchte mit weichen Händen den Angſtſchweiß von ſeiner kalten Stirn'. Sie tröſtete ihn, wie nur die Sannel tröſten konnte. Sie hätte gern ſelbſt ſein Kreuz auf ſich genommen. „Und haſt du dir's überlegt, Hannesle?" ſagte ſie dann. „Ich geh' auf's Feld. Vielleicht, daß mir die Heiterethei in Weg läuft."

„Du gehſt in die Erdäpfel," ſagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke ſaß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu und ich komm' bald nach. Das ſind die Erdäpfel, in die ich geh'. Und da brauch' ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck' mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh'."

„„Das iſt Schickſal, Hannesle; deßwegen gehſt du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schickſal' kommen auch von dem, der Eſſen und Trinken ſchickt.""

„Ach Gott! Die Baſ' am Unterende hat mir immer Hefenklös wollen ſchicken; die eſſ' ich ſo gern'. Dumm's Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geſchweig' Hefenklös geſchickt; ich hab' mir's allemal ſelber müſſen verdienen; nicht das Salz dazu hab' ich umſonſt kriegt. Und das Schickſal hab' ich nicht verlangt; wär' nur was Gut's dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklös! Aber die Brüh' muß fett ſein. Und Schnitz und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert' Gebot iſt mein Schickſal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh', hernach hat's das viert' Gebot gethan. Wer weiß, iſt das die letzt' Weſten, die ich mach'! Guck', da kommt vielleicht der letzt' Stich 'rein, den ich thu'. Hernach hat's ausgeſchickſalt und ich eſſ' keine Hefenklös mehr auf der Welt."

„„So darf man nicht reden, Hannesle; die Seel' iſt doch mehr wie Hefenklös. Und ſiehſte, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sag's nur der Baſ' am Unterend, die wird's ſchon anbringen bei deiner Mutter, und es ſchickt ſich

jawohl, daß ich der Heiterethei begegn'. Das iſt hernachen ein gut Schickſal; und die kommen auch, wenn man nur die böſen geduldig erträgt. Wenn du nur denkſt,"" fuhr die Sannel fort, „„daß du's mit der Heiterethei ermachen kannſt. Sie iſt doch ſchrecklich wild.""

„Was wild!" ſagte der Schneider. „Wenn ſie nur Hefenklös kann kochen! Sannel, da iſt kein viert' Gebot dabei. Sannel, ich ſag' dir: du kennſt mich. Und Reſpekt muß ſein im Haus! Und wenn ich erſt einen großen Hund hab'! Denn ſo ein Knirps von einem Spitzle darf's nicht ſein. Und ich geh' mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Caro, komm' her! Aport, Caro! Da wirſt du zum Fenſter 'raus lachen. Ich ſeh' dich ſchon. Und Menſchen und Vieh ſollen ſich verwundern. Mach' nur, Sannele, und geh'; ich hab' ſchon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennſt mich immer noch nicht!"

Die Sannel ging. Sie ſchüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was Alles er eben gethan und ſie ſich hineingedacht hatte, als hätte ſie Alles ſelber geſeh'n.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den andern Tag war ſie glücklicher geweſen. Wenigſtens im Finden. Sie wußte ſich was auf die Verblümtheit, mit der ſie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte geſagt: ſie wollte den Schneider erſt mit in den Zainhammer nehmen und ihn ſtrecken laſſen. Aber das würde nicht helfen. Wär' er zu ſtrecken, ſo müßt' es das Ding an der Fenſterwand ſchon lange gethan haben. „Ich bin aber doch nicht ſtill geweſen," ſagte die Sannel, „bis ſie geſagt hat: und ſo iſt's und nu iſt's fertig. Hernachen iſt's, als hätt's der Burgemeiſter unterſchrieben und ſein Siegel darauf gemacht. Ich kenn' die Heiterethei." Die Sannel war traurig darüber,

aber ſie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes ſeine Gedanken, ſich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die ſtärker wäre, als ſeine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebiſſen hatte. Wenigſtens ſagte er das der Sannel.

„Schon geſtern iſt mir's eingefallen," ſagte er. „Sie iſt doch nicht, wie ich eine brauch'. Ihr Kopf könnt' um die Hälft' dicker ſein und ihre Händ' und Füß' ſind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf iſt doch die Hauptſach' am Menſchen. Und meiner Mutter ihre Händ', die ſind wenigſtens noch einmal ſo lang. Und wenn eins ſo kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif' einmal zu; was ich anfaß', das muß feſt ſein, Sannel. Ja, Sannel, es iſt gut, daß ſie nicht will, und es hätt' mich doch einmal gereut."

Das nächſtemal, daß ſie wieder auf der Bodentreppe ſaßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schooße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er ſelbſt. Nur mühſam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

„Und nun kommt das Beſt'. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben," ſagte er, „wie ich's allemal mach', wenn ich eine rechte Freud' hab' für dich."

„„Deinetwegen,"" entgegnete die Sannel, „„brauchſt du dich nicht zu zwingen. Mich freut Alles, was du mir ſagſt.""

„Nu gut; aber heut' auch weiter nix. Ich hab' eine, Sannel! Weißt du? Und eine Andere, wie die Heiterethei. Und nu ſchlaf' wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch ſagen, damit du zu Nacht davon kannſt träumen. Aber freu' dich nur recht, Sannel. Da ſetz' die Lampen fort, damit du dich recht kannſt freu'n. Und ich will die Jacken 'runter thun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freuſt du dich denn auch recht?"

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuthen können, das ſie nicht ausgerichtet hätte!

„„Nu, ich freu' mich ja ſchon, gewiß, Hannesle,"" ſagte ſie

und ſetzte die Lampe weg und half dem Hannes ſeine Jacke aus=zieh'n, damit ja dem Freuen nichts im Wege ſtand.

„Ich mein' gar, du flennſt ſchon vor Freud," ſagte Hannes. Sie wiſchte die bittern Tropfen weg und ſagte: „„Ja freilich."" Sonſt hätte ſie ihm die Freude verdorben. Und einem Men=ſchen die Freude verderben; ſo viel ſie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck," ſagte der Schneider, „und das iſt eine And're, als die Heiterethei. Die Heiterethei iſt vielleicht was länger, aber ſie iſt nur eine Haſelgerten dagegen. Wenn Meine erſt ein Jahrer Zehn von unſern Erdäpfeln am Erlenweg gegeſſen hat, hernachen iſt ſie wie eine Gringelwirths=Valtineſſin. Die hat einen andern Kopf, als die Heiterethei, und da kann man ſagen: die hat Händ' und Füß'. Daß dich der Guckguck hätt', Sannel! Und Haar' brandſchwarz und dick wie Pferdehaar' und ſteif wie ein gewichſter Zwirnsfaden. Kann ſein, daß die Hei=terethei ein Paar Haar' mehr hat, dafür iſt ein Haar von Mei=ner wie ſechs Haar' von der Heiterethei. Und das ſpöttiſch Weſen und das Dummgethu', davon iſt an Meiner nicht ſo viel, wie auf mein'n kleinen Finger geht. Und doch Alles ſo reſolut. Und ein Narr iſt ſie in mich."

Es währte lang', eh' der Hannes zum Erzählen kam, wie er ſie gefunden und die „Sache" ſich gemacht. Und wie oft unterbrach er ſeine Geſchichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute ſich doch nicht ſo ſehr, als er gedacht.

Die Geſchichte war kürzlich die. Schon ein Paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergaſſe ging, war ihm, als würfe Jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und ſah ſich nicht um. Heut', als er ſich wieder geworfen fühlte, meint' er: ſollt's die Heiterethei ſein, und ſie hat's gereut, daß ſie die Sannel abgewieſen hat? Pfiffig, wie er iſt, blieb er ſteh'n, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete ſich dann, ſo ſchnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond ſchien hell genug, daß er ſeh'n konnte, die Gaſſe war leer; nur dort, woher der

Wurf gekommen, ſaß eine weibliche Geſtalt auf der Steinbank vor einem Hauſe.

Als ein rechter Burſch, der keinem Mädle gegenüber blöd iſt, warf ſich der Hannes in die Bruſt und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Athem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes iſt nicht dumm. „Wenn dich der Guckguck hätt', die iſt's geweſt. Und iſt ſie's geweſt, ſo iſt's nicht umſonſt geweſt.“ Er ſtrich mit beiden Händen ſeinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr ſtehen blieb und ſagte: „Guten Abend, Mädle, es iſt gut, daß deine Stein' nicht ſind, wie dein Kopf, ſonſt hätt' ich ſie beſſer geſpürt. Aber daraus gemacht hätt' ich mir auch nicht mehr.“ Er ſagt' es nicht, aber ſein ganzes Weſen verrieth: Er war Einer und was für Einer! Da frag' nur einmal die Sannel bei mir! Die weiß, was der Hannes für Einer iſt!

Das Mädchen ſagte: „„Guten Abend.““ Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht ſprechen und der Hannes ſah noch immer nichts von ihr, als die ſchwarzen Haare und daß es eine anſehnliche Geſtalt beſaß. Aber die Beſchuldigung, ſie habe ihn geworfen, konnte ſie doch nicht auf ſich ſitzen laſſen oder ſie mußte ſich wenigſtens dagegen wehren. Man weiß ja, wie die Mädle ſind, lachte der Hannes in ſich hinein, und ihm war, als wär' es nirgend ſchöner, als in ſeiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint, es ſei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil ſie nun doch ſich zuſammennehmen und reden mußte, ſo ſah der Hannes allmälig das ganze Geſicht unter den ſchwarzen Haaren und er meinte, es ſei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber deſto breiter, und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Geſicht, das Geſicht ſelber war es nicht und Ecken hatte es auch nicht, an denen man ſich ſtoßen konnte. Die konnte es mit ſeiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach ſeinem Geſchmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um ſein

Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatt' er ſich einen ſchwarzen gedacht; bei der ſchwarzen Frau mußt' es ein weißer ſein.

„Wer weiß, wer ihn geworfen hat," ſagte das Mädchen und lachte immer noch, ſoviel es ſich Mühe zu geben ſchien, ernſthaft zu ſeinen Reden zu ſeh'n. „Ich hab' mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der iſt —" ſie ſang: nicht weit; wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte ſich bitter enttäuſcht. Er nahm eine kurze „gut' Nacht"; aber als er ſich kaum gewendet, fühlte er ſich von Neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und ſagte eiliger, als es ſcheinen ſollte: „Er geht wohl zu ſeinem Schatz?"

Der Hannes dachte: warum hat ſie nicht ausgeſungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun ſo? Er blieb ſteh'n, wandte ſich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„„Ja, ja,"" ſagte ſie. „„Ich glaub's ſchon, es iſt ſchön, wenn ein Burſch zu ſeinem Schatze geht. Ich hab' keinen und hab' noch keinen gehabt, aber zu glauben iſt das ſchon.""

„Und haſt doch an deinen Schatz gedacht?"

„„Nun ja; es iſt einer in Gedanken. Es hätt' mir nicht daran gefehlt, ſo wenig, als einer Andern, aber mir iſt nicht jeder recht. Es muß einer ſein, ich weiß wie, aber ich ſag' es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem Andern ſag' ich's, nur ihm nicht. Und geh' er zu ſeinem Schatz; hätt' ich einen da drinn, ich ging auch zu ihm.""

Sie ſtand auf und wollte in's Haus. Der Schneider hielt ſie auf. Seine Arme waren eben lang genug, ſie zu umſpannen. Das Mädchen wehrte ſich, ſchlug ihm auf die Hände, wollte ſich losreißen, aber er war ihr zu ſtark. Sie mußte bleiben. Sie mußte ſich wieder ſetzen. Er war glücklich, wie ſtark er war. Sie war faſt außer Athem vom Ringen und hatte Luſt zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja," ſagte er, „wenn ich zugreif', da iſt's nicht zum Spaß.

Aber du biſt keine hieſige. Die hieſigen kenne ich alle; ich hätt' längſt eine, wenn ich eine hieſige möcht'. Ja, du möcht'ſt wiſſen, wo mein Schatz daheim iſt? Ich hab' dir wohl weh gethan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Guckguck, und wenn ich nur ganz leiſ' zugreif', da giebt's blaue Flecken. Und wo biſt du denn her?"

„„Von Schackicht,"" ſagte ſie. „„Aber was geht das ihn an? Er hat ſchon einen Ort, wo er hin denkt.""

„Hätt' dich der Guckguck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz iſt eben daher. Und er hat ſchwarze Haar' und — ja, ich pack' dir nicht Alles auf. Aber es iſt ein prächtiger, das kannſt du glauben. Wenn ich mich nur ſetzen könnt', ich müßt' Stunden lang bei dir ſitzen."

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch ſo viel Platz heraus, daß der Schneider ſitzen konnte. Aber ſie mußte ihren Arm um ihn ſchlagen. „„Sonſt fällt der Branntwein,"" ſagte ſie.

Wie er ſo neben ihr ſaß, lehnte ſein Geſicht an ihrer Schulter und ſie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte ſich dennoch was Recht's. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an ſich drücken, weil er ſonſt vom Steine gerutſcht wäre, wie ſie ſagte. Dazu rauſchte der Bach und von dem Waſſerrad der nahen Kippelmühle ſchimmerte es wie geſchmolzenes Silber. Der Mond neigte ſich zum Waſſer und das Waſſer ſtrebte ſpritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten ſchmiegten ſich ſo bräutlich an die Häuſer, die Fenſter ſogen ſo durſtig den Mondenſchein ein und glänzten dann alle, als wär' eine feſtliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und ſagte: „Hannesle, du biſt ein Mordburſch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade ſo laut, daß die Beiden, Eins das Andere, aber kein Drittes die Beiden verſtehen konnte. Und als die Zeit des Hausthürverſchließens kam, da waren ſie einig, was mit ihnen

werden ſollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Baſe geh'n; die mußte die Mutter ſtimmen, ohne davon zu ſagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam und der ſchon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es ſchon zwiſchen den Beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wiſſen.

„Die Baſ' thut, was ich ihr ſag'," meinte der Schneider, nachdem er der Sannel Alles erzählt hatte. „Und Hefenklös, hat Meine geſagt — ihre Leut' haben keine geſſen, als wo ſie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen und ich will meine Jacken wieder anzieh'n. Und nu ſchlaf' wohl, Sannele, und denk' dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab', damit du dich recht freuſt."

Das Eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuſchärfen; aber das Andere wollte nur deſto weniger gelingen.

Das Unterend, ſo heißt ein Theil von Luckenbach; die Lage deſſelben hat ihm dieſen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn Bettelumkehr. Dieſe Benennung hat er dem Umſtande zu danken, daß er meiſt aus kleinen ärmlichen, wenigſtens ärmlich ausſehenden Häuſern beſteht, bei deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier ſei für ihn Nichts zu holen. Hier wohnte die Baſe, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderloſe Wittib und hatte all' ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines Beſſern auf unſern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über ſie gebieten. Das hatte er für ſeine Sach' benutzt; und ſo kam eines Tages die Baſe über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geſchritten, um ihr mitzutheilen, daß ſie ein Mädle geſeh'n, wie für den Hannes und ſeine Mutter geſchaffen. Das geſchah denn auch, aber erſt nach einer langen Einleitung, wie ſchlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle beſtehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Haupt-

ſache zu kommen, das wär' wie ungenöthigt am fremden Tiſche eſſen, und man weiß in Luckenbach, was „ſchickerlich“ iſt.

Da war denn die Baſe auf einem nöthigen Gang durch die Gerbergaſſe gekommen und da hatte ſie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel ſelberts dreißig oder vierzig Jahre vor ſich zu ſeh'n, ſo tüchtig, raſch und repermandirlich war das Mädle geweſt; ſo breit geſtirnt und breit geſtellt, wie man die Kalben gern hat, denn ſolche geben einmal tüchtige Küh'. Und hengſtenmäßig hat ſie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz ſo wär', wie ſie ſelbſt geweſen; für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche ſie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa ſo eine Ziege ſein, wie ſie jetzt meiſt wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenſtaat über ihr Vermögen hinauswüchſen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne ſich beſehen, ehe man ſie handele. Die ſchwarzen Kühe möge ſie ſonſt nicht, ſie hätten alle was vom Gottſeibeiuns; aber keine Regel ſei ohne Ausnahme. Man müſſe ihr nur den Schwanz recht beſchneiden.

Die Baſe hatte erforſcht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang' hier. Aber es wußte, wo Barthel den Moſt holt; das hatte die Baſe aus ſeiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten.“

Die Frau Bügel hatte noch denſelben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen beſetzt, umgethan. Sie war ſo geheimnißvoll geweſen, daß der Schneider, der die Baſe fortgehen ſah, errieth, was ſie vorhatte. Sonſt hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geſchloſſen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein paar Knabenhöschen. Vielleicht ſteht der Knabe in ſeinem ganzen Leben nicht ſo viel Furcht und Hoffnung aus, der ſie tragen wird, als der Schneider, da er ſie nähte! Und das Tuch daran hätte ſicher ſolche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerber-

gaſſe und zu der Dienſtherrſchaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte ſich einen ſcheinbaren Vorwand ausgedacht, und kam nur wie gelegentlich auf das zu ſprechen, was ſie wiſſen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umſonſt nach der," dachte ſie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt', ſie braucht' eine, da könnt' ich den ſchwarzen Teufel los werden und müßt' ſie nicht fortſchicken. Ich hab' ihr ſchon zweimal aufgeſagt und ſie geht nicht; ſie thut, als könnt' ſie mich fortſchicken und wär' Herr im Haus. Und mit Gewalt bring' ich ſie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach thut ſie nur deſto wilder. Ich will ſie loben, ſo gut ich kann. Die Schneiderskätter (ſo hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach ſeh'n, ob ſie ſie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach ſeh'n, wie ſie ſie los wird."

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Geſicht, wie ſonſt nur auf der Naſe, als ſie das Gerberhaus verließ. Aber Eine, wie ſie, ging ſicher. Sie ſtieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geſchickt ſie ihre Sache anfing, auch die errieth, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Thier gelobt, um ſie loszuwerden. Ich werd' mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's thät und die erführ's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät'!"

Aber das Gewiſſen ſchlug der Nachbarin doch; oder war's ihr zuwider, einen Menſchen blos zu loben? „Ja, daß ſie tüchtig, fleißig und brav iſt, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimm's von ihr; ich müßt's lügen. Aber es ſteckt keiner innewendig drinne. Und man kann nur ſagen, was man gehört hat, und was man ſelber meint. Man ſagt freilich: kurzſtirnige Küh' ſind gern ſtößig. Aber das iſt auch blos Gemeint's."

„Wenn's ſonſt nix wär'!" ſagte die Frau Bügel zu ſich, als ſie die Treppe herunter ging. „Das iſt keine tüchtige Kuh, die nicht einmal ſtößt. Ich laſſ' mir auch nicht viel an den Hörnern

herummachen. Wenn ſie nur fleißig und brav iſt, und recht ärbeten kann; das iſt's, was ich will wiſſen."

Und wo ſie in der Umgegend noch ſich erkundigte, Alle ſprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten Alle denſelben Grund.

„Der Jung' braucht eine, die tüchtige Hörner hat," ſagte die Frau Bügel auf dem Nachhauſeweg. „Und mein Mann wird ſie nicht ſein, das iſt meinem Kummer ſein Geringſt's. Aber der Metzger will erſt ſeinen Griff thun, eh' er einſchlägt. Die Unterender ſoll mir ſie einmal an einem Sonntag zum Kaffee in's Haus ſchicken. Ich will ſeh'n, was ſie für Zähn' hat. Hernacher kann's ſchon was werden mit der und dem Jung'."

Sie ging ſogleich zu der „Unterender". So erfuhr der Hannes an demſelben Abend noch, ſeine Mutter ſei gar nicht „abſtinat gegen die Sach'," und ſie, die Baſe, ſolle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag' mir nur, wie's deine Mutter gern hat," ſagte Abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank ſaß und ihr geſagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Menſch ſo ſein Apart's, und ich mach's gern jedem Menſchen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verſpielt mit mir. Sie hat's wohl gern, wenn eine hurtig iſt?"

„„Ja,"" ſagte der Schneider, „„aber wenn du noch ein Bißle zurücken könnt'ſt, das wär' mir recht.""

Die Schwarze ſuchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm ſie den Schneider in ihre mächtigen Hände und ſetzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; ſie ſagte: „ich halt' dich ſchon; du fällſt nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willſt. Es muß nicht immer geleckt ſein. Sag' mir lieber, wie's deine Mutter hält?"

„„Ja, ſiehſte,"" ſagte der Schneider, „„wenn du deinen

Kaffee getrunken haſt, hernachen mußt du gleich in die Küchen geh'n und die Schalen auswaſchen. Und wenn du eine Arbeit ſteh'n ſiehſt, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfſt die Küchenthür nicht auflaſſen, ſonſt wird ſie böſ'. Und widerſprechen darfſt du ihr auch nicht, das kann ſie abſolut nicht leiden. Und darfſt auch nicht ſo laut reden, wie ſie. Und ſie ſingt gern einen Geſangbuchsvers, wenn du da den Zweiten dazu könnteſt ſingen, ich mein' den Baß; da könnt'ſt du dich beimachen.""

„Das kann keine beſſer wie ich," meinte die Schwarze, „ich bin in einem Cantorshaus jung geworden."

Der Schneider ſagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte ſie dann ſo ſchön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünſchte, als die Sannel wäre da und ſähe es. Da würde ſie ſich anders freuen, als wenn er es ihr blos erzählte.

„Mit meiner Mutter," ſagte der Schneider, „da laſſ' ich mir Manch's gefallen wegen dem vierten Gebot; aber ſonſt, da darf mir Niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hätt', Mädle, ich bin Einer. — Nu, frag' nur die Sannel; die weiß, was ich für Einer bin!"

„„Ja,"" ſagte das Mädchen, „„du biſt ein Mordburſch. Das weiß ich auch.""

„Nicht wahr?" lachte der Schneider.

„„Aber wer iſt denn die Sannel?""

„Das iſt ein kleines Mädle," entgegnete der Schneider; „die iſt bei uns im Haus. Sie iſt nicht größer wie ſo hoch." Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis ſieben Jahren. „Aber einen Hund, den müſſen wir haben, wie eine Kuh ſo groß."

„„Du ſollt'ſt mir kommen,"" dachte das Mädchen. „„Er müßt' dich denn freſſen. Aber erſt muß ich drinne ſitzen. Eine Wirthſchaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein and'rer Menſch. Und da ſoll mich Keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt."" So dachte die

Schwarze; aber ſie ſagte: „Was du willſt, Hannes. Wenn ich dich nur einmal ſehen ſollt' auf einem Pferd reiten!““

„Ja, Mädle,“ ſagte der Schneider, „es iſt eigentlich ſchad um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir iſt Einer verloren' Nu, frag' nur die Sannel!““

Den nächſten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienſte ſah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht ſo aus, wie es da ſonſt um dieſe Zeit auszuſehen pflegte. Da ſtand eine große Wanne, und allerlei Wäſche darin, und Seife dabei; und ſie ſtand nicht etwa auf der Bank am Fenſter, wohin ſie gehörte. ſondern auf dem Küchentiſch. Auf dem Heerde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Waſſer. Und ſonſt heimelte die Küche Sonntags um dieſe Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all' das beſchaffen müſſen, und ſie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber ſie hatte immer mit dem Kopfe dabei geſchüttelt; und das that ſie noch.

Die Frau Bügel hatte geſagt, ſie wollte ein Mädchen probiren, das heute kommen würde. Beſtehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienſt erhalten. Wo und bei wem? das ſagte ſie nicht. Sie hätte nicht ſoviel zu ſagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was ſie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften ſich nichts merken laſſen. Am ſchwerſten wurde das dem Schneider.

„Paſſ' nur auf,“ ſagte er zur Sannel, ſo oft die Mutter es nicht hören konnte. „Das iſt Eine! Die iſt unter den Mädlen gerad', was ich unter den Burſchen bin. Ich möcht' gleich mit dir tanzen, ſo bin ich aus dem Häusle. Es iſt gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch': ich könnt' die Nadel nicht halten, ſo ſüßlich iſt mir's in den Händen. Und meine Füß' kann ich nicht ſtill halten; ſie fangen von ſelber an zu hopſen.“

Die Sannel ſagte nichts. Sie half ihm ſich freuen, ſo gut ſie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie ſah immer

nach der Thüre; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu ſehen. Es war ja die Thüre, durch die ſie hinaus mußte, wenn die Andere einzog. Kam ein junge Frau herein, dann war ſie übrig in dem Hauſe. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in ſeiner Freude nicht ſtören. Und erinnerte ſie ihn daran, hätte ſie das doch gethan. Denn ſo ſehr der Hannes ſie über der Anderen vergeſſen zu haben ſchien, ſie wußte doch, er würde ſie nicht gerne gehen ſehen.

Aber es hat kein Pfarrer ſo lange gepredigt; einmal hat er doch aufgehört. Und das geſchah auch dieſen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes ſtieß die Sannel an, die mit ihm am Fenſter ſtand. Denn da kam „Seine“ mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an, und war braun unter dem ſchwarzen Haar wie eine gutgebackene Brodrinde. Und Schritte machte ſie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten ſich ſittig oder wenigſtens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel iſt, und die am erſten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde ſucht. Die Sannel dachte nur: „Die ſoll hübſcher ſein als die Heiterethei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat geſeh'n; mit ſeinen Augen nicht!“

Aber es iſt auch keine Thüre, die nicht einmal aufginge, und wär' ſie noch ſo lang' zugeweſen. Gepocht wurde ſo leiſe, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner“, wie ſie ſie geſehen, nicht zugetraut hätte, daß ſie könnten. Die Frau Bügel ſagte: „Herein!“

Das Erſte, als Hannes' Mutter und ſeine Künftige einander gegenüberſtanden, war, daß ſie ſich gegenſeitig mit den Augen maßen, ob die Andere wohl ihr Mann ſei. „Die iſt's nicht,“ ſagte jede in Gedanken zu ſich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre ſonſt zäher gefloſſen. Einen wunderlichen Lauf nahm ſie bei alledem an. Sie ergoß ſich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt, floß hart an

der Frau Pfarrerin vorbei, und verbreitete ſich dann über allerlei Gethier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da ſind: Brodbacken, Wäſche waſchen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem beſten Erfolg. Sie ließ ſich zum Kaffee erſt im Allgemeinen ſechsmal, und im Beſonderen noch dreimal zu jeder einzelnen Taſſe nöthigen. Die Frau Bügel nickte ſich ſelber zu: „Ja, von guten Leuten iſt ſie her; das ſieht man wohl.“

Als die Schwarze zum letztenmale leer getrunken und nun mit der Taſſe in die Küche ging, da fing die Naſe der Frau Bügel an, überirdiſch zu leuchten. Sie lachte bei ſich ſelbſt: „Das iſt doch noch Eine, ſo Eine von den Beſten, wie ich Eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jetzund noch ſo Eine find't.“ Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn ſie nur wieder hereingekommen wäre. Aber ſie blieb draußen. Den Schneider fröſtelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Naſenklemmer. „Es iſt nix,“ ſagte ſie zu ſich. „Es iſt doch nix. So Eine könnt' ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Taſſen zubringt. In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkaſten ausgewaſchen.“

Aber in der Küche erhob ſich ein Geräuſch; da war es, als wären ſechs Wäſcherinnen zugleich an der Arbeit. Das patſchte und ſpritzte und ſeifte und rieb. Dann goß es Waſſer zu, und es ſchien, es wären vier Hände, die das Alles thäten; ſo ſchnell folgte von Neuem das Patſchen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel ſchlug die Hände zuſammen und begann zu ſingen: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut.“ Und als nun draußen durch das Patſchen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte, und den „Zweiten“ ſang zu der Frau Bügel ſcharfem Diskant, da ließ ſie die Hände am Leibe herabſinken und eine Freudenthräne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war, und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchenthüre, öffnete und rief hinaus: „Aber

Mädle, ich hab' dich wohl zur Wäſcherin gedungen? Ob du's liegen läßſt und herein gehſt!" Aber ſie ſah doch erſt eine Weile dem Waſchen zu, ehe ſie ihr mit Gewalt Einhalt that. Es war wirklich ihre Abſicht geweſen, zu ſehen, wie der Gaſt mit der Wäſche umſpringe; aber ſie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut," ſagte das Mädchen und wuſch immer dabei, wie die Frau Bügel ſich ausdrückte, als ſollte ſie gehenkt werden. „Aber ich kann ſo eine Arbeit nicht ſeh'n; ich muß gleich zugreifen. Es iſt recht grob und unſchickerlich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif'; das iſt ſchon wahr, und Sie wird bös ſein über mich."

Trotz dieſes Geſtändniſſes mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigſtens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waſchen, und die Frau Bügel hätte ſie doch laſſen ſollen, da ſie einmal darüber geweſen. Endlich aber, da die Frau Bügel faſt ernſthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ ſie ſchnell Alles liegen und gab nach ſo vielen andern auch noch die Probe freundlichen, ergebenen Gehorſams.

Als ſie aus der Küche kamen, ſchritt die Frau Bügel ſo feierlich vor der Schwarzen her, als führe ſie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, ſo ſchnell in ihrer „Sachen" mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in ſeiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tiſche noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte ſie, die Thüre ſei nicht richtig eingeklingt. „Es iſt ſo ſchlecht, wenn eine Thür' aufſteht, und ich kann's gar nicht leiden," ſagte ſie.

Das war zuviel für die Frau Bügel. An ſoviel Glück konnte ſie nicht glauben, wenigſtens nicht an die Dauer eines ſolchen Glückes. „So gar warme und heit're Tag' bringen Regen", meinte ſie bei ſich. Und in ſolcher Luſt hätte ſie nicht den kleinſten Handel abgemacht, geſchweige einen ſo großen.

„Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rath, der über die ander' Nacht kommt, der hat ausgeſchlafen."

„Wenn du Luſt haſt, Mädle, zu mir zu zieh'n, und deine Herrſchaft dich läßt geh'n, ſo kannſt du bei mir anzieh'n, wenn du willſt. Red' mit deiner Frau, und ich denk', es ſoll dein Schaden nicht ſein." So ſagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da dieſe gehen wollte und verſichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte ſie nur ein Vaterunſer länger vom Hauſe bleiben, als ihr erlaubt ſei. „Eine Viertelſtund' früher muß ich daheim ſein, das thu' ich nicht anders."

Die Schwarze hatte ſich das Ende des Beſuches anders vorgeſtellt. Es war Alles ſo gut gegangen, und ſie hatte ſchon gemeint, ſie könne nicht anders heimgehen denn als Braut. Ihr Geſicht war viel länger geworden, als vorher, wie ſie ſich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. „Zum Beſten laſſ' ich mich nicht halten," ſagte ſie zu ſich. „Und komm' ich nur erſt dah'rein, und ſitz' nur erſt feſt, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch d'rauf!"

„Nu rück' ein Bißle zu, Mädle," ſagte denſelben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhauſe ſitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoos, den Kopf auf den Händen, und das Alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er ſein „guten Abend, Mädle" geſagt, da war's geweſen, als bekäme, was unter der Schürze ſteckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen, oder vor Weinen. „Ich weiß ſchon," ſagte er, „du willſt hernach recht geſchwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erſchreck'. Ja, proſ't die Mahlzeit; damit nußt du einem Andern kommen. Ich erſchreck' nicht, und wenn das Rathhaus einfällt; frag' nur die Sannel. Wie du deine Sache heint haſt gemacht! Du biſt doch auch ein Mordmädle; aber rück' ein Bißle zu."

„„Ich hab' Platz auf der Bank,““ ſagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Ja, aber ich —“ meinte der Schneider.

„„Ich hab' Platz. Was geht mich ein Andrer an. Ich geh' auch Niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Menſch.““

„Wie du biſt, Mädle! Und meine Mutter iſt ganz närriſch auf dich.“

„„Ja, ſie kann mich nicht leiden,““ ſagte das Mädchen und ſchluchzte unter der Schürze.

„Nu, wenn die dich nicht kann leiden!“ Der Schneider ſchlug die Hände zuſammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder geſungen, wo im alten Geſangbuch ſteh'n. Auf das neu' hält ſie nichts. Es wär' kein' rechte Andacht drinn. Das im alten, das wär' noch der recht' Herrgott, vor dem man ſich fürchten könnt'. Hernacher hat ſie uns erzählt, wie's iſt geweſen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen iſt, wie im Prieſterrock, und anders iſt geweſt wie andere Leut'; und da war's, als red't ſie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht ſo leicht Eine.“

Die Schwarze erhob ihr Geſicht und ſagte: „„Nein; ſie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat ſie ſchon gereut, daß ſie geſagt hat, ich ſoll zu ihr zieh'n. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird ſich ſchon was finden, daß ſie mich fort kann ſchicken. Nein, ich zieh' nicht hin. Ich bin ſo ſchon im Gered'. Die Leut' ſind wie die Wölf', wo ſo ein arm Lamm von einem Mädle iſt, die Niemanden angehört und das ſich Alles muß laſſen gefallen.““

Der Schneider erſchrack. „Im Gered'? Aber mit wem denn, Mädle?“

„„Nu mit wem? Ich hab' wohl zwei? Ja ſo iſt's. Nu kommſt auch du noch. Und weißt's am beſten, wer mich in's Gered' hat gebracht. Was haſt du mich nicht ruhig laſſen ſitzen nächtens? Ich hab' gut geſeſſen, wie ich hab' geſeſſen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragſt und thuſt, als wär'

ich ſchlecht, und es wären ſo viel, daß man ſich müßt' beſinnen, mit wem ich im Gered' könnt' ſein."

„Ja, mit mir, Mädle?" fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede ſein ſollte, und zwar ein ſo großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute ſagten; er fragte das Mädchen darnach.

„„Nu,"" ſagte die, „„hätt ich's nur könnt' denken, ich hätt' dich nicht angeſeh'n.""

„Aber ſo ſag' doch nur," drängte der Schneider. „Wie ſagen denn die Leut'?"

„„Und will'ſt auch noch hören, wie du biſt?"" ſagte das Mädchen ſchluchzend. „„Nu, daß du ein Schlimmer biſt, der alle Mädle närriſch macht, und lachſt ſie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut' reden, wenn du's nicht gewußt haſt, und nun geh'. Es ſind noch genug Mädle auf der Welt, die du närriſch in dich kannſt machen. Ich bin nicht närriſch in dich. Und zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Zum beſten laſſ' ich mich nicht halten, von dir nicht und von Keinem.""

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal ſagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär' ein Schlimmer? Ich hab' noch kein Mädle närriſch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab' ich auch Keine." So ſagte er, und wollte ſich krank lachen, aber in ſolchem Tone, daß es das Gegentheil hieß. „Um mich iſt noch keine krank worden. Und ſich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine."

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er beſann ſich, ob nicht, ſeit er ein Burſche war, eine in das Waſſer gegangen. „O daß die Sannel da geweſen wär'! Daß die Sannel da geweſen wär'!"

Aber der Hannes hatte, ſo „ein Schlimmer" er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle; aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meiſten dauerte.

Und die ſchluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müſſen, als er war.

„„Ja, die Leut' haben geſeh'n, daß du die Abend' her bei mir geſeſſen haſt,"" ſagte ſie, wenn ſie das Schluchzen dazu kommen ließ. „„Aber nu kannſt du ſitzen, bei wem du willſt. Ich laſſ' keinen mehr neben mir ſitzen, als wer vor Gott und den Menſchen Meiner iſt, wo Niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigſten, wie du biſt.""

„Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich ſo einer bin? Wenn die Mädle närriſch werden, ich hab' noch keine wollen närriſch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt', und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarſpitzen ein Schock, du biſt mir recht, du biſt, wie ich eine brauch'. Und nu rück' zu, Mädle. Du biſt mir gut genug. Es giebt ihrer, die noch größer ſind und ſchöner, als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt ſie hin; und ich werd' Deiner und keiner Anderen ſonſten."

„„Ja, und ſo ſagſt du jeder. Aber ich bin nicht ſo dumm, wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch' keinen zu bitten, er ſoll ſo gut ſein und mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es ſind noch And're, die mich wollen. Ich hab' Keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered' komm'. Ich hab' meiner Frau aufgeſagt und kann morgen geh'n. Aber zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Der Müller in Schackigt will mir's ſchriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wiſſen. O, man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal in's Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da ſagen die Leut', man iſt nichts werth geweſt.""

Der Schneider erſchrack von Neuem. „Daß dich der Guckguck hätt', Mädle; was ein Anderer thut, das thu' ich auch. Frag' nur die Sannel. Ich ſchreib's heut' noch, Mädle. Ich hab' erſt geſtern früh wieder Dinten 'reingethan in mein Dintenfaß, und Papier und Feder hab' ich auch in meinem Kaſten.

Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück' zu. Von dem langen Stehen wird man müd'."

„„Iſt's wahr? Und iſt's wirklich dein Ernſt, Hannesle?"" fragte das Mädchen einmal um's and're. „„Nu ſo will ich dir nur ſagen, ich hätt' mich todt gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt' müſſen nehmen. Nicht öpper, weil er garſtig wär'. Er iſt nicht ganz ſo hübſch wie du, aber es ſind doch nicht viel Burſch' hübſcher. Und lang' iſt er wie eine Stangen, und in der Mitten ſo dünn. Aber ſiehſt du, Hannesle, das kannſt du mir nicht übel nehmen; denn lachſt du mich am End' aus, ſo nimmt mich auch der Schackigter Müller nicht. Denn die Burſch' in der ganzen Gegend haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered' iſt geweſen. Das thun ſie, weil ſie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben, als ſie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehſt du, ich möcht' dich gleich erdrücken vor Lieb' und Freud'. Aber hernach lachſt du mich doch aus am End'. Ich greif' dich nicht eher an und laſſ' mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachſt.""

Und ſie hielt ihr Wort. Der Mond hatte noch lange auf die Beiden geſchienen, wie ſie dort ſaßen; er kann es bezeugen. Er hat geſeh'n, wie der Hannes gleich geſchrieben hätte, wäre nur ſeine Dinte und Feder und Papier auf der Gerbergaſſe geweſen und nicht daheim im Kaſten. Aber noch heute wollte er ſchreiben und die Sannel ſollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, ſowie ſie die Kuh gefüttert. Die, wenn die nur heute dabei geweſen wäre!

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob ſie ſich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie ſonſt. Hätte ſie ſich nicht mehr über die Sache gefreut, als ſie ſich über die Erzählung davon freute; da war ſie beſſer daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er

ſtürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu ſchreiben, den die Schwarze verlangt.

„Ja, ſonſt zieht ſie nicht zur Mutter," ſagte er zu der Sannel, die ihm rieth, ſich vorzuſehen, oder ſich doch nur erſt zu beſinnen. „Und nimmt den Schackigter Müller, und hernach ſitz' ich da und das viert' Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du biſt auch nicht mehr, wie du biſt geweſen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär' mit mir."

„„Wär' ich nicht mehr ſo, wie ich geweſt bin,"" ſagte die Sannel, „„hernachen ließ' ich dich geh'n."" Sie ſtreichelte ihn und ſagte: „„Gelt, Hannes, du ſetz'ſt dich erſt her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, iſt's nicht mehr oft, daß wir beiſammen da ſitzen.""

„Möcht' ich wiſſen, warum?" entgegnete der Hannes und ließ ſich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die ſie derweilen hingeſtellt, wieder auf ihren Schoos.

„„Guck,"" ſagte ſie, „„wenn man das Licht da ſieht brennen, meint man auch, es könnt' nicht ausgeh'n. Ich hab' die Tag' her allerlei ſolche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es iſt gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab' dir nichts davon wollen ſagen, aber einmal muß es doch ſein.""

„Ich wollt', du ſagſt's gleich, was doch muß ſein," ſagte der Hannes. „Wenn eins ſo erbärmlich anfängt zu reden, da kann's einem ordentlich angſt werden. Sag's doch heraus, was ſein muß; du weißt, Sannel, ich erſchreck' nicht ſo leicht. Ich erſchreck' nicht, wenn's Rathhaus einfällt; frag' nur die Sannel! Ja ſo, du biſt ja ſelbſten die Sannel. Aber, Sannel, du könnt'ſt mir's vielleicht morgen ſagen. Und iſt's denn ſo was gar Schrecklich's? Du willſt doch nicht gar fort, Sannel?"

„„Ich will nicht fort,"" ſagte die Sannel traurig. „„Ich bin in dem Häusle geweſt und bei dir, ſo lang' ich mich kann beſinnen, und von ſelber geh' ich gewiß nicht; da brauchſt du

nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau 'rein kommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen iſt, das kann Eine machen. Und wo ich wüßt', ich verdien's nicht, da könnt' ich auch nicht wohnen und eſſen. Zumal jetzund, wo das lieb' Brod ſo theuer iſt; und das Geld ſo ſpäng'. Aber deßwegen iſt's nicht, daß ich ſag', du ſollſt dir die Sach' mit der überlegen. Sie ſagen, wenn man einmal was unterſchrieben hat, hernachen iſt man ſein eigener Herr nicht mehr; da iſt einem die eigene Seel' wie verſiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht ſolche Eile haben, ſonſt wär' ihr's früher eingefallen. Guck', wenn die Heiterethei hereingekommen wär', da wär' ich ruhiger gangen. Denn die Heiterethei kenn' ich, und es iſt keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen ſind. Und wenn ſie noch ſolche Augen hätt', wie die Heiterethei, wo die helle Gutthat heraus leucht't. Guck', du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's ſag'; aber das ſind falſche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Geſichter, eins für ſich und eins für die andern Leut'. Hannesle, thu', was du willſt, nur verſchreib dich der nicht. Und wenn ſie den Schackigter Müller heirath't, du kriegſt noch immer eine Andere, und es iſt um ſo beſſer für dich. Und du weißt, ich thu' Alles, was die Leut' wollen, und thu's gern, aber wenn du auch ſchreibſt, der trag' ich's nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht, warum; aber ich weiß ſo gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab', mit der rennſt du in den Geißgraben, Hannesle.""

Der Hannes beſann ſich nicht gerne. „Wenn man ſich über Alles noch lang' wollt' beſinnen," ſagte er, „da könnt' man vor lauter Beſinnen nichts thun. Und das iſt ſchlecht von dir, daß du mir da eine Unruh' machſt, daß ich immer denk', ich muß mich beſinnen; und wenn ich mich beſinn', ſo nehm' ich ſie am End' nicht, und hernach nimmt ſie der Schackigter Müller. Da iſt eins ſo ſchlimm wie das ander'. Und hernachen — was du von ihren Augen ſagſt, das bildeſt du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkſt, du biſt übrig und ſollſt fort, das iſt

dummes Zeug. Das iſt, als wenn du ſagſt, die Deck' da oben, die ſoll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel', das wär' ein Wort von mir; und was ich ſag', die thut's. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und da iſt's viert' Gebot nicht dabei. Du kennſt mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang' — nu, frag' nur die Sannel. Und nu ſag' nichts weiter; ich halt' mir die Ohren zu."

Das that er auch wirklich. Sie ſtand noch lange vergeblich vor ſeiner Kammerthüre und pochte leiſe und gab ihm durch das Schlüſſelloch die beſten Worte. Aber das Heirathsverſprechen trug ſie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen ſchicken. Dabei ſchmollte ſie nicht und war in allen andern Dingen ſo willig, ja noch williger, als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und ſagte, dieſe könne gehen, wann ſie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und ſie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hauſe.

„Wenn man eine hat, die was taugt, dann hält man ſie feſter. Oder man ſagt: ſie kann morgen geh'n oder übermorgen, ich will mich erſt nach einer andern umthun; oder auch: ſie ſoll erſt noch das und das im Voraus machen, damit man ſich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird ſich Alles zeigen. Und wenn ſie die Beſt' iſt, ſo iſt's kein Schaden, daß ich ſie erſt eine Zeit auf die Prob' nehm'."

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen ſchweren Koffer mit ſich; es war nicht Alles drinnen, was ſie hatte. Das Meiſte, ſagte ſie, und das Beſte ſei noch zu Haus in Schackigt bei ihrer Schweſter, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort ſollte. Der Schneider war überglücklich; es koſtete ihm Mühe genug, es nicht merken zu laſſen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein ſein konnte. Die Frau Bügel ſchien ihn auch für einen „Schlimmen" zu halten, wie die Schwarze that. Es ſchickte ſich jederzeit wie zufällig, daß ſie die Dritte war. Aber das kam ihm noch zugut, daß das Ding an der Fenſterwand aus Rückſicht auf die neue Ankömmlingin in Unthätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermüthig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu thun, die Schwarze machte Alles, was zu machen war; und es ſchien, ſie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf ſich es bei jedem Biſſen Brod vor, daß ſie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger, und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch that ſie alles Mögliche, ſich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte ſie dazu.

Die Frau Bügel war in den erſten Wochen faſt jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachſende Ungeduld und ließ ihren Aerger über die Verzögerung mit Zins auf Zins ſtehen. Wenn ſie einmal feſt ſaß, dann wollte ſie ſich bezahlt machen für all den Zwang, den ſie ſich angethan; damit vertröſtete ſie ſich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn ſie allein war, dann ließ ſie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geſchirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihr entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte ſich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken ſchien, bemerkte Alles. Sie fing an, die Sache zu durchſchauen, wenn auch nicht die ganze. Das Eine wurde ihr klar, daß die Schwarze ſich

bei dem Kaffeebeſuche verſtellt hatte, wenn ſie auch nicht begriff, warum.

„Aber was haſt du nur, Mädle?“ ſagte Frau Bügel. „Du ſiehſt die Tag' her aus, als hätt'ſt du immer alle die Zähn' zuſammen gebiſſen, und red'ſt kaum, und wenn du red'ſt, ſo iſt's, als wenn dir der Aerger die Gurgel verſchnüren thät'. Haſt du den Aerger?“

„„Nu freilich,““ entgegnete die Schwarze. „„Meine Leut' daheim, wo ich hingehör', da iſt ſo ein alt' Fegfeuer, die find't kein End' und kein Trumm. Aber zum Beſten laß' ich mich nicht haben, das ſoll ſie nur wiſſen. Ich hab' Geduld, wie ſie die Hundertſt' nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm ſchon finden.““

„Ja, ſie ſchicken dir deine Sachen nicht,“ ſagte Frau Bügel, „und haben ſie ſchon vor acht Tagen wollen ſchicken.“

„„Ja, ich will doch ſeh'n,““ ſagte die Schwarze, „„ob ich krieg', was mir gehört. Nu wart' ich nicht mehr lang'. Das alt' Fegfeuer weiß nicht, mit wem ſie's zu thun kriegt.““

„Nu, ich ſollt' deiner Schweſter ihr Schwieger ſein,“ dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich wollt' dir das alt' Fegfeuer anſtreichen.“ Die Frau Bügel hatte das Eigene, daß ſie Niemand zornig ſehen konnte ohne angeſteckt zu werden. Wenn ſie Jemand auf der Gaſſe oder ſonſt zanken hörte, da koſtete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und ſie hätte ſich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr ſchnell zuwider geworden, vielleicht, weil ſie im Anfang zu ſehr von ihr eingenommen geweſen war. Vor der Sannel, die ſie kannte, von der ſie wußte, die war wie eine verſchloſſene Truhe, zu der ſie den Schlüſſel hatte, verſteckte ſie ihre Meiunng nicht. Sie hatte auch die falſchen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei ſich: „Wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu iſt's zu ſpät. Nu hat der Hannesle ſich der verſchrieben, und iſt ſein eigener Herr geweſt, und

ſeine Seel' iſt wie verſiegelt. Und ich wollt', ich ſtürb', denn nu iſt doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt."

Das Unerquickliche des Zuſtandes nahm nicht ab, mit jedem Tage wurde er verbiſſener. In der Frau Bügel ſo gut, wie in der Schwarzen Herzen hatte ſich der Zunder geſammelt; es bedurfte nur eines Funkens, ſo ſtanden ſie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schickſal einmal Zunder geſammelt, da weiß es auch einen Funken hineinzuſchlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es ſei zu wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verſtand nur zu gut, was ſie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzuſetzen war, das wußte ſie lange; das hatte ſie ihm gleich zum erſtenmal angeſehen. Und ſie war gar nicht die Perſon, die einen Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man ſie gehen hieße.

Und ſo ſtand ſie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und dieſe ſchien ihr noch nicht breit genug; ſie nahm die gewaltigen Arme zu Hülfe, die ſie in ihre Seiten ſtemmte. Dann ſagte ſie kurz, als ſei ſie nicht geſonnen, große Umſtände zu machen: „Und wie iſt's nu? Wird nu einmal ein End'? Nu bin ich beinah' drei Wochen in dem armſeligen Häusle. Und ich bin nicht h'reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu ſein. Ich will nu wiſſen, wie ich d'ran bin."

Die Frau Bügel ſtand ſprachlos. Dem Schneider auf ſeiner Brücke kam ein Schauder an vor ſeinem Schatz. Er hielt die Nadel wie verſteint in die Luft.

„Ich will nu wiſſen," fuhr die Schwarze fort, „ob ich werd' zu meinem Recht kommen. Länger zum Beſten halten laß' ich mich nicht."

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig." Sie war nicht die Frau, die ſich lange daran herum machen ließ. Das ſagte ſie der Schwarzen. Die aber verſicherte, ſie fürchte ſich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und ſie ſei in ihrem Recht.

„„Das da iſt meine Stuben,““ ſagte die Frau Bügel, „„und da iſt kein Recht drinn, als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drinn iſt. Da iſt ein Recht drinn, daß ich 'nauswerf', was nicht 'rein gehört. Ich hab' mir dein Geſicht lang genug laſſen gefallen. Du biſt meine Magd, und ich kann dich fortſchicken, wenn mir's gefällt.“

„In der Stuben da hab' ich ſoviel Recht als ihr,“ ſagte die Schwarze ruhig, weil ſie ihres Vortheils bewußt war. „Und ich frag' nu, wann das erſt' Aufgebot gehalten wird.“

Die Frau Bügel verbiß ihre Wuth. So tapfer ſie war, vor tollen Menſchen fürchtete ſie ſich. Und die ſo redete, mußte toll ſein. Sie wollte das Fenſter öffnen und um Hülfe ſchreien.

Aber die Schwarze nahm ſie bei den Armen und hielt ſie feſt. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleiſch und Knochen zuſammen. Solche Kraft hat nur ein toller Menſch. Die Frau Bügel war eine ſtarke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll iſt. Das, was ſie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Geſichter ſatt,“ ſagte die Schwarze und freute ſich über ihren Triumph. Die Frau Bügel ſah nun, daß ſie ihr Mann nicht war. „So leid' ich's nicht länger. Es gibt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' ſo lang' vor der Hochzeit in einem Häusle beiſammen ſind. Den nächſten Sonntag muß das erſt' Aufgebot ſein, und den Sonntag über drei Wochen iſt die Hochtzig. Und wenn Niemand anders zum Pfarrer geht, ſo geh' ich. Ein End' muß ſein.“

Die Frau Bügel war nahe daran, ſelbſt konfus zu werden. Die Schwarze ſprach wie eine Tolle, und ſprach doch auch, als wäre ſie bei Verſtand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte ſie dem Verſtändniſſe näher. „Der Jung' hat kein gut Gewiſſen. So iſt Alles Betrug geweſt. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erſt noch dabei.“

„„Was haſt du gemacht, Jung'?““fragte ſie ihn drohend.

„Ja, was hab' ich gemacht?“ ſagte der Schneider voll Angſt.

„Ich bin doch nu ein Burſch — der von Nachbars iſt ſechs Jahr jünger und hat gefreit.“ Der Schneider war ein getheilter Menſch. Daß er ſah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deßhalb hatte er ja die Schwarze hereingeſchwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

„„Und da thut der Nichtsnutz noch, als müßt' er dabei ſein, wenn er ſoll frei'n? Das iſt meine Sach'. Da hat ſo ein Jung' ſich nicht drein zu miſchen. Das geht dich nix an, wen du ſollſt frei'n. Und ſo ſchlecht du biſt, Jung', für ſo ein'n Hackſtock biſt du noch zu gut. Da wird nix. Und die da macht nu ein End' und packt ſich. In meinem Häusle iſt Niemand Herr, als ich. Sonſt will ich den Polizei laſſen komuen.““

„Gut,“ ſagte die Schwarze, ohne ſich zu rühren. „Und wenn das alt' Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, ſo laſſ' ich den Polizei kommen. Da iſt's, wenn das alt' Fegfeuer kann leſen.“

„Thu' ihr ihre Brillen her,“ wandte ſie ſich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, ſich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl geſagt: „Wer ſo was unterſchreibt, iſt ſein eigener Herr nicht mehr, und hernachen iſt ſeine Seele wie verſiegelt.“ Der Schneider fühlte einen Druck auf ſeiner Seele, als ſtecke ſie unter einer Siegelpreſſe. Aber er tröſtete ſich: „Wenn ſie nur einmal ſieht, es iſt nicht anders, hernach wird ſie ſich ſchon beruhigen.“

Das ging aber nicht ſo ſchnell. Erſt war die Frau Bügel erſchrocken, daß ihre Naſe all' ihre Farbe verlor; dann erholte ſie ſich und ſagte: „Was ſo ein Jung' ſchreibt, das iſt nix geſchrieben. Was ſo ein Jung' ohne ſeine Mutter macht, das iſt nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh' verſprechen, denn ich

bin eine Frau; aber ſo ein Jung' kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelaſſen."

„„Ei, ich weiß ſo eins,"" ſagte die Schwarze höhniſch, „„wo die Leut' wiſſen, wenn ſie 'nein kommen, aber nicht, wenn ſie wieder 'raus kommen. Und das iſt im Thurm, und da hat der Büttel den Schlüſſel dazu. Und wenn einer mündig iſt, da gilt's, was er hat geſchrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was ſchreibt, da muß ein Curator dabei ſein. Und nu will ich ein End' und geh' auf der Stell' zum Paſtor.""

Aber noch ergab die Frau Bügel ſich nicht, ſo wenig mehr ſie gegen die Gültigkeit der Verſchreibung aufbringen konnte. Sie ſagte: „Recht ſo. Und der Jung' kann mitgeh'n. Aber in mein Häusle ſoll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal ſterb', ſo vermach' ich's der Sannel. Hat er's ohne mich geſchrieben, ſo kann er auch ohne mich ſein, der Nichtsnutz, der!"

Die Schwarze lachte. „„Ja, ſo dumm, wie man ſelber iſt, darf man die Leut' nicht meinen,"" ſagte ſie. „„Das Häusle kommt von ſeinem Vater, und das Bißle andere Hab und Gut iſt auch von ihm. Und nu iſt's Alles dem Hannes, und nu fragt ſich's nicht, ob Sie mich will 'rein laſſen. Nu iſt's die Frag', ob ich Sie rein laſſ'. Denn in meinem eig'nen Häusle laſſ' ich mir nicht auf der Naſen tanzen.""

Die Schwarze zog ſich zum Ausgehen an. Und das that ſie ſo, daß man auch ſehen ſollte, ſie ſei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in ſich zuſammen gebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgeſpielt würde. Und wie ſchlecht es ſei, ſich durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzuſtehlen.

„Ja," ſagte die Schwarze und lachte dazu. „Und ſo ein Schiebkarr'n von einem Häusle war's auch der Müh' werth. Ich hätt' eine Wirthſchaft können bekommen, die hundertmal ſo viel wär' werth geweſt. Um ſolch' Armuthei trägt's auch aus, ſo viel zu reden. Mich hat's ſechsmal gereut gehabt. Aber ich

hab' einmal meinen Kopf aufgeſetzt gehabt. Es iſt den Aerger nicht werth, den hab' ich einfreſſen müſſen. Aber ich will ihn ſchon wettmachen; da hab ich mir die Hand darauf geben."

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hülflos in der Gewalt ſeiner Mutter ſein würde. In der Angſt, nur fortzukommen, ſagte er: „ich geh' mit." Und da die Schwarze nicht wartete, ſo lief er, Jacke und Weſte, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen, der Gehenden auf dem Fuße nach.

Ein junger Fürſt, der einen Thron beſteigt, oder ein neuer Miniſter pflegt, wie man ſagt, Alles auf den Kopf zu ſtellen, was ſein Vorgänger auf die Füße geſtellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das ſein Gutes, wenn der große, ewig ſchlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, ſeine gläſernen Augen einmal aufzuthun. Schaden wenigſtens wird es ihm nichts, denn er macht ſie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, iſt's ſogar nöthig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schickſal widerfährt aber auch dem kleinſten Häuschen, wenn eine junge Frau an's Ruder kommt. Da darf Nichts das alte Geſicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen faſt am Ende von Luckenbach. Eine Thüre oder ein Fenſter aufzulaſſen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen geweſen, jetzt verſah's Eins bei der Regierung, wenn es ein Fenſter oder eine Thüre ſchloß. Die vorige war eben eine Cabinetsregierung, die eine große Scheu vor der Oeffentlichkeit trug; die nunmehrige ſcheute ſich weder vor der Oeffentlichkeit, noch ſonſt vor Etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tiſchen und Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hinüberfragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht

wußten, was ſie denken ſollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angſt gerieth. Hatte die Schwarze damit beabſichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, ſo war die Abſicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher, wie die wilde Jagd und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder andersgerückte Stuhl oder Tiſch, wie ein Stück von ihrem Herzen losgeriſſen. Aber wagte ſie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachſen, wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachſen war, da ſaß ihr Leben. Wer da durchgeſchnitten, hätt' es auch zerſchnitten.

Ein Glück für die Anderu war's, daß die Schwarze meinte, ſie habe ſich genug geplagt auf der Welt; beſonders ſich Gewalt genug angethan, in das Häusle hereinzukommen; ſie wolle es nun auch genießen. Zunächſt begann ſie, was ſie früher am Schlafen verſäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollendet, wenn die Schwarze ihr's anfing. Die Stunden, die ſie länger im Bett verbrachte, als eine Hausfrau ſoll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenſchnitt an einem Gänſebraten iſt. In dieſen Stunden, wo die Sonne des Hauſes noch nicht aufgegangen war, ſtand die Frau Bügel als Mond an des Hauſes Himmel. Da ſchien das Alte wieder hergeſtellt und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß dieſe Regierung ſo zu ſagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer, als ſonſt. Dieſe hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halſe, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte ſie, als wär' die Sannel ihre Magd, und plagte ſie, wie ſie nur konnte. Aber die Sannel überſah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hauſe. Sie mußte nun wenigſtens nicht mehr hungern; ſie hatte wieder den Muth zu eſſen, weil ſie ihr Eſſen wieder verdiente.

Der Hannes hatte ſich eine andere Luſt dabei gedacht, wenn

er mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pastor gehen würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die Beiden daherkommen sah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mädle, wo willst du mit deinem Schneider hin?“ Andere riefen: „Mach, Hannes! Häng' dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus.“ Der Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden gewohnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: „Nu, ist das Eine?“ Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten: hätt' man das dem „Jung'“ zugetraut, daß er sich an so Eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn und er vergaß für den Augenblick, daß ihn seine Mutter dauerte und daß er an seinem Schatze und seinem Glückstraume irr geworden war.

„Seht nur, wie klein der Schneider ist,“ lachte ein Gassenjunge dem Paare nach. Der Hannes sah zurück und sagte stolz: „„Und nimmt doch so eine große Frau!““

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich über die Größe seiner Braut gefreut hätte. „„Aber,““ sagte er zur Sannel, „„das viert' Gebot, das hat's auf mich abgeseh'n. Ich möcht' nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt' gethan. Nu ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist gewest und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ich's Meiner sagen thät', die litt's gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwischen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter thät', wenn sie's wüßt'!““

„Und das ist auch recht von dir,“ sagte die Sannel, „deine Mutter hat schon genug von Deiner zu leiden. Ach, Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen kommen, wie die Leut' sagen! Was einmal ist geschehn, davon soll man das Best' reden; aber ich wollt' doch, Hannesle! Ich weiß doch, was ich wollt', wenn ich's auch nicht sag'.“

Eines Tags, die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigstens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnstube und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Thüre und auf der Frau Bügel

Herein! folgte eine fremde Geſtalt dieſer Weiſung. Das war nicht leicht; denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht an ſolche Geſtalt gedacht. Es war ein junger Menſch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaaß fehlte. Dabei war er hübſch gewachſen. Etwas phlegmatiſch ſchien er zu ſein; er ſah ſich erſt in der Stube um, und dann ſagte er ſehr langſam: „Ihr Diener, Frau Meeſtern.“

Die Frau Bügel erwiederte den Gruß und fragte, „was er wolle.“

Eben ſo langſam wie vorhin ſagte der Menſch: „Da unten bin ich einem recht chemüthlichen Mädel bechechnet; die chehört wohl in's Haus?“

Es wird die Sannel geweſt ſein, dachte die Frau Bügel und ſagte: „„'s kann wohl ſein. Wenn er weiter nix will, hätt' er ſie ſelber können fragen.““

Unterdeß hatte der Blick des Menſchen auf dem Schneider geruht, der, ſobald er das gemerkt hatte, ſich ein rechtes Anſeh'n gab. „Was das für ein Eulenſpiegel iſt?“ dachte der Schneider.

Der junge Menſch hatte wirklich etwas vom Eulenſpiegel in ſeinem Geſicht. Die Hauptſache darin war ein gewiſſes phlegmatiſches Behagen, darauf ein Schalk zu ſitzen ſchien, aber ein ſehr gutmüthiger. Aber vielleicht ſahen die blauen Augen nur ſo ſchalkhaft aus, weil ſie wie aus einem Verſteck hervorlugten. Den Verſteck bildeten die vollen, nur leiſe gerötheten Backen, die ſich beim behaglichen Lächeln in die Höhe ſchoben. Und dies behagliche Lächeln ſtand ſo verſprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gaſtwirth in der weißen Schürze vor ſeiner Gaſthofthüre.

„Eechentlich komm' ich,“ ſagte der Menſch, „als ein Schneiderchefelle, der bei den Meeſtern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn iſt?“

„Donner!“ ſagte der Schneider in ſeinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf ſeiner Brücke. „Eine große Frau hab'

ich; wenn ich noch ſo einen Geſellen dazu hätt'! das wär' noch anders, wie ein großer Hund!"

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loſer Vogel müſſe den Geſellen dahergeſchickt haben. Sie ſagte barſch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem geh'n, wo ihn hergeſchickt hat."

Der Geſelle ſchien nicht gern zu geh'n. Der kleine Meiſter ſchien ihm Spaß zu machen; vielleicht war das „chemüthliche Mädchen" im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur ſein natürliches Phlegma nicht, ſich ſchneller nach der Thür umzuwenden, als er that. Er ergriff eben die Klinke der Stubenthür, als die Schwarze im Oſten der Kammerthüre aufging und ihre erſten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Geſell dachte: „ſollte das das chemüthliche Mädchen ſein?" und wandte ſich wieder um, und dasmal etwas raſcher. Er ſah, er hatte ſich getäuſcht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes und er ſagte: „Alſo es iſt keine Arbeit für einen Theſellen?"

Der Schwarzen gefiel der Burſche und ſie mußte ihm zeigen, daß ſie hier Herrin war.

„„Wo iſt denn der Geſell daheim?"" fragte ſie.

„Eechentlich," entgegnete der Geſell, „in Delitzſch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da ſollt' ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: ich ſoll mir eine junge Meeſterin holen. Sie iſt ſelber aus der hieſigen Chegend und meint, hier wachſen die beſten."

Die Frau Bügel bereute es, daß ſie ihn ſo barſch abgewieſen, und gab durch ein Nicken kund, ſeine Mutter habe recht und ſei eine, die's verſteht. Freilich dachte ſie nicht an den jungen Wuchs, nur an ſich ſelbſt, und da hatte des Geſellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüth der Schwarzen aber ging ein Gedanken auf. Nach dem guten Anzug des Geſellen mußten ſich ſeine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, ſich zu ſetzen,

„damit er die Ruh' nicht 'nausträgt," und da er guter Leute Kind zu ſein ſcheint.

„Es cheht noch," ſagte der Geſell. „Meine Mutter hat zwei Häuſer in Delitzſch und eins in Magdeburg, und das Cheſchäft cheht auch nicht ſchlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Cheſchäft führt mein Onkel."

„„Das iſt wohl auch ein Reicher?"" fragte die Schwarze.

„Das nich," erwiederte der Geſell. „Er iſt arm, aber tuchendhaft, und da haben wir ihn chewiſſermaßen als Vater anchenommen."

„„Nu,"" meinte die Schwarze, „„es iſt juſt nicht ſo nothwendig, daß wir einen Geſellen einſtellen; aber weil der Menſch ſo anſtändig iſt, ſo kann man's ſchon machen.""

„Alſo kann ich kommen," ſagte der Geſell und empfahl ſich höflich. Draußen auf der Treppe ſchnippte er mit den Fingern. Er beſaß die Beobachtungsgabe, die ſo häufig die Mitgift und die Entſchädigung des Phlegma iſt. Dieſe hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von dieſem Hausweſen gemacht worden waren, ziemlich vollſtändig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er ſich wohl den Spaß machen, da Geſelle zu ſein. Auf den Lohn brauche er nicht zu ſeh'n; denn, was er von ſeinen Umſtänden erzählt, war nicht erlogen. Er wäre gern dem „chemüthlichen" Mädchen noch einmal begegnet und ging deßhalb noch langſamer, als ſeine natürliche Art war. „Nu," ſagte er in der Hausthüre, „was heute nich iſt, das iſt morgen. Und preſſirt bin ich nich."

Die Schwarze aber meinte: „„Das wär' ein And'rer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Geſcheit'ſt ſcheint er nicht. Ich probir's. Der dort und das armſelig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erſt dort drinn, dem Unkel will ich weiſen, wo er hingehört.""

Der Geſell war eingetreten und hatte beſſer Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebſten frei'n würde. Sie müſſe wohl tüchtig auftreten können, da ſein Hausweſen ſo groß ſei.

„Ja," ſagte der Geſell, „unſer Hausweſen iſt chroß chenug, und eine chroße Frau wär' nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag' ich nich. Chemüthlichkeit und Sanftmuth hat den chröſten Reiz für mich."

Von dem Augenblick an war die Schwarze die „Chemüthlichkeit" und Sanftmuth ſelbſt. Aber auch den alten Fleiß ſuchte ſie wieder hervor. Das Zwiſchenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze ſtand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand ſich dabei nicht ſchlechter. Ging das Zwiſchenreich auf Strümpfen, ſo wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handſchuh'n.

„Siehſt du, Sannel," ſagte der Schneider, als ſie zufällig allein beiſammen waren, „das hab' ich gewißt. Sie hat's nur übel genommen gehabt, daß die Mutter ſie erſt hat wollen probiren. Sie hat mir's geſagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr ſo mit angeſeh'n. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und ſie iſt mir jetzt noch nicht ſo recht, wie ich ſie will haben. Du ſollſt dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh'."

Und wirklich that er das. Je nachgiebiger ſich die Schwarze zeigte, deſto höher ſchwoll ſein Uebermuth. Zuletzt mußte ſie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln auszieh'n. Mit jedem Tage nahm er ſich mehr heraus. Und das ſchien ihr eben recht zu ſein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, deſto williger ſchien ſie zu werden, deſto ſanfter und „chemüthlicher" zeigte ſie ſich.

Der Schneider war glücklich. „Da ſieh'ſt du, Sannel, was beim Beſinnen 'raus wär' kommen. Nu wär' ſie in Schackigt und das viert' Gebot thät' noch immer mit mir machen, was es wollt'! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, beſinn' dich nur nicht drüber."

Die Sannel ſagte nichts, aber ſie ſchüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider ſah es nicht vor dem großen Hund, an

den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Geſell, ein großer Hund! denn aller guten Ding' müſſen drei ſein," ſagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, ſo ſanft, dienſtwillig und geduldig ſie ſich zeigte, wich ſeinen Liebkoſungen aus. Beſonders vor dem Geſellen. „„Es iſt eine Schand',"" ſagte ſie, „„wenn ein fremder Menſch dabei iſt.““ Waren ſie allein, dann ſetzte ſie ihn wohl auf ihre Kniee und ſchaukelte ihn, wie man mit einem Kinde thut. Dabei hielt ſie ihn ſo weit von ſich ab, daß alle ſeine Verſuche, ſie zu umfaſſen, mißlingen mußten; wollte er ſie küſſen, dann hielt ſie ihm lachend das Ohr hin; wollte er ſich damit nicht abſpeiſen laſſen, dann wurde ſie wohl ärgerlich und ſagte: „„Nu laſſ' mich ungeſchoren! Spiel' du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab' mehr zu thun. Und daß du vor dem fremden Menſchen nicht thuſt, als wenn wir Brautleut' wären! Ich ſchäme mich ſonſt.““

„In acht Tagen iſt unſre Hochzig," ſagte der Schneider, „und da erfährt's die ganz' Stadt, wer's noch nicht weiß."

„„Damit hat's Zeit,"" meinte dann die Schwarze. „„Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erſt im Winter wird, das iſt immer noch Zeit genung.““

Mit dem Geſellen war die Schwarze anders. War ſie einmal mit ihm allein, dann klagte ſie, was ſie im Hauſe dulden müßte. „„Meine Leut' wollen einmal, ich ſoll den nehmen. Und ich bin ſo ein dumm Ding, das Alles thut, was die Leut' wollen. Hundert Mädle an meiner Stell' thäten's nicht.““

„Chewiß," ſagte der Geſell, „chewiß. Ich hab's manchmal für mich chedacht."

„„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer ſo ein ſanft Mädle geweſt. Mein Fräle hat oft geſagt: du mußt's einmal gut kriegen, du verdienſt's. Aber Wort' ſind Wort', und es geht doch, wie's will"". Sie ſeufzte tief.

Der Geſell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er ſeufzte mit. „Was noch wird," ſagte er, „das kann man

ſo chenau nicht wiſſen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen.“

„„Ja, wenn ich hübſch wär'. Nach der Sanftmuth, da fragen die Männer heut' zu Tag' nicht.““

Der Geſell zuckte dann die Achſeln; aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, ſondern zu der Thorheit der Männer heut' zu Tag.

„Nu, wenn Sie nicht hübſch ſind! Da weiß ich nich. Aber ſo 'ne Chroßmutter iſt nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat ſo was cheträumt. Ich chlaube, ich bin nich umſonſt in das Haus da chewieſen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt.“

Mehr war mit allen Künſten nicht aus dem Geſellen zu bringen. Und es gab keine Kunſt, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, ſtrich ſich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, ſeufzte und wurde ſo „chemüthlich“, daß dem Geſellen hätte Angſt werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ ſie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel“ in Delitzſch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und ſie ſich in ihrem Herzen an dem Geſellen ſelber vergriff. Hatte ſie ihn nur erſt, dann wollte ſie ihn ſchon aus ſeiner Ruhe heraus jagen, die ſie jetzt ſo ſehr ärgerte. Die Schwarze ließ ſich nicht zum Beſten halten. Und doch ſchien er es darauf anzufangen.

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hauſe. Viele Tage vergingen und man hörte ihn nicht auf der Gaſſe ſchrei'n: „Reſpekt muß ſein im Haus.“ Die Neugier, wie das kommen möge, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Geſell, wie man ſagt, alle Hände voll zu thun. Die ſolchergeſtalt den Haushalt in der Nähe geſeh'n, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Luſt ſei, dem kleinen Meiſter und ſeinem großen Geſellen zuzuſehen. Sie er-

zählten allerlei Geſchichten, wovon ſie Zeugen geweſen ſein wollten. Da hieß es, der Schneider ſteige, wenn er mit dem Geſellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabſehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Geſell die Hand ausſtrecke, ſo oft er mit ihm rede. Der Geſell habe geſagt: „Na, 's wär' doch Schade um den chuten Meeſter, wenn er herunterfallen thäte. Die Brücke iſt hoch, und da iſt's, damit ich zuchreifen kann, wenn er chetorkelt kommt.“ Der Schneider ſei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Geſellen mit der Elle vor der Naſe herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und ſei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Geſell habe phlegmatiſch geſagt: „Na, hab' ich's nich cheſagt?“ Und gerufen: „Aber, Meeſter, wo liegt Er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?“

Die Bemühungen der Schwarzen um den Geſellen waren zu handgreiflich, als daß ſie nicht hätten bemerkt werden ſollen. Der Frau Bügel erregten ſie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre ſein ſollte, ſo fühlte ſie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und ſie wäre gewiß zu deren Vertheidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte ſie: wenn's der Schwarzen gelingt, wird man ſie los. Und weil ſie es wünſchte, ſo glaubte ſie, der Schwarzen werd' es gelingen. So viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in ſolchen Reichthum hineinkommen ſollte, und ſo gern ſie das gehindert hätte. Darum hielt ſie ſich ruhig, that, als ſähe ſie nichts, und ſagte auch dem Schneider nichts davon, der in ſeiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unſchuld vielleicht nichts gemerkt, wäre ſie noch ſo beſchäftigt geweſen, als ſonſt. Vielleicht war auch, ohne ihr Wiſſen, Eiferſucht im Spiele und machte ihr die Augen, die ſonſt ſo geneigt ſich zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu ſehen, ſchärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal ſagte er

zu der Sannel: „Die Leut' wollen mir was zu Gehör reden. Das merk' ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?“

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man ſie fragte, zu verſchweigen. Aber, wie ſie gewohnt war, den Hannes in Allem bei ſich zu rechtfertigen oder wenigſtens zu entſchuldigen, ſagte ſie eifrig: „„Nein, du biſt ein geſcheidter Burſch, Hannesle. Und wo die Leut' meinen, es iſt Dummheit, da iſt's manchmal nur zu große Gutthat bei Einem.““

„Nu, du red'ſt doch auch beinah wie die Leut',“ ſagte der Schneider. „So daß es klingt, als thät'ſt du was damit meinen, und wollt'ſt doch nicht ſagen, was? Was die Leut' haben, das weiß ich; das iſt nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur Einer ein glücklicher Kerl ſein, da ſind ſie gleich da; und was der beſt' Rock iſt und von der Nadel weg, da ſoll's verſchoſſen ſein, und die Knopflöcher ſind nicht recht umnäht, und die Taſchen ſind zu klein, und ſollt's nur der Henkel ſein, als wenn der nicht lang' könnt' halten. Der Geſell, das iſt ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was Eine an einem Burſchen mag. Vor ſo Einem brauch' ich mich nicht zu fürchten. Und ſie müßt' nicht ein Narr ſein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?“

„„Ja; das ſchon,““ entgegnete die Sannel. „„Aber es hat Eins das lieber und das Ander' das. Und der Geſell iſt ſchon Einer, den ein Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuſer und iſt ein reicher Menſch, und das iſt doch auch nichts Gering's. Und wem's um ein Häusle zu thun iſt, dem ſind drei lieber, wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig' ſteh'n! Nein, Hannesle, du mußt nicht ſo ein Geſicht machen.““

„Wenn ich das wüßt'! Sannel, wenn ich das wüßt', Sannel, der Geſell thät' mich dauern. Aber wenn einer in der Wuth iſt, hernachen fragt er nach nichts.“ Der Schneider fragte nicht, ob's der Luft weh that, die er mit Fäuſten ſchlug, als hätte ſie drei Häuſer und ein Mädchen könnte ſie ſchon lieb gewinnen.

„Aber es iſt dumm' Zeug. Sie iſt die Liebetät ſelber."

„„Ja,"" ſagte die Sannel, „„ſeit der Geſell da iſt und hat geſagt, er wollt' eine Frau aus unſerer Gegend, und es müßt' eine ſanfte ſein. Da iſt ſie auf einmal ſanft geworden. Ach ich wollt', Hannesle, ich wollt' um deinetwillen, der Geſell nähm' ſie; aber ich denk' nicht, daß er ſie nimmt. Es wär' gut für dich, Hannesle, es wär' beſſer für dich, wenn dich's auch erſt ärgern thät'.""

„Mordſapperment, und daß dich der Guckguck hätt', Sannel, nu wird's ſchrecklich. Solch' eine Geſchicht' hat noch nicht im Schackigter Kalender geſtanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon iſt dabei geweſt."

Der Sannel wurde es bange. „„Ach Gott, Hannesle, du haſt doch nichts Schlimm's vor?""

„Wenn einer einmal ſo weit iſt," ſagte der Schneider, „hernachen hört Alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird; aber wenn's wird, hernachen wird's was Schrecklich's. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang'. Wenn ich anfang', hernachen hat's aufgehört. Frag' nur die Sannel! Und erſchreck' nicht, Sannel, wenn's wird."

Die Sannel that, was ſie konnte, ihn zu beſänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnſtube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider in's Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob ſie rufen ſollte. Sie lauſchte in ihrer Angſt am Schlüſſelloch, aber ſie hörte nichts.

Der Geſelle war allein in der Wohnſtube geweſen. Er ſaß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und ſchwang ſich hinauf.

„Nu iſt's aus," ſagte der Schneider, „nu iſt's aus."

Der Geſell griff phlegmatiſch in ſeine Taſche und brachte ſein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meiſter verwundert.

„Das, was aus iſt," ſagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezünd't werden."

„„Ja,““ ſagte der Geſell, „„der Meeſter hat ſeine Pfeife auscheraucht. Ich dachte, ſie wär' ihm blos auschechangen. Nu, da iſt zu helfen.““

„Ja, von wegen.“ ſagte der Schneider mit ſchrecklicher Stimme, und ſchien mit der Fauſt auf den Deckel ſeiner Pfeife zu ſchlagen; aber eigentlich ſchlug er auf den Geſellen. „Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das iſt meine Braut. Weiß Er das?“

„„Ach, der Meeſter iſt doch nich char eiferſüchtig?““ fragte der Geſell. „„Die Müh' braucht der Meeſter ſich nich zu cheben.““

„Ich kann mir ſo viel Müh' geben, als ich will,“ ſagte der Schneider außer ſich. „Ich bin der Meiſter, und Er iſt mein Geſell'. Ich laſſ' mir nicht vorſchreiben, was für eine Müh' ich mir ſoll geben. Ich geb' mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menſchen was an, geſchweig' meinen Geſell. Und wenn Er nicht ſtill iſt, ſo iſt mir's nicht zu viel, ich ſchmeiß' Ihn zur Thür da 'naus.“

„„Na,““ ſagte der Geſell phlegmatiſch; „„ich hätte doch chemeint, das wär' dem Meeſter zuviel. Er müßte chedenken, es auf zweimal zu machen.““

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geſelle hatte bemerkt, dem Meiſter war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand geſteckt, ein altes Stück Kleidermaaß angezündet und hielt es dem Meiſter auf den Tabak. Während dieſer ſeine Pfeife mechaniſch in Brand ſetzte, aber mit ſchrecklichen Geſichtern andeutete, daß deßhalb der Friede noch nicht geſchloſſen ſei, fuhr der Geſelle fort:

„„Na, und ich dächte, der Meeſter hätte mir einen beſſern Cheſchmack zuchetraut, als daß ich mich um das alte ſchwarze Cheſchöpfe ſollte bemüh'n. Da kann der Meeſter ruhig ſein. Das kann keinem vernünftigen Menſchen in's Chehirn kommen, wo ſo ein chemüthliches Mädchen zuchechen iſt. Ich bin weit herumchekommen, aber ſo hübſch hab' ich noch keine chesehn, wie

die Sannel da bei Ihm im Hause; das müßt' ein ander Frauchen heben.'"

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heirathbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Gesell, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er möchte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heirathen konnte; und in dem Entzücken des Gesellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: „„Na, nu wird der Meester doch auch auf die eifersüchtig sein. So chroß und stark der Meester ist, aber zwei für Einen sind doch zu viel.'"

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gesellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zusammen zu packen und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt. Dafür wollte er den Gesellen fortschicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Gesell in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die sie unter den Sammetpfötchen der Verstellung verborgen.

„Und das leid' ich nicht," sagte der Schneider, „und der Gesell muß fort. Da ist ein Wort wie hundert."

„„Ja,'" sagte die Schwarze; „„ein Wort von dir ist nix, und hundert sind auch nix. Der Gesell bleibt da, und ich will

ſeh'n, ob mir eine in meinem Häusle ſoll bleiben, wo ich nicht will haben.““

„Reſpekt muß ſein im Haus,“ ſchrie der Schneider. „Und eh' die Sannel 'raus ſoll, da kannſt du eh'nder geh'n.“

Die Schwarze ſchlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heirathsverſprechen ſteckte. „„Reſpekt?““ lachte ſie; „„wenn du mich nicht thät'ſt dauern! Du willſt mich zieh'n? Weil ich dir die Schuh' hingetragen hab' und hab' dir die Stiefel ausgezogen? Denkſt du denn, es iſt mir was an dir gelegen?““

„Und haſt dir Müh' gegeben, bis du mich haſt gehabt,“ ſagte der Schneider. „Ja, da haſt du anders gered't, du falſche ſchwarze Katz'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergaſſen? Und du hätt'ſt verdient gehabt, ich hätt' dich laſſen ſitzen und ich wär' ſo geweſt, wie du da haſt gemeint. Und nu willſt du's mit dem Geſellen machen, wie du's mit mir haſt gemacht!“

Die Schwarze ſah ihn verächtlich an. „„Du biſt auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Geſellen vergleichſt. Und die möcht' ich ſeh'n, die du haſt laſſen ſitzen. Und meinſt du denn, wenn ich den Schackigter Müller hätt' können haben, ich hätt' dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm' keine And're mit dem Häusle, geſchweig' gar ohne. Da nähm' eine hundertmal den Geſellen, und wenn die Kleider nicht ſein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mit ſammt deinem Häusle. Was denkſt du denn? Denkſt du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Geſicht haben, wo die Augen ſind. Denkſt du denn, dich nähm' Eine, die ſich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinter drein ſchrei'n, wenn man mit dir über die Gaſſ' geht, und die Leut' bleiben ſtehen und lachen. Und denkſt du denn, ich hab' dich für einen Mann angeſeh'n? Da wollt' ich mir lieber einen aus der Schule holen; da ſind größere und ſtärkere, als du. Und bild'ſt dir doch ein, man ſoll Reſpekt haben? Die Katz' möcht' ich ſeh'n, die Reſpekt hätt' vor dir, und wär ſie erſt ſieben Tag' alt. Und wenn das Kätzle ſeine Klauen herausthut, da läufſt du davon, wie ein Schneider. Und nu läßt du

mich geh'n und biſt froh, wenn der Geſell mich nimmt, und du wirſt mich los. Du ſollſt ſeh'n, wie dir's geht, wenn du machſt, daß der Geſell was merkt. Bei Tag ſollſt du auf deiner Brücken ſchwitzen, und die Nacht ſteck' ich dich in den Kleiderſchrank. Da kannſt du die Mäuſe verjagen und ſchreien: Reſpekt muß ſein im Kleiderſchrank.""

Damit ging die Schwarze hinaus und ſchlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als ſpäter die Sannel herein kam, um Abſchied zu nehmen, fand ſie den Schneider vor einem Stuhle knieen. Seine Arme lagen auf dem Polſter und ſein Kopf auf ſeinen Armen. So hatte er ſchon lange gelegen. Die Sannel ſah an der Bewegung ſeines Kopfes, daß er ſchluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkoſend ſein Geſicht aufheben. Er ließ es nicht geſchehen.

„Sei gut, Hannesle," ſagte die Sannel wie eine Mutter; „ſteh' auf und ſei gut!"

„„Ja, daß du mich auslachſt,"" ſchluchzte der Schneider. „„Die Jungen ſchreien hinter mir her und die Leut' bleiben ſteh'n und lachen. Es iſt kein Mädle, wo mich mag, mich armen Burſch.""

„Du wirſt dir doch nicht ſo was laſſen weiß machen?" ſagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannſt denken, ich lach' dich aus?"

„„Nu, biſt du nicht deßwegen kommen?"" ſchluchzte der Schneider. „„Du biſt falſcher, wie Alle.""

„Ich bin kommen," ſagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin ſo lang' in dem Häusle geweſen; es iſt mir immer noch, als könnt's nicht ſein. Ich hab' nicht daran gedacht, bis jetzt, daß es könnt' ſein, ich müßt' einmal fort. Ich hab' dir's geſagt und du haſt's nicht wollen glauben, und nu iſt's doch."

„„„Du willſt fort, Sannel?"" fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knieen vom Boden. „„Du willſt fort, Sannel? Du willſt fort?""

„Ja, ich muß," ſagte die Sannel.

„„Ja, nu gehſt du fort,"" ſchluchzte der Schneider; „„es ſoll auch kein Bißle Troſt bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend iſt, hernachen hilft ihm Keiner, da ſtoßen ſie einen tiefer 'nein. Nu wird auch der Ofen fortgeh'n da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zuſamm', und das iſt mir eben recht, wenn mich's nur erſchlägt. Aber die ſchwarz' falſch' Katz' müßt's auch erſchlagen; da wollt' ich luſtig ſein. Das wär' eine Hochtzig, wie ich ſie möcht'! Du denkſt, das iſt nicht mein Ernſt? O, ich bin Einer — frag' nur die Sannel! Juhu! Hochtzig! Aufgeſpielt, Ihr Muſikanten; und nu, Häusle, krach!""

Die Sannel war außer ſich, als ſie den Schneider ſo reden hörte. Und er tanzte noch zu ſeinen Reden und ſchlug mit den Armen um ſich, wie beſeſſen.

„Ach, Hannesle, du wirſt doch nicht überſchnappen?" rief ſie.

Die Angſt des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch Ein Menſch an ihm. Er faßte ſich zuſammen und ſagte: „„Nein, Sannele, da müſſen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibſt, Sannele; oder wenn du geh'ſt, geh' ich mit. Die ſchwarz' Katz' mag das Häusle behalten; ich geh' mit dir, Sannele, ich geh' mit dir!""

„Nein, Hannesle," ſagte das Mädchen; „das geht net. Siehſte, was ſoll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm' Häusle wenn ſeine Leut' alle weggeh'n? Und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt an's viert' Gebot denken, Hannesle!"

„„Das viert' Gebot! Es wär' an den andern neun genug geweſt, es hätt' nicht auch noch das viert' gebraucht. Das viert' Gebot, das iſt wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin geweſt, ſeit ich mich kann beſinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel 'nein geſchlagen. Ich hab' müſſen geboren werden, damit das viert' Gebot was gehabt hat, womit's hat können ſpielen, wie die Maus mit der Katz'. Wenn ich der Papſt wär', ich

ließ's 'rausſchneiden aus dem Katechismus. Aber wo willſt du denn hin, Sannel?""

„Guck'," ſagte das Mädchen; „aber du mußt geſcheit ſein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh' ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei ſich behalten. Und der Magdeburger will mich frei'n. Er will heim, und hernach will er wieder kommen und mich holen. Er hat mir's geſagt. Noch den Tag will er zum Paſtor und will's beſtellen."

Der Schneider brach zuſammen. Erſt konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach faſt das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden ſaß und in ſeine kleinen Hände weinte, wie ein kleines Kind.

„„Recht,"" ſagte der Schneider, „„und da kann er gleich meine Leich' mit beſtellen. Das viert' Gebot ſoll ſich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang thürängeln. Geh', Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk' dir's nicht. Der Magdeburger, das iſt einer, und ich bin keiner. Das iſt ein großer, ſchöner Menſch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert' Gebot hat's auch nicht auf ihn abgeſeh'n. Nein, ſei ſtill, Sannel, du brauchſt nix zu ſagen. Ich verdenk' dir's nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab' immer geſagt, was ich für einer wär' und hab' groß gethan, als wenn ich auch einer wär' wie die andern Burſch'. Ganz da drinn in meinem Herzen hab ich's wohl gewußt, daß ich nicht ſo einer bin geweſt. Und ich hab' nur ſo gethan, damit ich's vergeſſen wollt', daß ich nicht ſo einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her geſpottet, und ich hab's müſſen hören, daß ich nicht bin wie ein and'rer Menſch. Und ein Menſch bin ich doch geweſt, und ein Menſch hat doch eine Seel' im Leib, und wenn der noch ſo klein iſt und ſo ſchwach; und die Seel' verlangt nach andern Menſchen, daß ſie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater ſelig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn Andere über mich haben gelacht, da haben ſie ſich geärgert, und da war's, als wär' ich

Schuld daran und hätt's ihnen zum Trotz gethan, daß ich so klein war und so ſchwach. In der Schul' iſt mir's ſchlecht gangen. Und hernachen; ſiehſt du, wenn ein junger Burſch einen neuen Rock kriegt, ſo weiß er ſich was und läßt ſich drin ſeh'n. Ich bin allemal traurig geweſt, wenn ich einen hab' kriegt, und hab' mich mit verſteckt, wie ich nur hab' gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich geſeh'n, und da war's, als hätten ſie's vergeſſen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich ſo klein war, und ſie würden's nun erſt weiß. Und da ging der Spott wieder vom Friſchen an. Da hab' ich's wollen vergeſſen, daß ich ſo klein bin geweſt und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht', ſo lang' ich nicht dran denk', denken auch die andern Leut' nicht dran, und hab' gethan, als dächt ich, ich wär' wie die andern Leut'. Aber da haben's die übel genommen und haben gemeint, ſie müſſen mich demüthigen, daß ich mir einbilden wollt' ich wär' wie ſie. Guck', Sannel, die weichſt' Hand wird hart, wenn ſie immerfort harte Ding' angreift, und ſo iſt mir's auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab' doch gethan, als wär' ich was Recht's. Ganz dadrinn nur hat mir's wehgethan, und das hat nicht aufgehört, weh zu thun, wenn ich hab' gedacht: ich kann nix dazu und warum hat mich der lieb' Gott nicht größer und ſtärker gemacht. Manchmal iſt mir's geweſt, als wär' er wie die Leut', und hätt' ſelber ſeinen Spott an mir, und hätt' mich ſo gemacht, damit die Leut' über mich ſollten ſpotten. Und da iſt mir's nur wohl geweſt bei dir. Siehſt du, Sannele, all die Freud', die ich gehabt hab' auf der Welt, die iſt von dir kommen. Und der lieb' Gott wird dir's vergelten, was du haſt an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht ſchlechter, als die andern Leut' ſind.""

So ſprach der Schneider aus ſeiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle," ſagte ſie und legte ihre Hände wie betheuernd auf ſeine Kniee. Das war nicht nöthig. Die Sannel brauchte Niemand zu verſichern, ſie meine es, wie ſie rede, der

ſie hörte und ſah. „Aber Hannesle,“ ſagte die Sannel. „Du denkſt dir's nur, daß du ſo ewig klein biſt, wie du meinſt. Und es iſt ja gar nicht wahr. Wenn ich ſagen thät', du wärſt mir drum nicht vorkommen wie die Andern, ich müßt's lügen. Der Geſell iſt ein guter Menſch, und ich hab' gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, ſo iſt der Geſell mir lieber, wie ein Anderer. Aber nicht, wie du. Und wenn ich nur da könnt' bleiben, mir wär's doch tauſendmal ſo lieb. Dort wo er her iſt, ſind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an geweſt. Siehſt du, Hannesle, du biſt ſchlecht, daß du mir nicht willſt glauben. Ich hab' keinmal daran gedacht, daß du ſo klein biſt, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und biſt du klein, ſo iſt mir's eben recht, daß du ſo biſt. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß ſie nicht ſo ſind wie du, geſchweig', daß du mir nicht ſollſt gefallen, weil du anders biſt, als die andern Leut'. Und wenn dir's ſo ſehr anthut, wenn ich den Geſellen nehm', ſo muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle! Siehſt du, auf die Leut' darfſt du nichts geben, die wiſſen ja nicht, wie du biſt; aber ich weiß von klein Kind an, wie du biſt, und da mußt du nicht traurig ſein. Denn, Hannesle, du biſt doch gewiß und wahrhaftig ein Mordburſch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer biſt, ſo biſt du meiner.“

Dem Schneider liefen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte ſo glücklich wie ſonſt. „„Und da heirath' ich doch dich und keine Andere,““ ſagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er ſein eigener Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel ſollte den Geſellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel ſo lieb habe, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er ſie jetzt ſah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlöſen.

Ein's gab ihm wenigſtens nur Erleichterung ſeines Zuſtandes. Die Schwarze, die des Geſellen Werbung erfahren hatte, befahl

ihm, dieſen nicht wieder in das Haus kommen zu laſſen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weiſung, ſie ſolle ſich nicht unterſtehen, heut' oder die nächſten Tage aus dem Haus zu gehen, und ſie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh ſie die Sannel machte. Und dieſe durfte ſich wieder ſatt eſſen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen geweſen, kein Haus auf der Erde konnte ſein Glück mit dem des Häuschens meſſen.

Aber die Schwarze war noch da. Und ſie war ſchwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr ſie in dem Häuschen umher; wohin ſie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall ſchmiegten ſich ängſtlich an einander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauſte. Das zerbrochene Bodenfenſter oben ueben Hannes' Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wuth der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiſer Stimme ihren Geſangbuchsvers begann, da raſte die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott' iſt todt" wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und ſich lange nicht mehr ſehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichſte von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf ſeiner Brücke mußte er ſitzen von Sonnenaufgang, bis die Sterne ihre Schlafmützen aufſetzten. Selbſt das vierte Gebot, ſein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte ſich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße ſein: Reſpekt muß ſein im Haus! gerufen. Aber über dieſen Geiſt hatte dieſer Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun ſaß er, ein Miniaturbild ver-

zweifelter Ergebung, auf ſeiner Brücke. Jeden Stich begleitetete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunſch aus ſeiner Seele nach dem Ende ſeines Elends. Wäre er nicht doppelt geweſen, er hätte umkommen müſſen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannel's Herzen wohnte und wußte, das war ſein Eigenthum, ein Eigenthum, das er nicht verlieren konnte, wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch Niemand fragt, ob ſie müde iſt und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit ſein, wenn man nicht, daß ſie Menſchen und Vieh im Hauſe auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang ſaß ſie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe ſie in Elend und Schande gebracht. Und daß ſie ihm nun die unverdiente Ehre, die ſie ihm erzeigt, nicht umſonſt erzeigt haben wolle. Um ſolch' eine armſelige Wirthſchaft habe ſie ſich nicht die Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in ſchönen Kleidern gehen und gut leben; das Geld dazu müſſe ſie haben; und komme er darüber um, ſo ſei's ihr noch lieber. Hernach könne ſie einen Reicheren bekommen, oder doch wenigſtens einen, der ein Mann ſei.

Die Sannel ſchien eine ganz Andere geworden, als ſonſt, und doch war ſie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergeſſen und verkehrt ſie Alles machte, wußte man nicht, ſie war nur darum ſo vergeſſen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und ſeiner Mutter auf ſich zu lenken. Und wie ſeelenfroh ſah ſie aus, ſo oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Geſellen wegen, der ſich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze ſie nicht aus dem Hauſe ſchicken; und das machte die furchtſame Sannel ſo überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer ſchlimmer. Der Geſelle hatte bei einem andern Meiſter Arbeit bekommen und hatte geſagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuſer, die ſie ſchon für ihr Eigenthum angeſehen, keiner Andern. Und als ihr einmal Nachts

zugetragen wurde, der Geſelle habe geſchworen, bis morgen längſtens müſſe er beim Paſtor geweſen ſein, da kannte ſie ſich nicht mehr. Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel mußten ſich durch die Hinterthür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin ſcholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Muth. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war ſo voll Furcht, daß ſie ſich in dem Hofe noch nicht ſicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Thür in das Freie, als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht, das halbledige Brett der Verzäunung. Als Frau Bügel nach großer Anſtrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, ſagte ſie zu dem Schneider: „Dadran biſt du Schuld. Verzeih' dir's Gott, du bös Kind! So geht's, es wird Alles vergolten in der Welt. Du haſt mich betrogen, und nu biſt du's ſchlimmer, wie ich. Aber es geſchieht dir ſchon recht."

Der Schneider war ſo in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und euch auch," entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu bracht, daß ich's hab' gethan? Ja, ihr habt recht, Mutter, es wird einem Alles vergolten. Guckt, Mutter, da habt ihr mich dazu bracht, daß ich hab' müſſen durchkriechen, und nu müßt ihr ſelber durchkriechen, ſo lang ihr ſeid. Ihr red't davon, wie ich bin geweſt; aber wie ihr ſeid geweſt, davon red't ihr nicht. Und wenn ihr anders wär't geweſt, da wär' ich auch anders geweſt. Nu ſeht ihr's, wie mir's geweſen iſt. Gelt, nu mögt ihr auch nicht in's Haus? Und ihr thätet auf der Stell' einen recht Starken heirathen, daß er euch nur gegen die da drinn hälf', die wild' ſchwarz' Katz'. Gerad' ſo iſt's mir gangen. Und je ärger ihr geweſt ſeid darin gegen mich, je unlieber hab' ich 'nein gemöcht, und hab' am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren, und bin lieber in den Wirthshäuſern geweſt, als daheim bei euch. Aber ich wollt' doch, es wär' noch ſo. Wenn ich euch in euern alten Tagen ſo da haußen muß ſeh'n ſteh'n, und ihr ſeid euer warm Bett gewohnt, da ſtößt mir's das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt' lieber,

ihr thät't mir noch den Wirthshausteufel austreiben und ich riff' euch aus auf die Gaff'. Ach, was das für eine ſchöne Zeit iſt geweſt, wo ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab' auf der Gaff' geſchri'n: Reſpekt muß ſein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, ſo lang' ich leb'."

„Ja," ſagte die Frau Bügel, „es kommt einem einmal, wo man in ſich muß geh'n. Und das iſt nun bei mir kommen. Und du dauerſt mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck', wenn ich auch Unrecht hab' gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb' Gott von der da drinn hälf', ſo ſollt's nicht wieder werden, wie's geweſt iſt. Ich hab' den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab' ihn 'nein getrieben. Und nu wollt' ich lebenslang nicht wieder 'nauflangen an die Fenſterwand. Ich weiß nu, was dabei 'raus kommen iſt. Und wenn uns der Himmel von der da drinn befreien thät', die Sannel müßt' Deine werden, und keine andere auf der Welt. Eine beſſ're ſieht die Sonn' nicht, ſo weit ſie ſcheint. Aber wo iſt ſie nur hinkommen?"

„„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt."" Und ſo war es jetzt mit der Sannel. Und ſie kam glänzend wie Mondenſchein; der Hannes und ſeine Mutter konnten es nur vor der finſtern Nacht nicht ſehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Baſe zu eſſen geholt, denn von Mittag her hatten ſie Alle gefaſtet. Die Schwarze hatte den Küchenſchrank verſchloſſen, und die Andern hatten zuſehen müſſen, wie ſie ſelbſt ſich die theure Butter fingerdick auf das Brod geſtrichen; aber zu eſſen bekommen hatten ſie Nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war ſie dem Geſellen begegnet. Der hatte ſie gefragt, ob ſie ihm noch immer einen Korb geben wolle. Und als ſie das bejaht, hatte der Geſelle wiſſen wollen, wie ſie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun Alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes ſtand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen, und daß man ſie gerne los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Geſell hatte ſich „chewundert;" er hatte „chemeint;" ſo

was wie dies Heirathsverſprechen müſſe umzuſtoßen ſein. Wofür gebe es ſonſt Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht ſein ſollte, da müßte man ſich tröſten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es ſei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienſt erweiſen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erſt etwas Anderes verſuchen. Es ſei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte ſogleich zu der Schwarzen gehen; vorher theilte er ſeinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerſte daran, die Schwarze zu überzeugen, der Geſell habe es von Anfang nur auf ſie gemeint. Des Meiſters wegen, der ihn ſonſt fortgeſchickt haben würde, hab' er ſich geſtellt, als ſtäche ihm die Sannel in die Augen. Aber ſeine Verſtellung ſei vergeblich geweſen, der Meiſter habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geſelle, ſei nun blos deßhalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft. Nun aber ſei er in ſeine Heimath gerufen worden, er müſſe morgen aus Luckenbach; er könne ſie nun nicht anders ſprechen, als im Hauſe, und ſo habe er es doch gewagt, gegen des Meiſters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geſelle darauf gedrungen, ſie müſſe noch heute aus dem Hauſe. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das ſanfte Weſen länger geplagt würde von den armſeligen Schneidersleuten; die ſeien nicht werth, einen ſolchen Diamant nur eine Stunde lang zu beſitzen.

Aber wenn nun die Schwarze auch bereit ſich zeigte, das Häuschen zu verlaſſen; ſo lange ſie des Schneiders Verſprechen noch beſaß, war nichts gewonnen. Der Geſelle zeigte ſich ſo eiferſüchtig, als es ſeinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß ſie Etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverſchreibung gehört, die müſſe er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erſt das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu thun, als wiſſe ſie nicht, wo ſie es

hingebracht. Sie ſuchte und ſuchte und fand es nicht. Es ſei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Werth darauf gelegt.

Der Geſelle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden ſollte, wenn ſie erſt Mann und Frau wären; er fragte ſie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze ſchmolz zuſehends in der Vorſtellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünſchte Papier fand ſich dennoch nicht.

So müſſe ſie ihm, ſagte der Geſelle, eine Beſcheinigung geben, daß er ſicher ſei, ſie ändere während ſeiner Abweſenheit nicht ihren Entſchluß. Wenn er nun wieder käme, ſie abzuholen, und fände ſie als des Schneiders Frau! denn dergleichen ſei in allen Romanbüchern und Liedern zu leſen; und wenn er ſie ſo fände, dann wäre es ſein Tod. Dagegen wolle er ſich und, was er habe, ihr verſchreiben. Und er ſagte das nicht nur, er that das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmuth und Gemüthlichkeit; und als ſie des Geſellen Heirathsverſchreibung hatte, da fand ſich denn endlich auch die Verſchreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen ſucht; da liegt die „Sachen“ mitten da, und man ſieht ſie nicht. Man wendet Alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geſelle verſprach in dem Schein, ſie zu heirathen, ſobald er wieder hierher zurück käme; und das ſollte in längſtens vierzehn Tagen geſchehen. Nach einem zärtlichen Abſchiede ging der Geſelle in die Herberge zurück, ſiegelte da die Verſchreibung des Schneiders in ein Packet, das er an die Sannel adreſſirte. Dazu ſchrieb er nur, das ſolle ſein Hochzeitsgeſchenk an die Sannel ſein.

Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel ſaßen unterdeß im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte; dann machten ſie gute Vorſätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorſätze, denen ſie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben ſind.

Endlich hörten ſie die Hinterthüre gehen und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen

ſind?“ Ihre Stimme war ſo ſanft, wie ſie noch nie geweſen. Sie hatte, ohne es zu wiſſen, noch die Maske vor, die ſie des Geſellen wegen vorgebunden. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häuſern in Delitzſch und Magdeburg. Der Schneider verſtand, was das bedeutete; er ſprang auf und gab der Sannel den erſten Kuß, was ſich um ſo leichter machte, da die Sannel noch ſaß. „Zeitlebens glücklich!“ ſagte er, „und den Sonntig wirft uns der Paſtor zum erſtenmal von der Kanzel!“

Die Frau Bügel war nicht ſo ſchnell zum Hoffen. Aber als ſie in die Stube kamen und die Schwarze reiſefertig auf ihrem Koffer ſitzen ſahen, da wagte auch der Frau Bügel Naſe zum erſtenmale wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu ſchimmern. Die Schwarze that ſehr vornehm. Sie ſchickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen ſollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenſter zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber ſie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenſter hinaus zu rufen, da hätte ſie der Leute genug im Haus.

So dienſtwillig die Sannel immer geweſen war, ſo raſch hatte ſie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte ſie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablaſſenden Abſchied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da ſolle ſie nur unter dem Thore fragen, oder wo ſie ſonſt wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr ſagen, wo der Schwarzen Haus ſtehe. Und vielleicht finde ſie es auch, ohne zu fragen; es ſei leicht zu erkennen an den ſteinernen Männern, die vor der Thüre ſtänden. Und auch ohne die Männer ſei es zu finden, denn es habe vier Geſtocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenſter. Und ſie ſelber ſei auch nicht ſtolz.

Den Tag darauf kam das Packet von dem Geſellen. Der Schneider zerriß ſogleich ſeine Eheverſchreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er ſie wieder in ſeinen Händen hatte. Die

Eheverſchreibung des Geſellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längſtens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname ſtand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet, und ohne daß der Geſelle zurückgekommen, und der Schneider mit der Sannel ſchon zum zweitenmal aufgeboten war, ging ſie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr ſie, daß darauf hin nichts zu machen ſei. In vollem Grimm rannte ſie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie that, als hätte ſie des Schneiders Verſchreibung noch unter ihrem Buſentuch, und führte ſich in das Häuschen ein, als wäre ſie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerriſſenen Papieres, und die Frau Bügel ſuchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetenen Gaſt dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachſagen, daß ſie die Hörner in der nächſten Viertelſtunde wieder ablegte und ſie ſeither nicht wieder aufgeſetzt hat. Sie hatte das auch nicht nöthig, am wenigſten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen iſt nun wie das Häuschen ſelbſt; es iſt ein kleines beſcheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es iſt voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Widerſtrahl des innern Glückes ſeiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinſte, wie und wo es ſoll. Auch das äußere Glück der Familie iſt im Wachſen; aber das kann noch lange wachſen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo ſie allen Segen unterbringen will. Denn ſie hat das Geheimniß in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Vertheilung. Auch am lebendigen Segen fehlt es nicht, und der Schneider iſt glücklich; der Aelteſte verſpricht, wächſt er ſo fort, wie bisher, ein Burſch zu werden, dem nichts am Soldatenmaaße fehlt. Die Jüngeren thun ihm aus Kräften nach. Der Schneider iſt ein Anderer geworden und befindet ſich

wohl dabei. Seit er nicht mehr groß ſein will und nach Großem begehrt, ſcheinen die Leute vergeſſen zu haben, daß er klein iſt. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider ſeinen Zauberſpruch nicht mehr gebraucht. Die Sammel iſt noch immer die alte, der ganze Unterſchied gegen ſonſt, daß ſie nicht mehr ſagt: „Du biſt doch ein Mordburſch;“ jetzt ſagt ſie: „Du biſt ein Mordmann, Hannesle!“ Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder ſonſt Einer einmal den Spruch bringt: „Reſpekt muß ſein im Haus!“

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.